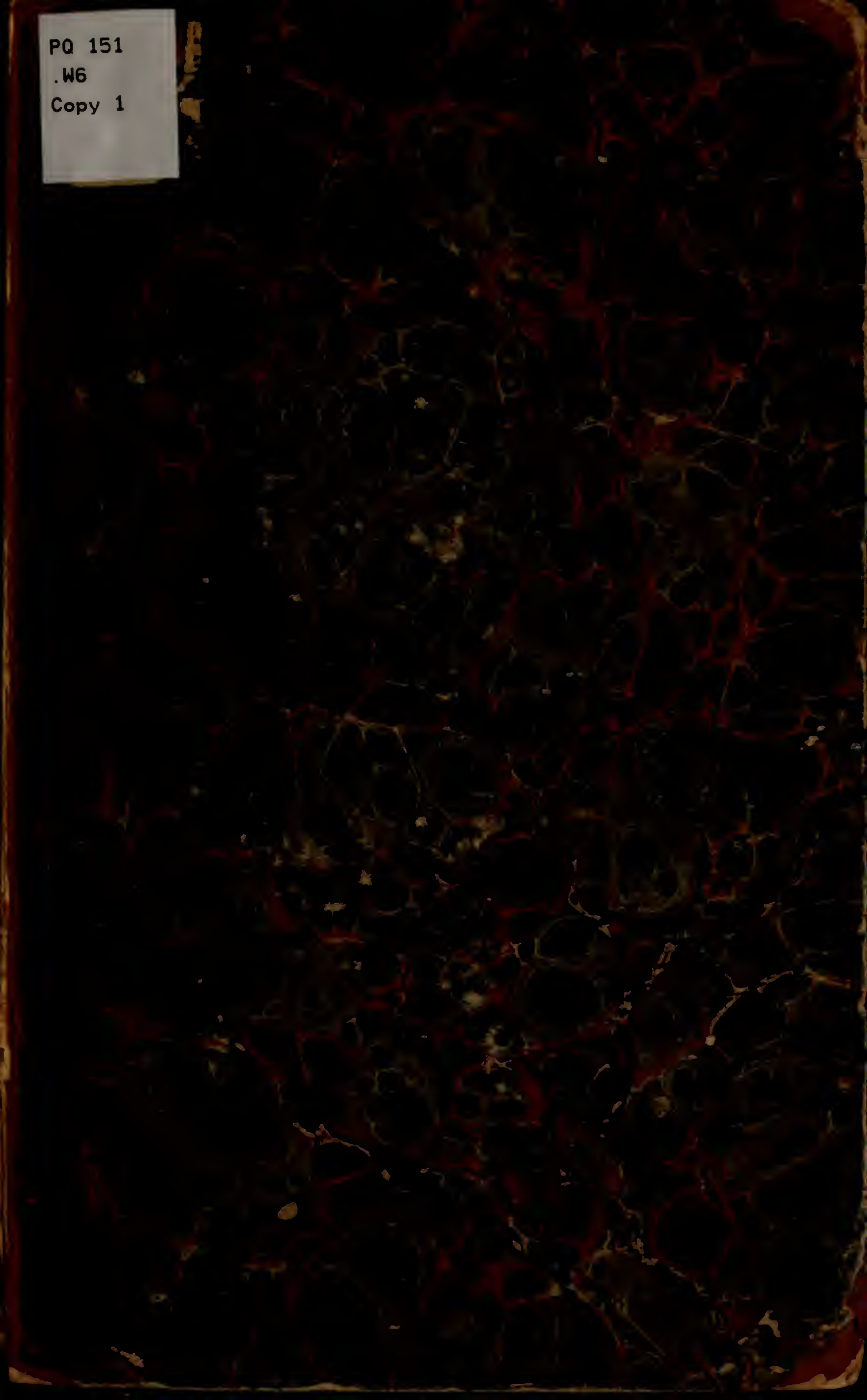
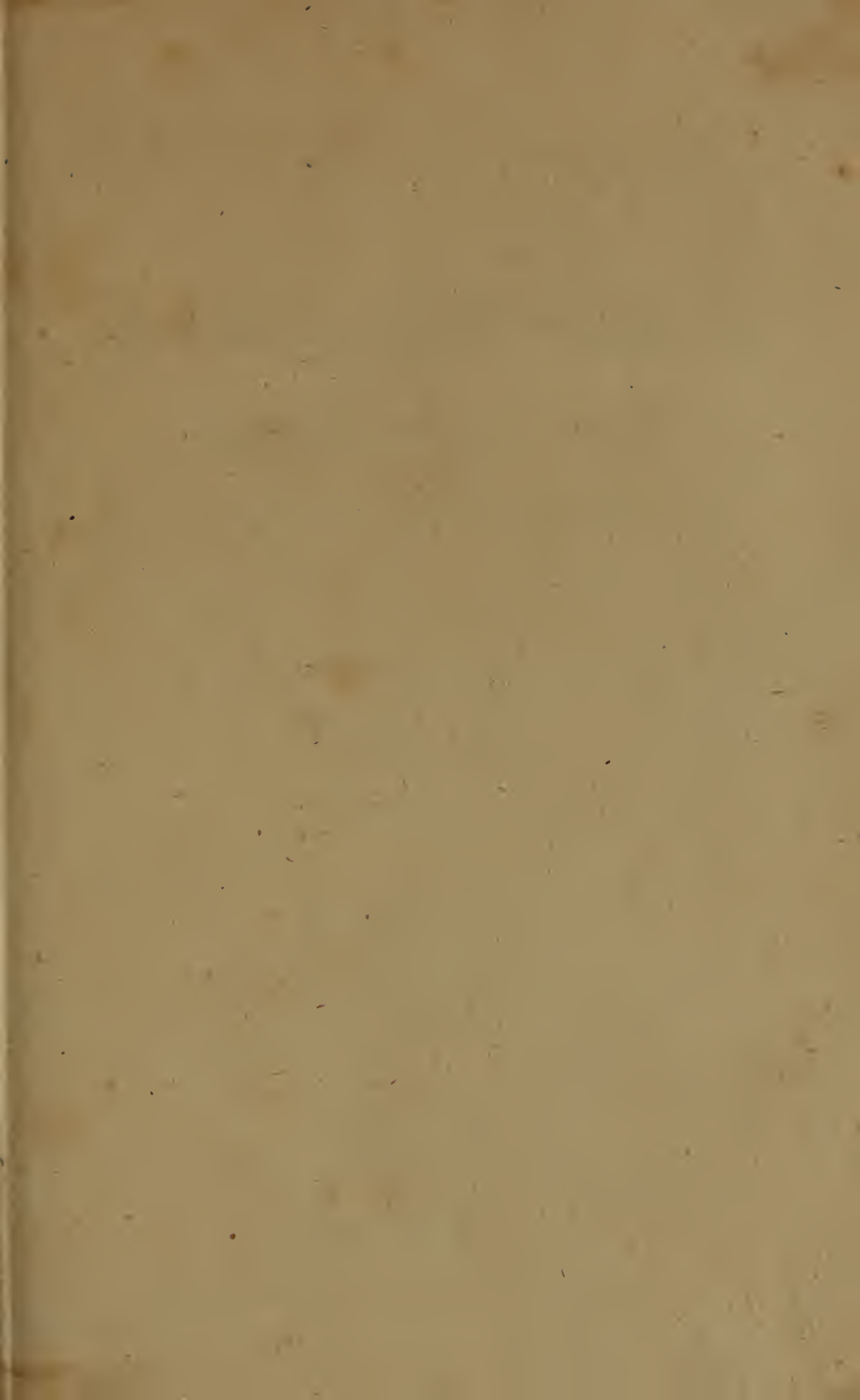
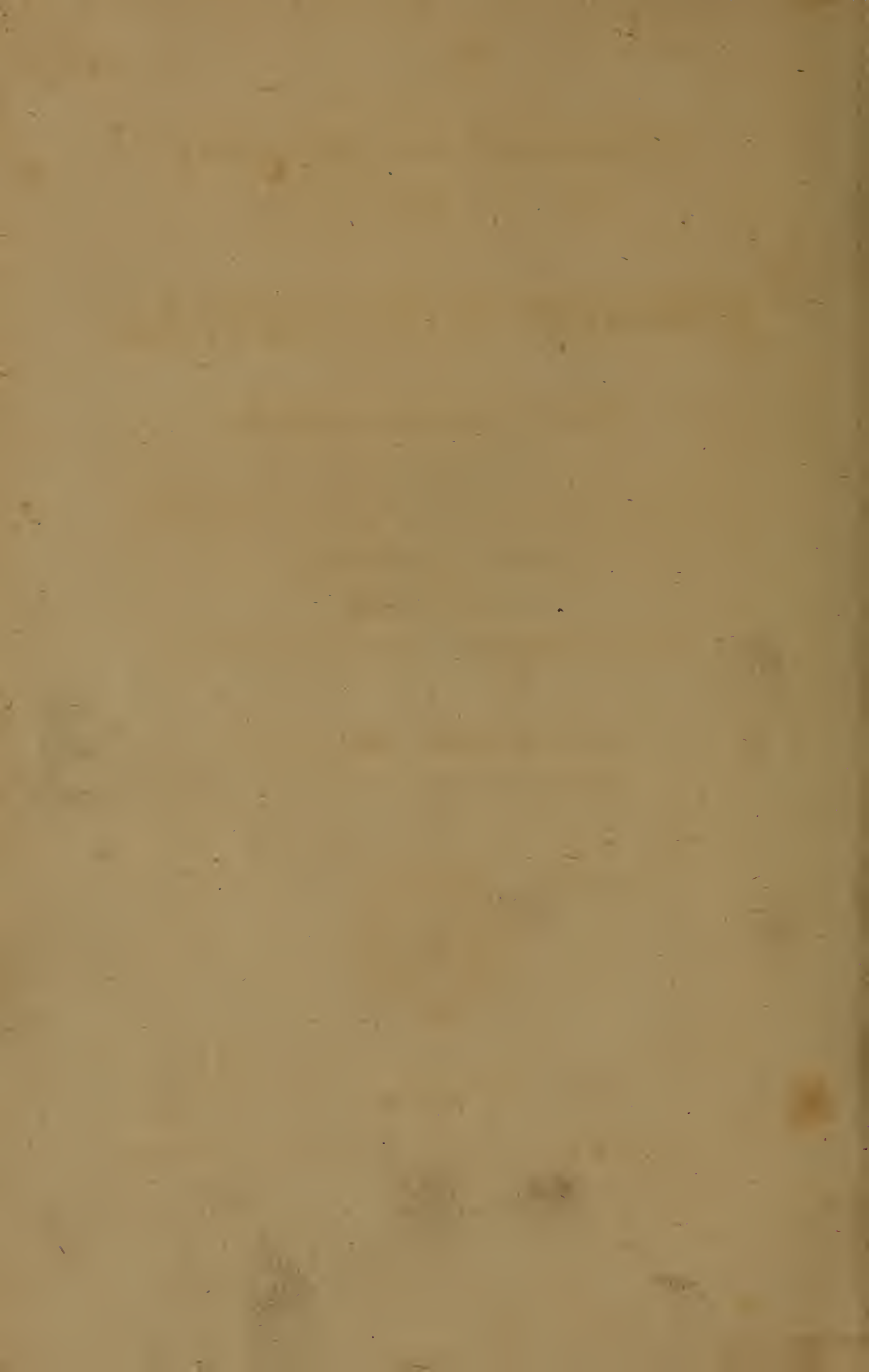

PQ 151
.W6
Copy 1





Über die neuesten

Leistungen der Franzosen

für die Herausgabe

ihrer

National-Heldengedichte

insbesondere aus dem

fränkisch-karolingischen Sagenkreise;

nebst Auszügen

aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts.

EIN BEITRAG

zur Geschichte der romantischen Poesie

von

Ferdinand Wolf,

Scriptor an der k. k. Hofbibliothek.



WIEN,

Fr. Beck'sche Universitäts-Buchhandlung.

1833.

„Das Zeitalter des Enthusiasmus — wie liess es sich anders erwarten? — wurde das Zeitalter des Gesangs in vaterländischer Mundart; und mit ihm ward die erste Quelle der neuern Literatur eröffnet, die gleich anfangs in mehrere Arme sich theilte, die zu mächtigen Strömen dereinst erwachsen sollten. Von ihrem Ursprunge an unterschied sich diese Poesie auf eine ihr eigenthümliche Weise; *sie war nicht Nachahmung der Alten, sie war ganz national, ganz dem Zeitalter angemessen, Frucht desselben.* Der Geist des ritterlichen Muths und der Galanterie sprach sich in ihr aus; *nur zum Gesange, nicht zum Lesen bestimmt,* lebten ihre Laute meist nur *in dem Munde der Sänger* fort; und würden längst verhallt sein, hätten sich nicht noch zu rechter Zeit *einige Sammler* gefunden, die sie der Nachwelt erhielten; und wie viele sind dennoch nicht verhallt?"

Heeren, *Folgen der Kreuzzüge für Europa; in dessen historischen Werken, Thl. II, S.* 338 — 339.

Gedruckt bei A. Strauss's sel. Witwe.

Den beiden grössten

Kennern romanischer Sprache und Literatur

DEM HERRN

RAYNOUARD,

Officier der Ehrenlegion, Mitgliede des k. Instituts von Frankreich, beständigem Secretair der französischen Academie, Ehrenmitgliede der k. span. Academie u. s. w.

und

DEM HERRN

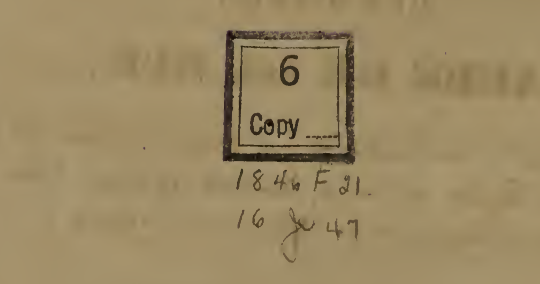
ABBÉ DE LA RUE,

Ehrendomherrn an der Cathedrale von Bayeux, Decan der philosophischen Facultät an der k. Academie zu Caen, Ritter der Ehrenlegion, Mitgliede des k. Instituts von Frankreich u. s. w.

widmet diesen Versuch

als Zeichen dankbarer Hochachtung und aufrichtiger Verehrung

Der Verfasser.


6
Copy
1846 F 21
16 Je 47

Meine Herren!

Wenn ich, als **Ausländer**, es wage, diesen **Versuch** über das altfranzösische Epos **Ihnen**, den **beiden grössten Kennern** romanischer Sprache und Literatur **in Frankreich selbst**, zu widmen, so könnten Sie diess leicht als Missbrauch Ihrer Berühmtheit, unter deren Aegide ich mir Eingang zu verschaffen suchte, ja als doppelt anmassende Zudringlichkeit von sich weisen.

Und dennoch befürchte ich es nicht; denn es war von jeher eine Eigenschaft wahrhaft grosser Gelehrten, Jeden, an dem sie Liebe zur Wissenschaft und ein ernstes Streben wahrnahmen, vielmehr durch aufmunterndes Entgegenkommen und nachsichtige Zurechtweisung zum Weiterschreiten anzuspornen, als durch stolzes

Abfertigen und entmuthigenden Tadel davon abzuschrecken.

Und so hoffe auch ich, dass Sie, meine Herren, die Zueignung dieses Werkchens gütig aufnehmen werden, zumal da ich mich für die viele Belehrung, die ich aus Ihren gelehrten Arbeiten schöpfte, schon aus Dankbarkeit dazu verpflichtet glaubte.

Möchten Sie, meine Herren, Ihrer nicht ganz unwürdig finden diese Gabe

Ihres

dankbaren Verehrers

Ferdinand Wolf.

Vorwort.

Herrn Paris's Ausgabe des *Roman de Berte aux grands pieds* und Herrn Monin's Abhandlung über den *Roman de Roncevaux*, veranlassten diese Schrift, die ursprünglich in Form einer Recension für ein kritisches Institut bestimmt war. Ich sah aber bald, dass sie zu diesem Zwecke sich nicht mehr eignen würde, wenn ich den Gegenstand mit der Ausführlichkeit behandeln wollte, die er mir wegen seiner Neuheit und seiner verhältnissmässigen Wichtigkeit zu verdienen schien. Auch wollte ich diese Gelegenheit benützen, ein paar hiehergehörige, aber ihrer Seltenheit wegen bisher nur dem Namen nach bekannte Werke in Auszügen mitzutheilen.

So glaubte ich, besonders in Bezug auf Deutschland, wo die beiden erstgenannten französischen Schriften, die nur in wenigen Exemplaren abgedruckt wurden, nicht so allgemein verbreitet sein dürften, wie sie es doch wegen ihres genauen Zusammenhanges mit unserer älteren Literatur verdienten, meinem Aufsatz ein selbstständiges Interesse verleihen zu können. Das sachverständige Publicum mag entscheiden, ob mich die Vorliebe für meinen Gegen-

stand getäuscht, ob die Ausführung dem Vorhaben entsprochen habe.

Wenigstens haben wir — ich durch redlichen Fleiss, mein uneigennütziger Herr Verleger durch die Sorge für eine gefällige Ausstattung — uns bestrebt, es an der demselben schuldigen Achtung nicht fehlen zu lassen.

Sollte sich daher dieser Versuch des Beifalls der Kenner und der Unterstützung des Publicums zu erfreuen haben, so werden wir darin die angenehme Aufforderung finden, von Zeit zu Zeit ähnliche Übersichten von den neuesten, auch die vaterländische Literatur vielfach aufklärenden Leistungen der Franzosen in diesem Fache folgen zu lassen.

Wien den 1. Juni 1833.

Nächst der provenzalischen ist wohl unstreitig die nordfranzösische Literatur sowohl ihres Alters, Inhalts und Reichthums, als ihres Einflusses wegen die bedeutendste des Mittelalters [1]), und doch war verhältnissmässig für sie bisher noch am wenigsten geschehen; denn gerade der wichtigste Theil derselben, die grossen epischen Gedichte, ist noch so gut als unbekannt. Wie ungenügend und unzuverlässig die Auszüge aus denselben von Caylus, Tressan, Gaillard, Paulmy, Legrand u. s. w. sind, die zudem meist nur die späteren prosaischen Überarbeitungen benützten, ist bekannt; aber auch die genaueren Arbeiten von Sainte-Palaye, Ginguené und Roquefort gewähren nur einen schwachen Ersatz für die bis jetzt noch ungedruckten und daher nur Wenigen zugänglichen Originale.

Den Deutschen gebührt auch hier das Verdienst, durch wiederhohltes Hinweisen auf die Dringlichkeit und Wichtigkeit des Unternehmens, und durch eigenes Beispiel die Franzosen auf die einheimischen Schätze aufmerksam gemacht und zu ihrer Bekanntmachung angeregt zu haben. Welcher Freund dieses Faches kennt nicht Uhland's trefflichen Aufsatz über das altfranzösische Epos (in Fouqué's Musen. Jahrg. 1812. III. Quart. S. 59 ff.), der zuerst die Bedeutsamkeit des fränkisch-karolingischen Sagenkreises in seiner ursprüng-

[1]) Vgl. *Ampère, de la littérature française dans ses rapports avec les littératures étrangères au moyen-âge;* in der *Revue des deux mondes. Seconde série.* Tom. I. p. 22—34; eigentlich nur erst die Einleitung zu dessen Vorlesungen über diesen Gegenstand.

lichen Auffassung und Gestaltung nachwies, und mit geringen Hülfsmitteln, aber desto sichererem Tacte das Charakteristische desselben zu erfassen und in scharfen Umrissen darzustellen verstand? Und erst jüngst noch hat einer unserer grössten Meister der altclassischen Philologie, der berühmte Prof. Im. Bekker zu Berlin, durch die Herausgabe des provenzalischen *Fierabras* nicht nur unsere Kenntniss der Troubadourspoesie und dieses Sagenkreises überhaupt wesentlich bereichert, sondern auch durch Mittheilung längerer Stellen aus dahingehörigen nordfranzösischen Gedichten und seine meisterhaften kritischen Bemerkungen nach dem Reichthume dieser in sachlicher und sprachlicher Rücksicht gleichwichtigen und bis jetzt noch verschlossenen Schätze begierig gemacht. Endlich haben auch die Franzosen selbst einsehen gelernt, dass sie schon vor dem bis zum Ekel vergötterten Jahrhunderte Ludwigs XIV. eine namhafte, nicht minder merkwürdige Literatur gehabt hätten, ja dass diese allein die wahrhaft nationale genannt zu werden verdiene, und sie in ihrer ächten, ursprünglichen Gestalt und in unverstümmelten Abdrücken bekannt zu machen begonnen. Denn ausser den schon früher erschienenen, von Barbazan, Méon und Roquefort herausgegebenen *Fabliaux, Contes, Lais* und *Blasons*, und den beiden Romanen *de la Rose* und *du Renard*; den beiden *Ysopets*, die Robert seiner i. J. 1825 veranstalteten schätzbaren Ausgabe der Fabeln des Lafontaine beifügte; dem Roman *du Chastelain de Coucy* und einigen kleineren erzählenden und moralisch-dogmatischen Gedichten, nebst den lyrischen des Raoul de Coucy, Thibaut von Champagne und François Villon, deren wiederhohlte kritischere, mit schätzbarem Apparat und typographischem Luxus ausgestattete Abdrücke wir den Herren Francisque Michel und J. H. R. Prompsault verdanken, und denen des Eustace Deschamps und Froissart, die zum ersten Male durch die Herren Crapelet und Buchon be-

kannt gemacht wurden, haben wir nun auch einige grössere epische Gedichte, wie den Roman *de Rou* des Wace, den Roman *de Berte aux grands pieds* des Adenès, und den Roman *de Roncevaux* theils vollständig, theils in grösseren Auszügen durch die rühmliche Verwendung der Herren Plucquet, Paris und Monin bereits erhalten, und die Hoffnung, die Romane des bretonischen Kreises, und zwar zuerst den Perceval durch Quinet; die Gedichte des fränkisch-karolingischen Kreises durch Paris, Bourdillon und Monmerqué; den Roman *de la Violette* durch Michel, der schon früher ein ähnliches Gedicht, den Roman *du Comte de Poitiers*, herausgab, und den *Partenopex de Blois* durch Robert in sorgfältig ausgestatteten, kritischen Textausgaben bald zu besitzen. Ebenso hat der um die altfranzösische Literatur vielfach verdiente Herr v. Monmerqué die erste französische Opéra comique: *le Jeu de Robin et Marion* und den ersten dramatischen Versuch: *le Jeu d'Adam le bossu d'Arras*, die man bisher nur durch Legrand's Auszüge kannte, im Original abdrucken lassen, und von den späteren *Farces*, *Facéties*, *Joyaustées* etc. sind für die bemittelteren Freunde dieser Literatur zwei Sammlungen in einer Auflage zu 70 Exemplaren erschienen, so wie die Pariser *Société des Bibliophiles* mehrere ähnliche kleine Stücke (unter anderen auch einen Abdruck der *Disciplina clericalis* nebst einer altfranzösischen, von der durch Barbazan bekannt gemachten verschiedenen Übersetzung in Versen, bereits im Jahre 1825, also zwei Jahre vor Schmidt's Ausgabe); aber nur für die Mitglieder abdrucken liess. Auch dem baldigen Erscheinen trefflicher Hülfsschriften dürfen wir entgegensehen: denn der gelehrteste Kenner der romanischen Sprachen und Literaturen, der berühmte Raynouard soll bereits die letzte Hand an seine „*Grammaire historique de la langue française*“ und an sein überaus wichtiges „*Glossaire des langues vulgaires*“ gelegt, und der nicht minder berühmte

Alterthumsforscher, Herr Abbé de la Rue, ein grosses Werk über die »*Bardes, Jongleurs* und *Trouvères*« der Presse übergeben haben.

Diese erfreuliche Thätigkeit der Gelehrten lässt auch auf eine allgemeinere Empfänglichkeit des grösseren Publicums in Frankreich für die so lange und so unverzeihlich vernachlässigte, ächte Nationalliteratur schliessen, was auch Herr Paris in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Roman *de Berte*, der ich mehrere der vorstehenden Notizen verdanke, und von der sogleich ausführlicher die Rede sein soll, bestätigt, »*car de tous côtés*,« sagt er (p. XL), »*se reveille le goût et même la passion des plus anciens monumens littéraires. Avant qu'une chaire ne soit, dans le collége de France, consacrée à l'étude approfondie du berceau de la langue française, il s'est formé un public empressé d'accueillir tout ce qu'on exhume de la terre féconde de notre vieille patrie.*« Wenn diese edle Leidenschaft nicht eine vorübergehende Mode ist, so wird der so vielfach verschrieene Romanticismus selbst in politischer Rücksicht einen erfolgreichen und heilsamen Einfluss üben; denn er gibt dem Nationalgefühl eine solide, historische Unterlage, und bewahrt vor hohlen Theorien und den gefährlichen Versuchen mit leeren Formen, so wie er in literarischer Hinsicht dem Götzen der Pseudo-Classicität in seinem Hauptsitze an der Seine selbst endlich die Alleinherrschaft streitig gemacht hat. Und darf sich die deutsche Kritik an dieser unschuldigsten aller Revolutionen in Frankreich mit Recht einen nicht geringen Antheil zuschreiben, so haben wir auch von ihren Folgen nur eine gefahrlose Aufklärung für unsere eigene ältere Literatur zu hoffen, die vielfach erst dadurch die ihr gebührende Würdigung erhalten kann.

Es dürfte daher auch für das deutsche Publicum von Interesse sein, mit den neuesten Leistungen der Franzosen in diesem Gebiete näher bekannt zu werden. Insbesondere müssen die Gedichte aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreis unsere ganze Aufmerk-

samkeit erregen, theils weil sie sich auf germanische Stammsagen gründen und unverkennbar das Gepräge ihres Ursprungs noch an sich tragen, theils weil wir gerade an Gedichten aus diesem Sagenkreise selbst so arm sind. Diess bestimmte mich auch die beiden hiezugehörigen Schriften vorzugsweise auszuwählen und zum Gegenstand einer ausführlicheren Erörterung zu machen. Sie erschienen unter folgenden Titeln:

1) *Li* ROMANS DE BERTE AUS GRANS PIÉS, *précédé d'une dissertation sur les Romans des douze Pairs; par M.* PAULIN PARIS, *de la Bibliothèque du Roi. Paris; imprimerie de Casimir, chez Techener.* 1832. 12. LX und 198 S. (Auch mit dem Schmutztitel: *Romans des douze Pairs de France. No.* 1. — Mit einem Frontispice und einem Fac-simile. — In einer Auflage von 200 Exemplaren auf Holländerpapier und 20 auf starkem Velinpapier.)

2) *Dissertation sur le* ROMAN DE RONCEVAUX *par H.* MONIN, *Élève de l'École normale. Paris, imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale.* 1832. 8. 116 *S. (Thèse de littérature pour le grade de docteur ès lettres, soutenue le* 23. *Juillet* 1832).

Ich darf wohl bei meinen Lesern eine allgemeine Bekanntschaft mit dem Sagenkreise von Karl dem Grossen und dessen Paladinen voraussetzen, da ausser Uhland noch neuerlich der leider zu früh verstorbene Prof. F. W. Val. Schmidt (im XXXI. Bd. der Wiener Jahrb. d. Lit., S. 99 ff.) den Charakter desselben eben so tiefsinnig aufgefasst, als scharfsinnig entwickelt, und mit gewohnter Gelehrsamkeit das literarische Material zusammengestellt und nachgewiesen hat. Ich kann daher mit ihnen sogleich die beiden erstgenannten Schriften, die den Anfang und den Schluss dieser grossen Sagenkette enthalten, im Einzelnen durchgehen.

Ohnehin hat auch der Herausgeber von No. 1, Herr

Paulin Paris [1]), in dem vorausgeschickten Schreiben an seinen gelehrten Freund, Herrn v. Monmerqué, das als Einleitung dient, sich über diesen Sagenkreis überhaupt, und dessen Verhältniss zu den übrigen epischen und erzählenden Gedichten der nordfranzösischen Literatur im Mittelalter verbreitet, welche durch Eigenthümlichkeit der Ansichten und Schönheit der Darstellung gleich ausgezeichnete Abhandlung keineswegs unbeachtet bleiben darf. — Es sei jedoch den Alterthumsforschern Frankreichs überlassen, sich durch den Augenschein näher zu überzeugen, in wie ferne die Eingangs dieser Abhandlung aufgestellte Behauptung stichhalte: dass die über den Portalen mehrerer gothischen Dome befindliche und unter dem Namen der »*Reine Pédauque*« (*aux pieds d'oie*) bekannte Statue die Gemahlin Pipins des Kleinen, Bertha mit dem grossen Fusse, darstelle; wenigstens scheint diese Meinung viel natürlicher und wahrscheinlicher zu sein, als Leboeuf's übergelehrte, der in diesem Bilde die Königin von Saba vorgestellt wissen will, und hiedurch dem Geschmacke Salomons eben nicht das grösste Compliment macht [2]). Auch halte ich es für eine undankbare Mühe, die wortkargen Andeutungen dunkler Annalisten mit den wunderbaren, gerne weitaushohlenden Genealogien der Sage über die Ältern und das Geburtsland der Königin Bertha in Übereinstimmung zu bringen [3]), und wende mich lieber sogleich zu

[1]) Der Lesewelt bereits als Übersetzer der Werke des Lord Byron (bei Dondey-Dupré) und durch mehrere Aufsätze im Temps u. s. w. vortheilhaft bekannt.

[2]) Vgl.: *Examen critique du Roman de Berte aux grands pieds, des notes de M. Paris, son éditeur, et de sa lettre à M. Monmerqué sur les Romans des douze Pairs; par Francisque Michel. Paris, Rignoux.* 1832. 12. *(tiré à* 50 *exempl.)* p. 2, Note 1; welcher fleissig gearbeiteten Rec. ich auch sonst manche schätzbare Nachweisung zu verdanken habe.

[3]) Vgl. ausser den älteren bekannten Untersuchungen von Köhler, v. Aretin, Dippold, Bredow u. s. w. auch Raynouard im *Journal des Savans,* 1832, Juin. p. 343 — 345. Und über die

dem wichtigsten und interessantesten Theile der Einleitung (p. IX ff.), der von dem fränkischen Sagencyclus *(Romans des douze Pairs de France)* überhaupt handelt.

Nach Herrn Paris zerfallen die grossen epischen Gedichte des französischen Mittelalters in drei Classen: jenachdem sie antike (griechische oder römische) Stoffe behandelten, oder bretonische, oder endlich fränkische Sagen als traditionelle Quellen zum Grunde legten [1]); neben diesen gedenkt er der epischen Poesie (im weiteren Sinne) jener Zeit, wie sie bald mystisch-religiöse Stoffe (Evangelienharmonien, Paraphrasen der Bibel, Heiligen-Legenden), bald wunderbare Liebessagen und ritterliche Abentheuer in grösseren *(Romans)* oder kleineren *(Lais)* Gedichten, bald endlich pikante Ereignisse, Anekdoten und Schwänke aus der Gegenwart und dem wirklichen Leben in Verbindung mit oft aus dem fernen Orient herstammenden Sagen und Märchen *(Contes et Fabliaux)* zum Gegenstand ihrer Schöpfungen machte [2]). Er findet in den Gedichten, die antike Stoffe behandeln, nur eine geschmacklose Verunstaltung der Geschichte, und eine für uns unerträgliche Vermengung des Wunderbaren und Wahrscheinlichen, der Zeiten und Sitten; die Ro-

mythische Bedeutung des Namens Bertha und der Beinamen: die Spinnerin *(la filandière)* und mit dem grossen oder Gänsfuss *(au grand pied, pédauque)* Vgl.: Altdeutsche Wälder hgg. durch die Brüder Grimm. Bd. III., S. 43—48. (Über die Kerlingische Ahnmutter Berta 1. Warum sie Berta heisse. 2. Warum sie spinne oder webe. 3. Warum sie einen platten Fuss habe, von J. Grimm); und derselben Kinder- und Hausmärchen; Thl. III, S. 161—162 und 228.

[1]) Man vermisst hier die auf normännische Sagen gegründeten Gedichte, wie den *Roman de Rou, Robert le Diable* u. s. w.

[2]) Lichtvoller und schärfer ist die Eintheilung und Charakteristik der epischen Poesie Frankreichs im Mittelalter in: Rosenkranz, Handbuch einer allgem. Gesch. der Poesie. Halle 1832. 8. Thl. II. S. 37. ff.

mane von Arthur und der Tafelrunde hält er zwar für anziehender, doch ist ihm das ursprüngliche, nationale Colorit an ihnen schon zu sehr verwischt, und die historische Unterlage durch romantische Ausschmückungen fast unkennbar geworden; die kleineren Erzählungen *(Fabliaux et Contes)* findet er höchstens erträglich, wenn man sie als zur Belustigung der Bürgerlichen und des Volkes *(à l'usage de la bourgeoisie et de la populace)* von umherziehenden Bänkelsängern erfundene Geschichtchen *(des productions composées par des saltimbanques au profit des halles)* ansieht. Doch die eigentlich nationalen, zur Erheiterung und Aufmunterung der glänzenden adelichen Gesellschaft gedichteten und bei der festlichen Ritterversammlung an den Höfen und auf den Schlössern abgesungenen Heldensagen *(les poèmes destinés à charmer les réunions les plus brillantes, les fêtes vraiment seigneuriales .... à l'usage des cours et des chateaux)* sind ihm die Romane des fränkischen Kreises von Karl dem Grossen und dessen Paladinen [1]).

Wenn man auch Herrn Paris eine natürliche Vorliebe für seinen Gegenstand gerne zu Gute hält, so wird doch jeder Unbefangene einsehen, dass in diesen Behauptungen neben vielem Wahren auch manches Irrige sich finde. Denn was den Vorwurf der Verunstaltung der Geschichte, fabelhaften Ausschmückung und Einkleidung in das Zeitcostüm betrifft, den er den antiken und bretonischen Epen macht, so kann man auch die fränkisch-karolingischen nicht davon freisprechen; in ihnen ist so wenig ein historisch treues Bild von den Zeiten der ersten Karolinger mehr zu finden, als in den bretonischen von

[1]) Herr Fauriel hingegen behauptet, die Gedichte des fränkischen Kreises hätten wegen ihrer grössern Derbheit und Einfachheit vorzugsweise den niedern Volksclassen zugesagt, während die höhern Classen, die feine, gebildete Ritterwelt, mehr durch die idealer gehaltenen Romane des bretonischen Kreises ergötzt wurden *(Origine de l'Épopée chevaleresque du moyen-âge*; in der *Revue des deux mondes*, Vol. VIII. p. 190—191)!

Arthur, dem walisischen Häuptling. Alle diese Gedichte tragen gemeinsam die unverkennbaren Spuren der Zeit ihrer Abfassung an sich, nämlich des Zeitalters der Kreuzzüge, als das romantische (christlich-germanische) Element sich bereits bestimmt ausgesprochen und die celtisch-romanische Volksbildung durchdrungen hatte. Nur das haben die bretonischen und fränkischen vor den romantisch-antiken Heldensagen voraus, dass ihr Grundstoff in dem lebendigen Bewusstsein der Völker noch fortlebte, und sich als ein Nationales, durch Tradition Fortgepflanztes mit den hinzugekommenen christlich-germanischen Elementen und deren gemeinsamer Fortbildung zum Romantischen leichter verschmelzen liess, als die schroff gegenüberstehende Denk- und Handlungsweise des in sich abgeschlossenen und abgestorbenen Alterthums; daher eben die altclassischen Heroensagen im mittelalterlichen Costüme durch den unüberwindbaren Contrast zwischen Stoff und Behandlung zu wahren Parodien wurden, die, je ernster sie gemeint waren, je lächerlicher uns erscheinen müssen. Auch dürften in Beziehung auf Nationalität die bretonischen Gedichte den fränkischen nicht nachstehen, ja vielleicht sogar den Vorzug vor diesen behaupten. Denn erst seit der Eroberung und dauernden Unterjochung Galliens durch die Franken verschmolzen die romanisirten Walen (Celten, Gälen, Wälschen) mit ihren germanischen Siegern zu einem Volke, dem französischen, bei welchem das wälsche Element noch bis auf den heutigen Tag den Grundcharakter ausmacht, der nur durch das germanische modifizirt wurde [1]); da es ein durch die Geschichte

[1]) Statt aller anderen Autoritäten genüge der Ausspruch eines so classischen Geschichtschreibers, wie Heeren's: „Für die Geschichte der französischen Nation ist es ganz wesentlich, sie als celtischen Ursprungs anzusehen; denn nur so lässt sich der so ganz von dem deutschen verschiedene Charakter erklären, da trotz der vorgegangenen Mischungen der celtische Charakter, wie ihn schon Caesar schildert, vorherrschend geblieben ist.“ (Götting. gelehrte Anzeigen, 1832, No. 98, S. 971).

vielfach bestätigter Erfahrungssatz ist, dass die eingewanderten Sieger die Sitten und Denkweise der angesessenen Besiegten annehmen, wenn Letztere die Gebildeteren und numerisch Überwiegenden sind. In welchen Sagen hat sich aber das wälsche Element reiner erhalten und kenntlicher ausgeprägt als in den bretonischen, die sich auf die Überlieferungen des celtischen Druidenthums, durch heimische Barden aufbewahrt und fortgepflanzt, stützen? Haben nicht die Britten in Wales und die Bretagner in Armorica am längsten der Unterjochung durch die Römer und Germanen widerstanden, selbst nach der Unterjochung ihre Nationalität am reinsten bewahrt, und Abkunft, Glauben und Grossthaten der Väter in Gesängen verewigt, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt als nationales Bindungsmittel dienten[1])? »Bretagne,« sagt Mone (in der Einleit. zu

[1]) Herr Paris scheint die *Historia Regum Britanniae* des Geoffrey von Monmouth, wiewohl er ihn nicht ausdrücklich nennt, als die einzige Quelle anzunehmen, woraus alle späteren Romane der Tafelrunde und vom H. Gral geflossen seien; allein diess ist schon desshalb unmöglich, weil in diesem Buche weder von der Tafelrunde noch vom H. Gral die Rede ist. Vielmehr scheint es jetzt wohl ausgemacht zu sein, dass nicht nur Geoffrey wirklich bloss ältere bretonische Sagen und Überlieferungen gesammelt und übersetzt habe, sondern dass auch die Trouvères unmittelbar aus solchen schöpften und ihren Gedichten zu Grunde legten (vgl. die trefflichen Worte hierüber von Benecke in der Vorrede zu dessen Ausgabe des Wigalois; S. XX — XXII), und die früher dagegen erhobenen Zweifel fallen mit dem Hauptgrunde derselben: dass sich gar keine wälschen Originale auffinden liessen und von bretagnischen Gedichten aus so früher Zeit keine Spur vorhanden sei, weg, seitdem es walisischen Alterthumsforschern gelungen ist, einige derselben zu entdecken und durch den Druck bekannt zu machen (vgl. *de la Rue, Recherches sur les bardes armoricains.* Caen 1815; — Warton, *Hist. of Engl. Poetry. New ed. London* 1824. Vol. I, *Preface*, p. 99; p. XVI. Note g; und p. LXXIV. sqq. Note B.; — Turner, *Hist. of the Anglo-Saxons.* 4. *Ed. London* 1823. Vol. III. p. 493 sqq.: *A Vindication of the Genuiness of the anc. brit. Poems etc...* 2. *Ed.*;

Groote's Ausgabe des Tristan, S. IV) mit Recht, „ist für die altfranzösische Sage ein so wichtiges Land, wie Worms oder Garten für die deutschen.“ Da aber die ursprünglich gallische Stammsage wahrscheinlich verloren ist, so sind, nebst den brittischen Überlieferungen, die provenzalischen und nord-französischen Um-

— und dessen: *Hist. of England during the middle ages. 2. Ed. London* 1825. Vol. IV. p. 297 sqq. und p. 339 sqq.). Wenn ich aber auch die Ansichten des Herrn Quinet (*Sur les Epopées franç. du XII*[e]. *siècle. Paris*, 1831), mit dem Paris wegen des Vorzugs der fränkischen vor den bretonischen Gedichten schon früher in einen literarischen Streit gerieth, nur mit bedeutender Ermässigung kann gelten lassen, und die Behauptung englischer Kritiker: dass auch die Romane von Karl d. Gr. bretonischen Ursprungs seien (S. Leyden, *Prelim. dissert. to the Complaint of Scotland. Edinburgh* 1801. p. 263 sqq.; — Ellis, *Specim. of early Engl. metric. Romances. London* 1811. Vol. II. p. 297 sqq.; — Turner, *Hist. of England during the middle ages.* Vol. IV. p. 322. — Vgl. auch: *Orlando inam. di Bojardo: Orlando fur. di Ariosto: with an Essay on the Romantic Narrative Poetry of the Italians; memoirs, and notes by Antonio Panizzi. London* 1830. Vol. I. *Introd. Essay;* p. 34 sqq.; — p. 97 sqq. et *passim*) noch weniger unbedingt und so allgemein ausgesprochen annehmen kann, so glaube ich doch, dass die französischen Gedichte aus dem bretonischen Sagenkreise nicht nur nationaler, sondern auch meist älter seien, als die aus dem fränkischen (ich weiss wohl, dass mir hierin die Meinung so trefflicher Kritiker wie Uhland, l. c. S. 103 ff. und Rosenkranz, l. c. S. 51, entgegensteht, die mir aber überhaupt die Gedichte des bretonischen Sagenkreises mit einiger Ungunst zu beurtheilen scheinen), und dass die letzteren aus den ersteren manches aufgenommen und nachgebildet haben, welches aber nachzuweisen und zu entwickeln mich hier zu weit führen würde. Noch weniger kann ich mich hier auf eine Widerlegung der Ansicht des Herrn Fauriel, l. c. Tom. VII. p. 672 sqq., als fehlte es den Gedichten des bretonischen Kreises durchaus an aller historischen, localen und nationalen Grundlage, einlassen; nur so viel erlaube ich mir zu bemerken, dass er mir über der späteren, zufälligen Form das Wesen, das lebendige Princip der alten Sage, verkannt zu haben scheint; eine solche Sage ist gewiss keine blosse, willkührliche Erfindung! —

bildungen derselben von dem bedeutendsten nationalen Interesse. Hingegen ist die Grundlage in den Heldengedichten des fränkisch-karolingischen Kreises offenbar deutsch, und gehört wie das durch diese Gesänge verherrlichte Geschlecht dem germanisch-fränkischen Stamm an[1]), und das deutsche Element ist selbst in den auf uns gekommenen wälschen Gedichten noch so vorherrschend, dass sich die eigentlich gallischen Bestandtheile kaum mehr erkennen lassen[2]).

Natürlich mochten diese Gedichte sich vorzugsweise des Beifalls der meist aus dem Blute der fränkischen Sieger entsprossenen Barone und Ritter erfreut haben, und besonders bei feierlichen Gelegenheiten, öffentlichen Versammlungen des Adels, grossen Hoffesten *(Cours plenières)* u. s. w. abgesungen worden sein; aber desshalb, wie Herr Paris, zu behaupten, dass es im französischen Mittelalter eine zweifache Poesie, eine für den Herrn- und Ritterstand, und eine für die Roturiers und Vilains gegeben habe, ist nicht nur gewagt, sondern ganz unstatthaft, wenn er unter der letzteren die *Fabliaux* und *Contes* verstanden wissen will. Dieser Behauptung widersprechen unzählige Stellen der *Romans* und *Fabliaux* selbst, von denen es genügen mag, ein paar der schlagendsten anzuführen, als z. B. den Eingang des bekannten Fabliau von Cortebarbe:

[1]) Sie bekam allerdings eine verschiedene Färbung durch ihre Verbindung mit den Localtraditionen, wonach man die hiehergehörigen Gedichte in die kerlingischen (francigenischen, d. i. aus dem Lande zwischen der Seine und Loire, *Duché de France;* S. Gotfridus Viterb., Chron. P. XVII. p. 507. Basileae, 1559. fol.), aquitanischen, provenzalischen, burgundisch-arelatischen, lotharingischen und belgischen abtheilen könnte.

[2]) Vgl. Mone in der Einleit. z. Tristan, S. V; — dessen Geschichte des Heidenthums im nördl. Europa. Thl. II. S. 421 — 426; und Uhland, l. c. S. 100.

Une matere ci dirai
D'un Fablel que vous conterai:
On tient le menestrel à sage,
Qui met en trover son usage
De fere biaus dis et biaus contes
C'on dit devant Dus, devant Contes[1]).

Und Denys Pyramus sagt im Eingange seiner Lebensbeschreibung des H. Edmund:

Li rey, li prince e li courtur
Cunt, Barun e Vavasur
Ayment cuntes, chanceurs e fables
E bon diz qui sunt delitables[2]).

Viel treffender hat Uhland in seiner oft angeführten Abhandlung (S. 62) den charakteristischen Unterschied zwischen den *Contes et Fabliaux* und den grossen, eigentlich epischen Gedichten aufgefasst, indem er die altfranzösische Fabelpoesie ihrer doppelten, dem Inhalte, dem Geist und der Form nach wesentlich verschiedenen Richtung gemäss in blosse Erzählung und epischen Gesang abtheilt. Auch hat er (S. 82 — 89) so gründlich bewiesen: dass die epischen Gedichte, wie die Rhapsodien der Homeriden, wirklich abgesungen wurden[3]); die Art und Weise ihres Vortrags, und ihr Verhältniss zu den blos erzählten Gedichten so scharfsinnig entwickelt,

[1]) *Des trois avugles de Compiengne, par Cortebarbe* in *Fabliaux et Contes.... publ. par Barbazan et Méon.* Paris, 1808. Tom. III. p. 398.

[2]) MS. Cotton. Lib. Domit. A. 11, bei Turner, *Hist. of Engl.* Vol. IV. p. 263, Note 3.

[3]) So heisst es z. B. nach dem ganz neuerlich erst bekannt gemachten Auszug aus dem epischen Gedicht: *Carolinus* des Gilles de Paris, eines lateinischen Dichters des 13. Jahrh. (*Hist. litt. de la France*, Tom. XVII. p. 43 seqq.) in den Eingangsversen dieses Gedichtes (ibid. p. 44):

— — — — — — —

De *Karolo clari praeclarâ prole Pipini,*
Cujus apud populos venerabile nomen in omni
Ore satis claret, et decantata per orbem
Gesta solent melitis aures sopire viellis.

(Vgl. auch Fauriel l. c. Tom. VII. p. 557 — 560.)

dass ich aus den durchaus übereinstimmenden Ansichten des Hrn. Paris nichts von Belang hinzuzufügen wüsste, der sich daher irrt, wenn er glaubt, es habe vor ihm noch Niemand diese Bemerkungen gemacht; aber eben dadurch, dass er, ohne von Uhland's Forschungen zu wissen, beinahe auf dieselben Beweisgründe, ja fast auf dieselben Beispiele [1]) sich stützt, sowohl die Sachgemässheit dieser Behauptungen bekräftigt, als auch der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn unseres Landsmannes das beste Zeugniss gibt. Beide stimmen auch darin überein, dass schon der metrische Bau und die Strophenabtheilung dieser grösseren epischen Gedichte *(Chansons de Geste)* ihre Bestimmung zum musicalischen Vortrage beurkunde. Die Gedichte des fränkischen Kreises sind sämmtlich in zehn- oder zwölfsylbigen Versen, deren eine beliebige Anzahl durch denselben Reim gebunden *(monorimes)* eine Strophe ausmacht. Vergleicht man nun auch in Rücksicht auf Vers- und Strophenbau diese Gedichte mit denen des bretonischen Kreises, so findet man sie hiedurch eben so charakteristisch, wie durch den Ursprung und Inhalt unterschieden. Denn die Heldensagen des bretonischen Kreises, sie mögen nun in provenzalischer (wie z. B. der *Jaufre*) oder in nordfranzösischer Sprache abgefasst sein, sind durchaus in kurzen, achtsylbigen, paarweis gereimten *(rimes plates)* Versen. Aber schon Uhland (S. 102) bemerkte, dass der epische Alexandriner der fränkischen Gedichte mit unserem Nibelungenvers sehr nahe zusammentreffe, während die Versart und Reimweise der

[1]) Auch er beruft sich auf die bekannte Stelle des *Gerars de Nevers* oder Roman *de la Violette,* wie Gerars als Jongleur verkleidet eine solche Rhapsodie aus dem *Guillaume au Cornés* vorträgt, und theilt diese Stelle im Originale, nach der ältesten Handschrift des *Guillaume au Cornés* berichtigt, mit (p. XXVI — XXVII); da wir aber nächstens einen vollständigen Abdruck des Roman *de la Violette* durch den schon so vielfach um die altfranzösische Literatur verdienten Herrn Franç. Michel zu erwarten haben, so wird sich dann eine schicklichere Gelegenheit finden, diese Stelle auszuheben und näher zu beleuchten.

bretonischen auch die der meisten mehr volksmässigen Gedichte, der *Contes, Fabliaux* und *Lais* sind [1]) Erkennen wir nicht auch hierin die Wirkungen des aus der Fremde stammenden, deutschen Elements der fränkischen, und des heimischen, wälschen der bretonischen Gedichte? Sehr treffend scheint mir in dieser Beziehung die Charakteristik des Herrn Quinet (l. c. p. 26): „*Les poèmes d'origine celtique conservent tous l'octave* (soll wohl heissen: *le vers de huit syllabes*), *la mesure rapide du mouvement lyrique, la souplesse des chants populaires. Au contraire, les poèmes tudesques qui se groupent autour de Charlemagne, ont adopté sans exception le grand vers héroïque, le vers des Nibelungen, et des chansons latines. Avec leur rime uniforme qui retentit toujours la même pendant des chants entiers, comme la lance sur le hautbert, c'est la lourde marche, le sourd frémissement des bataillons appesantis sous l'armure et le harnais de la chevalerie naissante.*“

Zum Beweise, dass auch diese grösseren Gedichte zum Absingen bestimmt waren, hatte Herr Paris, so wie Uhland und der Verf. von Nr. 2, Herr Monin (p. 66), sich unter andern auf die Aussagen dieser Gedichte selbst berufen, die sich gewöhnlich gleich im Eingang oder am Ende „*Chansons*“ nennen, so z. B. der Roman *de Roncevaux:*

Dex! or voz puis bone chançon chanter,

und diess veranlasste natürlich auch ihn und Monin die oft aufgeworfene Frage: wass es denn eigentlich mit der berühmten „*Chanson de Roncevaux*“ für eine Bewandtniss gehabt habe, von Neuem zu untersuchen. Man musste bisher, ungeachtet der emsigsten Nachforschungen, das berühmte Rolandslied für verloren halten; um so mehr aber waren

[1]) Vielleicht bezeichnet diese beiden Grundtypen der mittelalterlichen Verskunst *Robert of Brunne* in der bekannten Stelle (*App. to the Preface to Peter Langtoft* p. XCIX — C) durch die Ausdrücke: „*strange ryme*“ (d. i. fremd für die celtisch-romanischen Nationen) und „*light ryme*“ (volksmässig)? Und wenn ein so grosser Kenner des Mittelalters wie Tyrwhitt diese Stelle also com-

die Stellen [1]), in welchen desselben Erwähnung geschieht, ein wahrer Zankapfel der Gelehrten geworden, und von Ducange bis auf Paris und Monin hat sich noch Jeder an dieser Quintaine versucht, ohne, wie es scheint, den rechten Mittelpunct getroffen zu haben. Von den beiden zuletzt Genannten ruft zwar der Erstere, etwas zu sanguinisch, aus: „*Cependant la vérité tout entière, c'est que la chanson de Roncevaulx* (das Rolandslied), *on ne la retrou-*

mentirt (*Essay on the lang. and versif. of Chaucer*, P. III. §. VIII. Note 60): „*The oldest french poems, to the end of the twelfth century, are all in this metre (the octosyllable); but, upon the invention of the Alexandrin the octosyllable verse seems by degrees to have been confined to the lighter compositions,*" so ist diess eine gewichtige Autorität für meine oben aufgestellte Behauptung: dass die bretonischen Gedichte älter und nationaler als die fränkischen seien (vgl. auch: *Roquefort, Etat de la poésie franç. dans les* XIIe. et XIIIe. *siècles*, p. 66 — 69; und *Fauriel*, l. c. Tom. VII. p. 519 — 520).

[1]) Ich will der Bequemlichkeit wegen die vorzüglichsten dieser Stellen hier nachweisen. Von den Chronisten erwähnen nämlich das Absingen des Rolandsliedes von den Normannen vor der Schlacht von Hastings i. J. 1066: *Guilielmus Malmesburiensis* (*Rer. Angl. Scriptt. ed. Savile* Francof. 1601. p. 101) und *Albericus monach. Trium Fontium* (*Rec. des Hist. des Gaules.* Tom. XI. p. 361), welche ganz einfach sagen: „*tunc cantilena Rolandi inchoata* etc.;" eben so *Ranulphus Higdenus* (*Hist. Brit.* .... Scriptt. XV. *ed. Gale. Oxoniae*, 1691. Tom. I. p. 286): „*et statim acies invicem offenderunt, cum cantilena Rolandi ex parte Normannorum inchoata* etc. . . ."; dasselbe wiederhohlen Matthaeus Paris, Matthaeus Westmonast. u. a. m. (vgl. *Ducange, Gloss. med. et infim. lat. voce*: *Cantilena Rollandi*); aber die Hauptstelle ist im *Roman de Rou* (nicht im *Brut*, wie Paris irrig anführt, der auch diese Stelle nicht nach der ältesten Recension abdrucken liess) des Richard (nicht Robert, wie gewöhnlich) Wace (*publ. par Pluquet. Rouen* 1827. 8. Tom. II. p. 214):

Taillefer, ki mult bien cantout,
Sor un cheval ki tost alout
Devant li Dus alout cantant
De Karlemaine e de Rollant,
E d'Oliver e des vassals
Ki morurent en Renchevals.

vera que dans la chanson de Roncevaulx (nämlich in dem *Roman de Roncevaux*)!" — Allein so pikant diess auch klingt, so möchte sich doch noch manches gegen diese „*vérité tout entière*" einwenden lassen, denn abgesehen davon, dass Einige unter dem von den Chronisten ganz einfach erwähnten „Rolandus" gar nicht den fabelhaften Neffen Karls d. Gr., sondern den Normannen-Herzog Rollo (Hrolfr, von einigen Chronisten auch Rotholandus und Rolandus genannt) verstanden wissen wollen, und erst Richard Wace für den Erfinder der Umwandlung desselben in den fränkischen Paladin und des Zusatzes von Karl d. Gr., Oliver und dem Tode der Helden in der Roncevalschlacht halten [1]), welcher Annahme allerdings die frühzeitige Verbreitung dieser Sage und die Berühmtheit des allgemein gefeierten und vielbesungenen, ja schlechtweg als das Ideal der Tapferkeit aufgestellten Helden der Roncevalschlacht entgegensteht [2]); wenn man ferner auch zugibt, dass es eine irrige Vorstellung war, unter der *Chanson de Roland* sich eine *Chanson* (Lied) im heutigen Sinne des Wortes zu denken, und dass unter diesem Ausdruck, wie erst erwähnt wurde, ein metrischer Roman (*Chanson de Geste*) von bedeutendem Umfange gemeint sein könne, aus welchem es nicht ungewöhnlich war, Bruchstücke bei passenden Gelegenheiten abzusingen, wie wir an dem Beispiel im Roman *de la Violette* sahen [3]), wo-

[1]) *S. Turner, Hist. of Engl. during the m. a.* Vol. IV. p. 318 — 319; *Sismondi, Hist. des Français* Tom. IV. p. 358; (*Walckenaer*) *Lettres sur les contes de fées attribués à Perrault, et sur l'origine de la Féerie. Paris* 1826. 8. p. 117.

[2]) Vgl. Raynouard, im *Journal des Savans*, 1832, Juillet, p. 392 — 393.

[3]) Übrigens irrt Herr Paris, wenn er glaubt, Châteaubriand oder er seien die Ersten, welche diese Meinung aufgestellt hätten; denn schon Ritson (*Dissert. on Romance and Minstrelsy*, vor seiner Ausgabe der „*Anc. engl. metrical Romances.*" Vol. I. p. XXXVI. — XXXVII) sagt: „*The real chanson de Roland was, unquestionablely, a metrical romance, of great length, upon the fatal battle of Roncevaux; of which Taillefer onely chanted a part.*"

durch sich Monin's Einwurf (p. 70—71): dass ein Gedicht von 8000 Versen wohl schwerlich in einem Zug abgesungen werden konnte, von selbst widerlegt, so dürfte es doch mehr als wahrscheinlich sein, dass das Rolandslied nicht aus dem Roman oder der *Chanson de Roncevaux* in der auf uns gekommenen Gestalt entlehnt sein könne. Denn nicht nur dass die ältesten auf uns gekommenen Handschriften dieses Romans erweislich erst aus dem 13. Jahrh. stammen [1]), dass auch die Sprachformen für diese Zeit zeugen, und dass unter den Heiden, die bezeichnend genug den Gattungsnamen „Sarazenen" führen, Völkernamen vorkommen, die erst seit den Kreuzzügen den Abendländern ein besonderes Interesse einflössten und geläufig wurden, so spricht, auch wenn man diess alles als Folge späterer Redactionen und Einschiebsel der Abschreiber gelten liesse, doch der ganze Charakter und die Färbung dieses Romans dafür, dass er erst nach dem ersten Kreuzzug abgefasst worden sei. Es scheint vielmehr dieser Roman, wenigstens in der vorliegenden Gestalt, die Nachbildung eines älteren, vielleicht provenzalischen (für welche Meinung ich später die Gründe beibringen werde) zu sein, der selbst wieder auf Volkssagen und Volksliedern der vaskischen Provinzen diesseits und jenseits der Pyrenäen basirt war, und ein solches Volkslied scheint mir die „*Cantilena Rolandi*" gewesen zu sein, das man in der ursprünglichen Gestalt natürlich umsonst in den Handschriften gesucht hat und suchen wird, da man erst in viel späteren Zeiten anfing, solche na-

[1]) Die anderen nord-französischen Gedichte auf die Roncevalschlacht, die man zwar nicht viel mehr als dem Namen nach kennt, scheinen noch jünger zu sein, wie z. B. das des Jean Bodel d'Arras, der in der Mitte des 13. Jahrh. lebte; das noch spätere anonyme, einst im Besitze des Herrn Foucault; das in der Bodleianischen Bibliothek aufbewahrte von einem gewissen Turold u. s. w. (Vgl. *Mém. de l'Acad. des inscript.*, Tom. II., p. 736; — Tyrwhitt zu *Chaucer's Canterb. Tales*, v. 13741; — *Michel Exam. crit. du Rom. de Berte*; p. 5).

menlose, im Munde des Volks nur lebende Gesänge einer schriftlichen Aufbewahrung zu würdigen, wovon das bekannteste und in die Augen fallendste Beispiel die erst im 15. und 16. Jahrh. gesammelten Romanzen der Spanier sind [1]).

Allein man wird von diesem, wie von so vielen anderen vielfach bestrittenen, und dennoch dunkel gebliebenen Gegenständen der Literärgeschichte des Mittelalters richtigere Ansichten bekommen, wenn statt gelegentlich ausgehobener Stellen und ungenügender Auszüge die Franzosen ihren bisher unbegreiflicherweise vernachlässigten Nationalschatz an grossen epischen Gedichten durch vollständige und kritische Ausgaben allgemein zugänglich gemacht und verarbeitet haben werden. Denn die Zeit der einseitigsten Vorurtheile wird doch wohl nun auch in Frankreich vorüber sein, von der Herr Paris sagt: „dass man sich der Lesung dieser grossen Werke zu überheben suchte, indem man sie mit Tadel überhäufte, der jedoch kaum eine ernsthafte Widerlegung verdient. So behauptete man: dass sie nichts als unglaubliche, lächerliche Abentheuer enthielten; dass alle diese Abentheuer sich auf eine erdichtete Fahrt Karls d. Gr. nach Jerusalem gründeten; dass sie nur eine Nachahmung oder Umschreibung einer albernen, geschmacklosen Mönchschronik, die man fälschlich dem Erzbischofe Turpin zuschrieb, seien, und daher

[1]) Sehr treffend äussert sich hierüber Herr Fauriel (l. c. Tom. VII. p. 574 — 575): „*Quant à ces chants populaires, germes premiers de l'épopée complexe et développée, il est de leur essence de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives auxquelles ils sont destinés. Ils s'évanouissent ainsi peu-à-peu, par degrés, à fur et mesure des altérations qu'ils subissent, plutôt qu' ils ne se perdent tout d'un coup, et d'une manière accidentelle. S'il en restait aujourd'hui quelqu'un, ce ne serait qu' autant qu' il aurait été transporté dans quelque roman plus considérable, de la substance duquel il serait aujourd'hui impossible à détacher.*" — Vgl. über die Ursachen der späten Aufzeichnung der spanischen Romanzen: *Duran, Romancero de Romances caball. é hist. Madrid* 1832, 8. Part. I., *Discurso prelim.* p. XVIII. — XIX.

nicht vor dem Ende des 12. oder gar erst im 13. Jahrh. abgefasst werden konnten."

Diese seichten und zum Theil sich selbst widersprechenden Vorwürfe verdienen wahrhaftig „keine ernsthafte Widerlegung," am allerwenigsten für deutsche Leser, und wenn Herr Paris sich dennoch darauf einlässt, und ich hierin seinem Beispiele folge, so geschieht es bloss, weil sie ihm Gelegenheit gibt, einige geistreiche Ansichten und neue Bemerkungen über die Entstehung, die Quellen und das Verhältniss des fränkischen Sagencyclus anzureihen; und ich theils diese meinen Lesern nicht vorenthalten will, theils ihnen nicht ganz beistimmen kann.

Der Vorwurf der Abentheuerlichkeit und Unwahrscheinlichkeit ist nach Herrn Paris daher entstanden, „dass man die Gedichte des fränkischen Kreises mit denen des bretonischen vermengte; die letzteren wären allerdings auf die abentheuerliche Gralssage gegründet, und enthielten in der That nichts als mehr oder weniger phantastisch-wunderbare Ereignisse; da hingegen die ersteren eine zusammenhängende Reihe von Sagen darböten, von um so grösserer Wahrscheinlichkeit, als sie das Werk höheren Alterthums wären. Sie vermieden das Übernatürliche einzuweben, und Lucan könnte nicht nüchterner und minder wundersüchtig sein, als die ältesten Gedichte von Roland und *Guillaume au Cornés.* Ja sie verdienten in dieser Beziehung bei weitem den Vorzug vor der Chronik von St. Denis."

Ich kann hierin Herrn Paris nicht durchaus beistimmen. Zwar hat er Recht, wenn er die Gedichte des bretonischen Sagenkreises für mystisch-phantastischer hält, als die des fränkischen; denn der Mittelpunct der ersteren ist religiös, der der letzteren politisch. Nur irrt er, wenn er sie alle auf die Gralssage gegründet glaubt, indem er sich hier selbst den in der Sagengeschichte nicht genug zu vermeidenden Fehler des Vermengens zu Schulden kommen lässt, und die ältern kosmogonisch-genealogischen Sagen (wie den Brut, Iwain, den herrlichen Tristan) mit

den späteren, in denen bereits das Christlich-Mysteriöse und Germanisch-Ritterliche mit dem Heidnisch-Nationalen in der wunderbaren Gralsmythe verschmolzen ist, so unbedingt zusammenstellt [1]). Nur scheint ihn abermals die Vorliebe für seinen Gegenstand verleitet zu haben, die fränkischen Gedichte von dem Fehler (wenn es nämlich wirklich einer wäre) des Einmischens des Wunderbaren, Übernatürlichen gänzlich frei zu sprechen; denn als solches muss man ja doch z. B. selbst im *Roman de Roncevaux* oder im *Gérard de Vienne* das unmittelbare Eingreifen der Gottheit in die epische Handlung durch die Engel gelten lassen [2]), wenn man auch die Teufelskünste des Maugis (eine offenbare Nachbildung des Merlin) im gleichnamigen Roman und in den Haimonskindern, die gewiss nicht des Wunderbaren ermangelnden Begebenheiten des Huon von Bordeaux und Ogier von Dänemark, die eben nicht sehr erbaulichen, durch Gottes unmittelbare Einwirkung verrichteten *Tours de force* der durch ihre Gasconaden in Verlegenheit gerathenen Paladine im *Galien Rhetore* u. s. w. für spätere Erfindungen und Zusätze annimmt, da man sie bisher grösstentheils nur aus den prosaischen Romanen kennt. Was aber den Vorwurf des Abentheuerlichen, Unwahrscheinlichen in diesen Romanen überhaupt betrifft, so kann ihn wohl nur Jemand im Ernste machen, der von der Natur des Epischen keinen Begriff hat; denn gerade das Einweben des Wunderbaren, Übernatürlichen ist ein Grundzug der Heroensagen, von den homerischen bis auf die serbischen Heldenlieder, und wegen des Mehr oder Weniger, der Art und Weise zu rechten, wenn nur sonst nicht wahrhaft episches Leben fehlt, ein Pedantismus, der alles über

[1]) Besser hat Herr Fauriel (l. c. Tom. VII. p. 682 — 693) diese beiden kleineren Kreise des grossen bretonischen Sagencyclus unterschieden und charakterisirt; tiefer aber aufgefasst und aus ihrem Princip entwickelt wurden sie von Rosenkranz in dessen: Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter; S. 232 — 307.

[2]) Vgl. Raynouard im *Journ. des Sav.*, 1832, Juillet, p. 395.

einen Leisten, sei es auch der altclassische, schlagen möchte, und darüber die Verschiedenheit der Zeiten, des Glaubens, der Entwicklungsstufen u. s. w. vergisst.

Nicht besser begründet ist der zweite Einwurf: dass nämlich allen Romanen dieses Kreises eine angebliche Fahrt Karls d. Gr. nach Constantinopel und Jerusalem zur Grundlage diene [1]. „Denn," fährt Herr Paris fort, „der einzige nordfranzösische Roman, der von diesem Krieg im gelobten Lande handelt, befindet sich nicht in Frankreich, sondern im *Museum britannicum*, wo ihn der Abbé de la Rue zuerst entdeckte [2]. Die übrigen grossen, metrischen Heldensagen *(poèmes monorimes)* sind weit entfernt, dieselbe Grundlage zu haben, ja ein grosser Theil derselben beschränkt sich nicht einmal auf Karls d. Gr. Regierung. So erzählt uns der *Gerars de Roussillon*, von dem uns nur eine spätere Nachahmung (in Prosa) erübrigt [3], die Kriege Karl Martells; *Garin le Loherain*, *Girbert* und unser Roman von Bertha mit dem grossen Fuss umfassen die Regierung Pipins des Kleinen; *Raoul de Cambray*, *Guillaume au Cornés* und *Gerars de Nevers* versetzen

[1]) So z. B. die *Hist. litt. de la France* Tom. XVI. p. 178; und noch ganz neuerlich ein Schriftsteller, dem es sonst nicht an Belesenheit und Scharfsinn fehlt, nämlich James in seiner: *History of Chivalry*. London, 1830. p. 219, der noch überdiess den Pseudo-Turpin zum Verfasser des bekannten lateinischen Romans von dieser Fahrt macht! — (Vgl. Uhland, l. c., S. 73 — 74; — Wilken, Gesch. der Kreuzzüge. Thl. I. Beil. S. 3 — 5; — Bredow, Karl d. Gr. S. 201 — 205.)

[2]) Der hier gemeinte Roman ist unter dem Titel: *Le Voyage de Charlemagne à Constantinople* bekannt geworden, und ist von einem anglo-normannischen Dichter des 12. Jahrh. (Vergl. *Rapport sur les travaux de l'Académie de Caen*; p. 198 — 201; und Raynouard im *Journ. des Savans*. 1833, *Février*, p. 69 — 73.)

[3]) Bekanntlich besitzen wir aber davon ein sehr altes Gedicht in provenzalischer Sprache (S. *Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours. Paris* 1816 — 1821. Tom. II. p. 284 — 285; und den Auszug bei Fauriel, l. c., Tom. VIII. p. 287 seqq.).

uns in die Zeit Ludwigs des Frommen [1]); andere endlich reichen bis zu Karl dem Kahlen herab. Unter jenen Gedichten, deren Inhalt sich eigentlich auf die Periode Karls d. Gr. beschränkt, sind die ältesten und ächtesten *(le plus authentiques) Agolant*, oder die Verjagung der Sarazenen aus Italien; *Guiteclin de Sassoigne*, oder die Kriege mit den Sachsen; die Haimonskinder und *Girard de Vianne*, oder die Kriege Karls d. Gr. mit seinen Vasallen in Auvergne und Dauphiné; endlich *Ogier le Danois* und der *Roman de Roncevaux* oder die Abentheuer in Spanien. In allen diesen kömmt kein Wort von der Fahrt nach Jerusalem vor, nicht die leiseste Anspielung auf diese fabelhafte Unternehmung."

Nach Anderen endlich sollen alle diese Romane nichts als eine Nachahmung und Umschreibung der bekannten Chronik des Pseudo-Turpin und daher später als diese verfasst worden sein [2]). Herr Paris und Herr Monin verwerfen natürlich diese Meinung, die sich aus dem bisher Gesagten schon als unhaltbar darstellt, da die sogenannte Turpin'sche Chronik bekanntlich nur den Zug Karls d. Gr. nach Spanien, und die der berühmten Ronceval-schlacht unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Ereignisse, also nur die Katastrophe dieses Heldenkrei-

[1]) Von diesem Letzteren sagt jedoch Herr Michel, der künftige Herausgeber desselben (l. c., p. 6 — 7): „*Je crois bien connaître le roman de Gerars de Nevers, et je puis affirmer qu'aucun de ses vers ne donne à penser que le roi de France (au reste nommé Louis) ... soit Louis-le-Débonnaire.*"

[2]) Diese durch Warton's (l. c, Vol. I. p. XIX.) Ansehen unterstützte Behauptung fand so allgemeinen Eingang, dass die meisten sie ihm nachschrieben, wie z. B. Dippoldt (Leben Karls d. Gr. S. 237 — 239), Ginguené *(Hist. litt. d'Italie. Paris* 1812. Tom. IV. p. 135), Sismondi (die Lit. des südl. Europa's, Thl. I. S. 215), James *(France in the Lives of her great men Vol. I. Charlemagne. London* 1832. 8. p. 231) u. s. w. (Vgl. Neue Jahrbücher für Philolog. und Pädagog. Jahrg. III. Bd. VII. Heft 2. S. 204.)

ses enthält [1]); sie berufen sich auf die bekannten Stellen in dem Briefe des Geoffroy, Priors zu Vigeois (in der Nähe von Limoges) [2]), an den Clerus seines Sprengels,

[1]) Wer sich nicht die Mühe geben will, das leicht zugängliche Original (jetzt auch besonders abgedruckt und commentirt durch Ciampi, Florenz 1822. 8.) selbst nachzulesen, vgl. den sorgfältigen Auszug und die treffende Charakteristik von F. W. Val. Schmidt. (Über die ital. Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls d. Gr. oder Thl. III. von Rolands Abentheuer in hundert romantischen Bildern. Nach dem Ital. des Grafen Bojardo. Berlin 1820. S. 43 — 60.)

[2]) *Oihenartus, Notitia utriusque Vasconiae. Paris* 1638. 4to. p. 397 — 398. — Ciampi, und durch ihn irregeleitet Panizzi, Paris und Monin machen diesen Geoffroy zu einem Prior von „Saint-André de Vienne in der Dauphiné," und lassen ihn um das Jahr 1092 (nach Monin um 1100) leben; allein der flüchtig und unkritisch compilirende Ciampi beruft sich (nach Bayle) auf die bekannte Stelle in des *Guy Allard Bibliothèque du Dauphiné* (Grenoble 1680. 12. p. 224; — vgl. darüber: Daunou in der *Biograph. univ. art. Turpin*; und Turner l. c. Vol. IV. p. 314, Note 14 und p. 329), der einen Mönch zu Saint-André de Vienne um 1092 für den Verfasser der Pseudo-Turpinschen Chronik hält, und verwechselt diesen, den Unterschied eines Jahrhunderts für nichts achtend, und ziemlich unverschämt sein Citat interpolirend („*Prior Viennensis*") mit dem in der obenangeführten Stelle bei Oihenart genannten „*Gaufredus Prior Vosiensis, qui paulo ante annum* 1200 *scribebat*" (vgl. Michel, l. c. p. 7, Note 2). Darnach ist daher auch zu berichtigen, wenn Herr Paris in Bezug auf diesen zuletzt genannten Prälaten sagt: „*Avant lui, on ignorait complétement en France l'existence de cette légende* (nämlich der Chronik des Turpin) etc....," was dann etwa wahr sein dürfte, wenn er zu Ende des 11. Jahrh. gelebt hätte; wäre aber noch am Ende des 12. Jahrh., der Zeit, in der er wirklich lebte und schrieb, die Chronik des Turpin in Frankreich ein gänzlich unbekanntes Buch gewesen, wie aus seinen Worten hervorzugehen scheint, so müsste man allerdings ihre erste Bekanntmachung ausserhalb Frankreichs (in Spanien oder Italien, „*Esperia*"?) suchen, da sie bekanntlich i. J. 1122 von dem Papste Calixtus II. für authentisch erklärt wurde (vgl. über die Zeit ihrer Abfassung und den wahrscheinlichen Verfasser derselben: Turner, l. c. p. 326 — 338, der die schon von G. J. Vossius, Oudin und Bredow geäusserte Meinung, dass Calixtus selbst der Verfasser gewesen sei, durch neue und sorgfältige Untersuchungen

und im Turpin selbst (Cap XI.) [1]), um zu beweisen, dass diese Mönchscompilation auf älteren Volkssagen und Volksliedern beruhe [2]); überdiess zeigt Herr Paris, dass sie schon Helden, die nach der Sage und den Romanen in den Vulgarsprachen verschiedenen Generationen angehören, als gleichzeitig zusammenstellte, wie Garin von Lothringen, der unter Pipin gelebt haben soll, und Olivier, den die Sage in die letzten Zeiten Karls d. Gr. versetzt [3]). Dieses und die absichtliche Entstellung der Tra-

glaubwürdig zu machen weiss). Allein diese von unserem Prior erwähnte Unbekanntheit scheint höchstens nur für Südfrankreich („*apud nos?*") angenommen werden zu dürfen, da ein ungenannter Verf. einer Lebensbeschreibung Karls d. Gr. zwischen 1160 und 1170 sich auf „Turpins Brief" beruft, „den er in den fränkischen Chroniken zu St. Denis gefunden habe" (*in Chronicis Francorum apud Sanctum Dionysium in Francia reperimus.* — S. Kollar *Analecta Vindob.* Tom. I. p. 469 et 475. — Vgl. Eichhorn allgem. Gesch. d. Lit. und Kult. Thl. I., Erläut. S. 39 — 40).

[1]) Bei Ciampi: Cap. XII. Vgl. über diese vielbesprochene Stelle und den da angeführten „*Ogerius*" oder „*Oellus*": Warton l. c. Vol. I. pag. XX — XXI. Note b, insbesondere den Zusatz der neuen Ausgabe; — Turner; l. c. Vol. IV. pag. 315, Note 17; — und Panizzi; l. c. Vol. I. pag. 38, Note a.

[2]) Vgl. hiezu: Raynouard im *Journ. des Sav.* 1832, Juillet, p. 390 — 393; und Fauriel, l. c. Tom. VIII. p. 271 — 274.

[3]) Alle diese Helden werden in der Chronik: „*viri famosi*" etc.... genannt, also solche, deren Ruhm bereits damals im Munde des Volks lebte. — Auch weist der Compilator dieser Chronik selbst auf andere damals gangbare Sagen von Karl d. Gr. hin (Cap. XX., bei Ciampi, Cap. XXI.), die er nicht aufnehmen wolle, da eher die Hand ermatten und die Feder den Dienst versagen würde, als sich seine (Karls d. Gr.) Geschichte erschöpfen liesse (... *scribere nequeo; magis deficit manus et penna, quam ejus historia*), und erwähnt unter andern Karls Aufenthalt am Hofe des „*Galafrus Almiraldus Toletae*" da er noch ganz jung (*in pueritia*) aus seinem Vaterlande verbannt wurde, welche Sage Girardin d'Amiens im ersten Buche seines *Roman de Charlemagne* bearbeitet hat. Wahrscheinlich aus einer andern französischen Bearbeitung ging sie in die *Reali di Francia* (Lib. VI. cap. 18 — 51) über; und jüngst erst haben sich Bruchstücke einer mittel-niederdeutschen Bearbeitung in der nieder-rheinischen Mundart davon vorgefunden,

ditionen, um sie einem deutlich genug ausgesprochenen Zwecke (nämlich Anempfehlung der Wallfahrt nach St. Jago de Compostella, der Glaubenskriege gegen die Sarazenen, der Stiftung von Kirchen und der Dotirung von Klöstern) anzupassen, beweisen hinlänglich, dass diese Chronik, weit entfernt, selbst Quelle zu sein, die ursprünglichen Sagen bei weitem nicht so rein aufgefasst und bewahrt habe, wie die auf uns gekommenen *Chansons de Geste*, und daher gewiss nicht den letzteren Grundlage und Muster habe sein können. Am überzeugendsten geht dieses aus der Vergleichung der Turpin'schen Chronik mit jenem Romane, der gerade denselben Gegenstand behandelt, und den wir nun endlich einmal durch Herrn Monin's verdienstliche Abhandlung näher kennen gelernt haben, dem *Roman de Roncevaux* hervor. In diesem ist keine Spur von dem oben angegebenen Zwecke der lateinischen Chronik; es fehlt im französischen Gedichte fast die ganze erste Hälfte der Turpin'schen Erzählung, eine Aus-

die, wie unsere meisten Sagen dieses Kreises, zunächst auf ein mittel-niederländisches Vorbild hinweisen (S. Massmann, Denkmäler deutsch. Sprach. u. Lit. München, 1828. 1. Hft. S. 155 — 157; — Benecke, Beitr. z. Kenntniss d. altd. Spr. u. Lit. Göttingen, 1810 — 1832. Thl. II. S. 609 — 618; — Wolfram v. Eschenbach, hgg. v. K. Lachmann; Vorr. S. XXXVIII — XL; — vgl. Jac. Grimm in den Götting. Anzeig. 1831, St. 81, S. 801.) Auch in Stricker's Gedicht von Karl u. Roland Cap. I. Sect. I — III., und in der Weihenstephaner Chronik von Karl d. Gr. (S. Älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls d. Gr. hgg. von Frhrn. v. Aretin. München 1803. S. 53 — 63) findet sich diese Sage; aber kaum mehr erkennbar ist sie in dem Schauspiele des *Lope de Vega*: *los Palacios de Galiana* (Part. XXIII. *de sus Comedias. Madrid* 1638 4to.), der ein förmliches Intriguenstück daraus machte. (Vgl. über diese zum Sprichworte gewordenen Palläste der Galiana: Pisa, *Descripc. de Toledo.* Toledo, 1617. Fol. P. I. fol. 27; — über die Sage selbst nach spanischer Tradition. *Rod. Tolet.* in der *Hisp. illustr.* Tom. II. p. 75; — *Cronica de España que mandò componer el R. Alonso el Sabio.* Valladolid 1604. Fol. fol. 21 — 24; — und nach diesen: Garibay, Morales u. s. w.)

lassung, die sich kein Dichter jener Zeiten hätte zu Schulden kommen lassen; aber mehr noch zeugt für eine gänzliche Unabhängigkeit des französischen Gedichtes von der Mönchschronik der Umstand, dass nach dem ersteren Turpin selbst in der Roncevalschlacht umkömmt, was eine Annahme der letzteren als Vorbildes unmöglich macht; denn das hiesse ja die Authenticität des Originals, womit sich dieses so viel weiss, lächerlich machen, ganz gegen den Geist des übergläubigen Mittelalters. Es kann daher jetzt auch bei den Gedichten des fränkischen Kreises, seitdem wir einige derselben endlich näher kennen gelernt haben, so wenig mehr von einer alleinigen Ableitung aus dem Pseudo-Turpin die Rede sein, als bei jenen des bretonischen nur aus dem Geoffrey von Monmouth; wir dürfen hoffen, diese Erbsünde der Literaturgeschichten durch die Auferstehung des ächten Nationalepos nun für immer getilgt und das Resultat festgestellt zu sehen: dass sowohl die lateinischen Mönchscompilationen als die Heldengedichte in den Vulgarsprachen zuletzt auf Volkssagen und Volkslieder sich gründen; dass beide sich anfangs unabhängig neben einander entwickelt haben, und erst später ein wechselseitiger Einfluss, und bei dem grösseren Ansehen der lateinischen Compilationen Nachahmung, ja Übertragung derselben statt gefunden habe [3]).

Diess führt natürlich auf die Frage, in welche Zeit nun eigentlich die erste Abfassung dieser Heldengedichte zu setzen sei? Herr Paris, der auch diese Frage aufwirft, lässt sie vor der Hand noch unbeantwortet, und spart sich die Lösung dieses Problems für eine künftige Abhandlung auf, „wenn sie inzwischen keine geschicktere Feder," wie er sehr bescheiden sich ausdrückt, „unternehmen sollte." Jeder Freund der Literatur des Mittelalters erwartet wohl mit Ungeduld diese Abhandlung, die gewiss viel neue Aufklärungen gewähren wird, wie sie

[3]) Vgl. Uhland l. c., S. 91 — 94.

nur ein Solcher, dem die Handschriften - Schätze von Paris und London zu Gebote stehen, zu geben vermag [1]). Es wäre daher eine unverzeihliche Anmassung, sich jetzt schon an die Lösung dieser Frage wagen zu wollen, da erst ein paar dieser Heldengedichte aus der grossen Masse der noch ungedruckten und ungeprüften vorliegen; aber von diesen ist es wenigstens klar, dass sie in der auf uns gekommenen Gestalt nicht über das Zeitalter der Kreuzzüge hinauf gesetzt werden dürfen. So scheint mir z. B. Herr Monin vollkommen Recht zu haben, wenn er von dem *Roman de Roncevaux* sagt (p. 87): »*Le Germain Karl et ses leudes sont devenus Charlemagne et ses pairs; nous sommes au XIIe. siècle, point du tout au VIIIe. La guerre contre les musulmans est uniquement considérée sous le point de vue des croisades. Malgré ce qui leur reste encore de dur et de barbare, les héros de Roncevaux sont en tout de véritables chevaliers, tels que les avaient faits les premières croisades: ce ne sont plus les féroces compagnons de Charlemagne.*« Und als eine unmassgebliche Conjectur erlaube ich mir, schon jetzt hinzuzufügen, dass wohl die meisten und ältesten dieser Heldengedichte zwischen dem ersten und zweiten Kreuzzug, im 12ten Jahrh. abgefasst sein dürften, in jener Zeit, in der die Vulgarsprachen sich bereits hinlänglich entwickelt und zu solch grösseren Werken geeigneter gemacht hatten, aus welcher wir nachweisbar eine Reihe von grösseren Dichtungen in denselben besitzen, und in welcher bereits die *Clercs* der von den Volksdichtern *(Ménestrels* und *Jongleurs)* vorbereiteten Stoffe sich bemächtigten und sie zu grösseren Ganzen zu verarbeiten anfingen; kurz in jener Zeit, in der das germanisch-christliche Element (der Romanticismus)

[1]) Wie ich so eben vernehme, wird Herr Paris diesen und andere auf die Geschichte des altfranzösischen Epos bezügliche Gegenstände in einem eigenen Werk abhandeln, das nächstens unter dem Titel: *Histoire des Chansons de Geste* erscheinen wird.

bereits das herrschende geworden war und die Volksbildung durchdrungen hatte, dessen Färbung daher auch die Volkslieder und Volkssagen annehmen mussten [1]).

Doch es ist Zeit, dass wir mit Herrn Paris zu einem, dem von ihm herausgegebenen Romane näher liegenden Gegenstand übergehen, nämlich zu der Untersuchung über den Verfasser desselben: Adans oder Adenès (nach der zu seiner Zeit allgemein üblichen Sitte, sich auch mit dem Diminutif zu nennen und zu schreiben) le Roi [2]). Über diesen Beinamen: „le Roi" sind die Gelehrten verschiedener Meinung; am unwahrscheinlichsten scheint Roquefort's (l. c., p. 138) aufgestellte Behauptung: „dass er ihm beigelegt worden sei, weil eines seiner Werke an einem Liebeshofe *(Puy d'amour)* gekrönt wurde," wogegen Herr Paris mit Recht bemerkt, dass die Trouvères, deren Werken diese Auszeichnung zu Theil wurde (z. B. in den poetischen Versammlungen, *Puis*, zu Valenciennes oder Cambray) wohl den Beinamen der „Gekrönten" *(couronnés)*, aber

[1]) Vgl. auch hierüber die trefflichen Winke Uhland's l. c., S. 94 — 99; — Heeren, Hist. Werke. Thl. II. S. 341 — 343 und 375 — 377; — Turner l. c., Vol. IV. p. 262 — 270; — Raynouard im *Journ. des Sav.*, 1830. Décembre, p. 718, welcher da noch insbesondere auf den Umstand aufmerksam macht, dass erst unter der dritten Dynastie Paris die beständige Residenz der Könige wurde, welche Stadt auch in den Romanen stets als der Hauptsitz Karls d. Gr. und seines Hofes erscheint, daher diese nicht wohl früher abgefasst sein können; — und Fauriel, l. c. Tom. VII. p. 519 — 521 und 539 — 540.

[2]) Vgl. über ihn und seine Werke die von dem fleissigen Schmidt nachgewiesenen Stellen der früheren Schriften in: Rolands Abentheuer; Thl. III. S. 26 — 27; und in den Wiener Jahrb. d. Lit., Bd. XXXI. S. 104 — 105, zu welchen man hinzufüge: Warton l. c., Vol. I. p. 139. Note K, Zus. d. neuen Ausg.; — und *Hist. litt. de la France*, Tom. XVI. p. 175 und p. 233. Die Stelle über ihn in des Baron von Reiffenberg *Archives hist. des Pays-Bas*, Tom. III. p. 156 — 159, kenne ich nur aus Anführungen.

nicht den der „Könige“ *(Rois)* erhielten. Nicht viel wahrscheinlicher ist die in der *Histoire litt. de la France (Tom. XVI. p. 233)* geäusserte Meinung: „dass seine Zeitgenossen ihm diesen Titel als dem ausgezeichnetsten und fruchtbarsten Dichter beigelegt hätten;“ denn damals coquetirte man noch nicht, die Scholastiker etwa ausgenommen, mit „Dichterfürsten“ und dergleichen sublimen Lobhudeleien, man hielt sich an etwas Positiveres. Dieses findet sich auch wirklich in mehreren Hofstellen oder zunftmässigen Würden, die im Mittelalter mit dem Titel: »*Roi*« beehrt wurden, wie z. B. *Roi d'Armes, Roi des Ménestrels, Roi des Ribauds,* u. s. w., und Adenès kann seinen Beinamen als Haupt der dem Hofe folgenden Truppe von Ménestrels und Jongleurs (welche Würde man etwa mit der eines heutigen Orchester-Directors vergleichen könnte), wie Herr Paris glaubt, erhalten haben, oder, was noch wahrscheinlicher ist, von seiner Stelle als Wappenkönig [1]) am Hofe Heinrichs III., Herzogs von Brabant, oder des Königs Philipps III. von Frankreich, wie Gaillard *(Hist. de Charlemagne, Tom. III. p. 352)* anführt [2]). Zu verwundern ist es aber, dass trotz der Berühmtheit dieses Dichters bei keinem gleichzeitigen Schriftsteller seiner Erwähnung geschieht [3]), und man daher in Rücksicht seiner Lebensumstände bloss auf die Angaben in seinen eigenen Werken beschränkt

[1]) Diess scheint auch eine Stelle im *Roman de Berte* (CXXXI. p. 176—177) zu bestätigen, wo der Dichter mit besonderem Wohlgefallen und in den technischen Ausdrücken eines Kunstverständigen das Wappen ausführlich beschreibt, das der König Pipin Simon, dem Retter Berthas, und dessen Söhnen verleiht.

[2]) Herr Michel fügt diesen Vermuthungen noch die bei, dass unser Dichter vielleicht „*Roi de l'Espinette*,“ einer berühmten Gesellschaft in Flandern, gewesen sei, da er ein geborner Brabanter und ein Hofdienstmann Heinrichs III. von Brabant war *(Examen crit. du Roman de Berte; p.* 7—8).

[3]) Dass Marie de France nicht von unserem Dichter, als dem Verfasser des englischen Aesop, gesprochen haben könne, und dass daher der Verfasser des *Catalogue de la Vallière* (P. I.

ist, worunter der Roman von Cléomadès noch die meisten Daten enthält.

Aus diesem ergibt sich, dass Adenès um 1240 in Brabant geboren wurde; er zeigte wahrscheinlich schon frühzeitig bedeutende poetische Anlagen, denn der damalige Herzog von Brabant, Heinrich III., ein grosser Freund der Dichter und selbst Dichter, liess ihm eine sorgfältige Erziehung geben, und ernannte ihn später zu seinem Hofdichter (Ménestrel)[1]. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich i. J. 1260 wusste sich Adenès die Gunst seiner Söhne und Nachfolger, Jean, Guyon und Godefroy, zu erwerben, die ihn vor Nahrungssorgen schützten, und als ihre Schwester, Marie von Brabant, Königin von Frankreich wurde, bewog sie Adenès, ihr nach Paris zu folgen, und auch dort erfreute er sich in hohem Grade der Gunst seiner erlauchten Gönner, deren Tugenden und Wohlthaten er dankbar in seinen Werken pries. Aber Adenès spendete sein Lob nicht nur den Mächtigen, sondern war eben so bereitwillig, jeden Verdienten und Ruhmwürdigen zu ehren und zu preisen; so sagt er im *Buevon de Comarchis:*

Tom. II. p. 221), bei dem sich allein diese Angabe findet, falsch gelesen habe, ist so klar, dass es keiner Widerlegung bedarf. (Vgl. *Poésies de Marie de France, publiées par M. Roquefort,* Tom. II. p. 34.) — Aber Herr Michel führt (l. c., p. 8) folgende Stelle aus dem *Roman de Witasse-le-Moine* an, aus der man, wenn wirklich unser „*Adans le Roi*“ hier gemeint ist, schliessen dürfte, dass er einen Kreuzzug unter dem hl. Ludwig mitgemacht habe:

Le roi Loéy (IX) fist passer
A grant navie outre la mer.
Si conquist la nef de Bouloigne
Par son cors et par sa personne,
Od lui mena le roi Adan.

[1] *Ce liure de Cléomadès*
Rimai-je li rois Adenès
Menestrés au bon duc Henri
Fui, cil m'aleva et norri
Et me fist mon mestier aprendre.

Se Diex plaist et ses sains, tant com je viverai
Des bons et des preudoms volentiers parlerai;
Se d'aus sais aucun bien je le recorderai;
Se de nului sai mal, trestout quoi m'en tairai.

Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Das letzte Gedicht, in welchem er sich nannte, ist Cléomadès. Dieser Roman, der uns in die Regierungszeit Diocletians versetzt, ist das längste von Adenès's Werken; er besteht aus nicht weniger als 19,000 achtsylbigen Versen. Der Faden der Haupterzählung wird manchmal durch anziehende Episoden unterbrochen, wie z. B. durch die Beschreibung der Wunderthaten des Erzzauberers Virgil [1]). Unter anderen Wunderwerken desselben führt auch Adenès dessen wunderbare Einrichtung der Bäder von Puteoli an; über jedem Bade befand sich eine Inschrift, die den Namen der Krankheit angab, deren Heilung durch den Gebrauch desselben augenblicklich bewirkt wurde, und ganz naiv setzt der Dichter hinzu:

Mais sachiez que Phisicien
Qui ont fait maint mal et maint bien
Depecierent tous les ecris;
Car ce n'estoit pas leur pourfis.
Et si tex bains encore estoient,
Croi-je que pou les ameroient [2]).

[1]) Über den mythischen Virgil des Mittelalters vgl.: Dobeneck, des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen. Thl. I S. 188 ff.; — Schmidt, Beiträge zur Gesch. der romantischen Poesie. S. 130 ff.; — über das Volksbuch vom Virgil vgl.: Görres, die teutschen Volksbücher. S. 225 — 229; — und: Alt-Englische Sagen und Mährchen, nach Volksbüchern. Hgg. von W. J. Thoms. Deutsch mit Zusätzen von R. O. Spazier. Braunschweig, 1830. Thl. I. S. XIII — XXIII. S. 75 — 140 und S. 287 — 294.

[2]) Die Quelle unseres Dichters ist hier offenbar die neapolitanische Volkssage, schon mitgetheilt vom Gervasius von Tilbury (c. a. 1191) in dessen: *Otia imperialia (ap. Leibnitz, Scriptt. rer. Brunsvic.* Tom. I. p. 965).

Von diesem Romane besitzt man eine bedeutende Anzahl von Handschriften, deren einige den Titel: *le Cheval de fust* haben; denn ein magisches Pferd von Holz, auf dem man die Lüfte durcheilen konnte, wenn man den Zapfen zu lenken verstand, spielt eine Hauptrolle in diesem Roman, und ist wohl das Vorbild desjenigen, auf welchem der unvergleichliche Sancho eine der gefährlichsten Proben seines Heldenmuthes ablegte und ihm dadurch Unsterblichkeit verlieh [1]).

Der Roman von Cléomadès [2]) wurde auf Bitten der beiden vorzüglichsten Gönnerinen des Dichters, der Königin Marie von Brabant, Gemahlin Philipps III. (*le*

[1]) Vgl. über ähnliche magische Pferde und insbesondere über das hier erwähnte: Die Mährchen des Straparola, a. d. Ital. mit Anm. von Schmidt (a. u. d. T.: Mährchensaal. Thl. I. S. 269 ff. besonders S. 272 — 273); der aber den Cléomadès nicht gekannt zu haben scheint. Wenn jedoch Cervantes (Don Quijote. P. II. cap. 40) den Peter von Provence die schöne Magelone auf einem solchen Pferd entführen lässt, so scheint diess auf einer Verwechslung zu beruhen, und er hatte wohl eben den Cléomadès im Sinne (nach der spanischen Bearbeitung in Prosa); denn auch im französischen und dänischen Volksbuch von der schönen Magelone thun, wie im deutschen, nur gewöhnliche Pferde diesen Dienst, was auch viel besser mit dem gleich darauffolgenden Abentheuer von dem durch einen Raben entwendeten Ringe zusammenstimmt. (S. *Histoire de Pierre de Prouence et de la belle Maguelonne. Nouuellement imprime a Paris par Alain Lotrian et Denis Janot.* S. a. 4. Fol. C. 1 sqq.; — und: *Dansk og Norsk Nationalvaerk, eller almindelig aeldgammel Morskabslaesning. Paa ny udg. .... af Rahbek. Kjöbenhavn*, 1829. III. Bd. I. Hft. S. 55. ff. — Das spanische Volksbuch war mir nicht zur Hand.)

[2]) Der Stoff dieses Romans ist offenbar von den Orientalen entlehnt; auch Girardin d'Amiens, ein Zeitgenosse des Adenès, soll diesen Gegenstand metrisch bearbeitet haben. (*Catal. de la Vallière.* P. I. Tom II. p. 220.) Auch von diesem Romane erschien im 15. Jahrh. eine mehrmals gedruckte, prosaische Bearbeitung, nur ist es zweifelhaft, ob zuerst in spanischer oder französischer Sprache (aus der französ. Bear-

Hardi) von Frankreich, und dessen Schwester Blanca (i. J. 1269 dem Infanten von Castilien, Fernando de la Cerda, vermählt), abgefasst, und zwar ungefähr zwischen d. J. 1280 — 1283; nicht wohl vor dem ersteren, da er im Eingange seine früheren Werke also erwähnt:

Cil qui fit d'Ogier le Danois,
Et de Bertain qui fu au bois,
Et de Buevon de Comarchis,
Ai un autre livre entrepris;

der Roman von Ogier von Dänemark aber auf Veranlassung des Guy de Dampierre unternommen ward, den der Dichter im Eingange desselben „Grafen von Flandern" nennt, welchen Titel dieser jedoch erst nach dem Tode seiner Mutter, der Gräfin Margarethe von Flandern, i. J. 1280 annehmen durfte (S. *Art de vérifier les dates, nouv. éd. Paris* 1818. 8. *Tom. XIII. p.* 325 *sqq.)*; aber auch nicht später als 1283, da in diesem Jahre der König Philipp III. starb, dessen als eines noch Lebenden im Cléomadès gedacht wird.

Die k. Bibliothek zu Paris besitzt auch die übrigen, obengenannten Werke unseres Dichters vollständig, ausser dem Roman von *Buevon de Comarchis*, von dem sich nur die erste Abtheilung vorfindet. Dieser letztere ist ein Zweig *(branche)* der Romane von der Familie

beitung befindet sich ein Auszug von dem Grafen Tressan in dessen: *Corps d'extraits de Romans de Chevalerie.* Tom. I. p. 293 sqq.); denn wahrscheinlich rühren beide Versionen von demselben Verfasser her, nämlich einem gewissen Philippes Camuz oder Camus, einem Franzosen, der sich gegen das Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh. in Spanien aufgehalten zu haben scheint, und mehrere altfranzösische Rittergedichte und Volkssagen in französischer und spanischer Sprache prosaisch bearbeitete; unter andern auch die Sage von der schönen Magelone, wodurch des Cervantes erst bemerkte Verwechslung dieses Romans mit dem von Cléomadès noch erklärbarer wird. (Vgl. Brunet, *Manuel du libraire;* s. v. Clamadez; — und *Biograph. univ.; art. Camuz.)*

des *Guillaume au Cornés*, so wie die *Enfances Ogier* sich an die Romane von Ogier von Dänemark und dessen Familie anreihen [1]). Fälschlich aber hat man Adenès für den Verfasser aller Gedichte von *Guillaume au Cornés* und Ogier von Dänemark ge-

[1]) Herr Michel gibt in seinem: *Examen critique de la Dissertation de M. Henri Monin sur le Roman de Roncevaux. Paris*, 1832. 8. *(tiré à cent exempl.)*, p. 12 — 15 eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung der metrischen und prosaischen Bearbeitungen dieses Gegenstandes (womit zu vgl. unseres fleissigen und vielbelesenen Schmidt Nachweisungen in den Wiener Jahrb. d. Lit., Bd. XXXI. S. 126 — 130), woraus ich die Stellen über die beiden noch unedirten französischen Heldengedichte, als noch unbekannt und hieher gehörig, mittheilen will. Das ältere ist von Raymbert de Paris, wahrscheinlich aus dem Anfang des 13. Jahrh. (irrig in der *Hist. litt. de la France*, Tom. VIII. p. 594 — 595 in das Ende des 11. Jahrh. versetzt, woselbst auch einige Verse aus dem Anfang und Ende, aber sehr verstümmelt, mitgetheilt werden) und besteht aus mehr als 21600 Versen. Es beginnt nach der Handschrift der k. Bibliothek Nro. 7608 — 3 oder *Fonds de Cangé*, no. 34 also:

Seigneurs, oyés (que Jhesus bien vous face
Et le glorieux Père espéritable!)
De fière geste et de grant vassellage.
Raymbert la fist à la dure couraige;
Jouglierres fut, si vesqui son éage,
Gentis Homs fu et trestout son lignaige;
Mainte chançon fist-il de grant barnage.
Hui mès dirons d'Ogier de Danemarche,
Le fils Gaufroi, etc. . . . .

Das andere ist das unseres Adenès, welches ungefähr 8000 Verse enthält; der Anfang, wie das Ende, fehlt in der Handschrift Nro. 7630 — 5. 5. Colb. 5177; lautet aber nach der Handschrift Nro. 7548 — 3, Colb. 3548 vom 13ten Vers an also:

Cil jougléor qui ne sorent rimer,
Ne firent force fors que dou tans passer,
L'estoire firent en plusours lieus fausser . . . .
Li Rois Adans ne veut pas endurer

halten [1]), die grösstentheils einer viel früheren Zeit angehören. Adenès hingegen ist einer der letzten unter den Dichtern, die in zehn- oder zwölfsylbigen Versen mit lang anhaltender Reimfolge *(vers monorimes)* die Helden des fränkisch-karolingischen Sagenkreises besangen [2]). Seine Versification ist nach dem Urtheile des Herrn Paris rein und correct; »aber,« fügt er hinzu, »man kann

Que li estoire d'Ogier le vassal ber
Soit corrompue. Pour ce i veut penser
Tant qu'il le puist à son droit ramener;
K'au roi Adam le plaist à commander
Celui que il ne doit pas refuser
Que ses commans ne face sanz véer.
C'est li Quens Guis de Flandres seur la mer,
Etc. . . . .

Dieses auf Befehl des Guy de Dampierre, Grafen von Flandern (st. 1305), unternommene Gedicht schliesst mit einer Zuschrift an die Königin von Frankreich, Marie von Brabant. Die darin ausgesprochene Kritik der Jongleurs dürfte sich vielleicht auf den obenerwähnten Jongleur Raymbert de Paris beziehen. Beide Gedichte finden sich auch handschriftlich in England (vgl. Warton, l. c., Vol. I. p. 139. Note k, Zus. d. neuen Ausg.). Eine Nachahmung des Romans von Adenès, durch niederländische Vermittlung, scheinen die beiden deutschen Gedichte von Ogier zu sein. (Vgl. Hoffmann, *Horae belgicae. Wratislav.*, 1832. Part. I. p. 60.) — Das dänische Volksbuch, dessen Verf. Herr Michel irrig für anonym hält, da als solcher der berühmte Historiograph Christians II., Christen Pedersen, bekannt ist, wurde neuerdings abgedruckt in dem erst genannten: *Dansk og Norsk Nationalvaerk.* I. Bds. II. og III. Hft. (Vgl. Nyerup, *Almindelig Morskabslaesning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Kjöbenhavn*, 1816. 8. S. 99 ff.)

[1]) Darnach sind also auch die Angaben in der *Hist. litt. de la France* (l. c.), und bei Roquefort (*Glossaire de la langue romane. Table des auteurs, s. v. Adenez*; und: *De l'État de la poésie franç.*, p. 139) zu berichtigen, die alle Späteren nachgeschrieben haben.

[2]) Es ist schwer zu begreifen, was wohl Ginguené (*Hist. litt. d'Italie.* Tom. IV. p. 157) und den ihn ausschreibenden Fer-

sagen, dass der Grundton *(le fond)* seiner Erzählungen im Allgemeinen um so weniger poetisch ist, je mehr es sein Ausdruck *(expression)* zu sein scheint.«

Nach dieser in jeder Rücksicht interessanten und an neuen Ansichten und Aufschlüssen reichen Abhandlung über den fränkisch-karolingischen Sagenkreis überhaupt und den Dichter Adenès insbesondere gibt Herr Paris ein Verzeichniss der von ihm gebrauchten Handschriften [1]), einige Hauptregeln des durch den berühmten Raynouard aufgefundenen und festgestellten und auch von ihm befolgten grammatischen Systems, von dem er nur in dem seltenen Falle abwich, wenn keine der sechs benützten Handschriften die grammatisch-richtigere Lesart autorisirte (eine gewiss nur zu lobende Beschränkung der Conjectural-Kritik), und schliesst mit einer eben so bescheidenen als gerechten Anerkennung der Verdienste seines auf dem Titel nicht genannten Mitarbeiters, des Herrn Leroux de Lincy, der die dem Abdrucke zum Grunde liegende Handschrift No. 7188 der k. Bibliothek mit aller möglichen Sorgfalt und Treue copirte.

Was nun den von Herrn Paris herausgegebenen *Roman de Berte* selbst betrifft, so bescheide ich mich gerne, die Würdigung der philologischen Ausbeute so gelehrten Sprachforschern wie Raynouard, Bekker, Diez, u. s. w. zu überlassen; über die metrische Form aber will ich nur so viel bemerken, dass das Gedicht aus zwölfsylbigen Versen besteht, deren eine

rario *(Storia ed Analisi degli antichi Romanzi di Cavalleria etc. Milano*, 1828. 8. Tom. II. p. 174) bewogen haben konnte, den Roman von Bertha des Adenès für den ältesten des karolingischen Sagenkreises zu halten?! (Vgl. Raynouard im *Journ. des Sav.*, 1830, Décembre; p. 719.)

[1]) Herr Michel (l. c., p. 9) fügt diesem Verzeichnisse noch eine Handschrift bei, die ausser dem Roman von der Bertha auch den von Gottfried von Bouillon enthält, und sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Rouen *(Belles-Lettres franç.*, No. 42.) befindet.

unbestimmte, oft bedeutende Anzahl, durch denselben Reim gebunden *(monorimes)* und den Sinn vollständig abschliessend, einen selbstständigen Abschnitt oder eine Strophe bildet (solcher Abschnitte, *Couplets*, enthält das Gedicht 145 [1]), wovon, so wie von dem Styl auch dieses Romans ganz dasselbe gilt, was Uhland (l. c., S. 79 — 82 und S. 84) über Versart [2]) und Styl dieser Gedichte überhaupt so treffend bemerkt und nachgewiesen hat.

Ich werde mich daher darauf beschränken, die dem Romane zu Grunde liegende Sage, das Verhältniss desselben zu den früheren Überlieferungen und den späteren Nachbildungen, und die Behandlung dieses Stoffes von unserem Dichter zu untersuchen. Aber auch hierin finde ich trefflich vorgearbeitet; denn die Vergleichung der Sage mit den wenigen historisch-erweisbaren Thatsachen haben von Aretin und Raynouard so gründlich und erschöpfend vorgenommen, dass ich nichts Neues hinzuzusetzen wüsste und daher auf sie verweise [3]). Ja selbst die Mühe, einen vollständigen Auszug aus dem vorliegenden Gedichte zu geben, und das Verhältniss desselben zu den früheren Überlieferungen der Sage und den späteren romantischen Bearbeitungen dieses Gegenstandes nachzuweisen, kann ich mir zum Theil ersparen; denn wenn auch Gaillard's

[1]) In der Ausgabe des Herrn Paris trägt der letzte Abschnitt zwar die Nummer: 144; aber No. 108 kömmt aus Versehen doppelt vor, ohne dass es berichtigt wäre.

[2]) Über die in den ältesten Gedichten vorkommende Assonanz, S. den Aufsatz des A(ndres) B(ello): *Uso antiguo de la rima asonante en la poesia latina de la media edad y en la francesa etc.*... im *Repertorio americano, Londres*, 1827. 8. Tom. II, p. 21—33.

[3]) S. älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls d. Gr., zum erstenmal bekannt gemacht und erläutert von J. Chr. Frhrn. v. Aretin. München, 1803. 8. S. 64—80; — und Raynouard im *Journ. des Sav.*, 1832, Juin; p. 343 — 345.

Auszug [1]) wegen Ungenauigkeit und willkührlicher Modernisirungen ganz unbrauchbar ist, so hat doch der verlässliche Schmidt [2]) den Inhalt der auf der königl. Bibliothek zu Berlin handschriftlich vorfindlichen altfranzösischen Bearbeitung in Prosa, die offenbar eine Paraphrase unseres Gedichtes ist und mit demselben im Wesentlichen Schritt vor Schritt übereinstimmt, mit Umsicht mitgetheilt, den Charakter des Mythus ebenso zart- als tiefsinnig aufgefasst, und Ursprung, Quellen und Nachahmungen nachgewiesen [3]), so zwar, dass ich

[1]) S. dessen: *Hist. de Charlemagne. Paris*, 1782. 12. Tom. III. p. 353—368. — Den Auszug in der *Bibliothèque de Romans; Avril*, 1777. I. p. 141 sqq. kenne ich zwar nur aus Citaten, halte ihn aber auch nicht für besser, wenn er eben so flüchtig und willkührlich verfasst ist, wie die meisten Auszüge dieser Sammlung.

[2]) S. Rolands Abentheuer. Thl. III. S. 3 — 42.

[3]) Ich will, um in der Folge des ausführlicheren Citirens überhoben zu sein, gleich hier die Werke, in denen sich Bearbeitungen unserer Sage vorfinden, so wie die von mir gebrauchten Ausgaben derselben anführen: 1) *Henrici Wolteri* (fl. c. a. 1460) *Chronica Bremensis: de S. Karolo et S. Willehado; in Meibom, Scriptt. rer. germ.*, Tom. II. p. 20—21. —2) „Eine köstliche Historie von König Pipinus von Frankreich und von jenem Suhn den man nennt den grossen Kaiser Karl.“ Cap. 1—5 (bekannt unter dem Namen der Weihenstephaner Chronik; muthmasslich aus dem 13. Jahrh.); in dem obenangeführten Werke v. Aretin's, S. 15—53. — 3) Ulrich Fürterer, vom Herkommen des Hauses Baiern (1478. Eine Paraphrase des Vorhergehenden); ebenda, S. 103 — 124. — 4) *Li Reali di Francia. Venezia, Alvisopoli.* 1821. 8. Lib. 6. Cap. 1—17; p. 378—400. — 5) *Parte primera del Libro intitulado Noches de Inuierno. Compuesto por Antonio de Eslava. Brusselas, por Roger Velpio, y Huberto Antonio.* 1610. 12. Cap. X.: „*Se cuenta el nacimiento de Carlo Magno Rey de Francia, y Emperador Romano.*“ p. 399—430. Der von Gaillard (l. c., p. 369—370) daraus gegebene und von Schmidt, dem das Original nicht zur Hand war, nachgeschriebene Auszug ist ungenau. (Letzterer irrt auch, wenn er dem Gabriel Fernandez *de Rozas* eine Fortsetzung

seine Arbeit zu Grunde legend, sie nur zu ergänzen brauche, und zwar vorzüglich in Betreff der ersten Hälfte, da hier die Berliner Handschrift bedeutende Lücken hat, woraus ich daher einen umständlichern Auszug mitzutheilen für dienlich erachte.

Der Dichter berichtet uns im Eingange, dass er sich nach der Abtei von St. Denis begeben habe, um die ächten Quellen der Geschichte Berthas einzusehen,

> *A un moine courtois qu'on nommoit Savari*
> *M'acointai telement, Dame-dieu en graci,*
> *Que le livre as ystoires me montra, où je vi*
> *L'ystoire de Bertain et de Pepin aussi;*
> *Comment, n'en quel maniere le lyon assailli*[1]*.*
> *Aprentif jugléor et escrivain mari*

dieses Werkes zuschreibt; dessen Buch hat damit gar nichts gemein, als eine zufällige Ähnlichkeit des Titels, der aber vollständig also lautet: *Noche de Invierno. Conversacion sin naypes. En varias Poesias Castellanas de D. Gabr. Fern. de Rozas. Divididas en dos partes. La primera, de assumptos graues, y sacros. La segunda, de assumptos de burlas. Madrid,* 1662. 4. Und in der That ist dieses Werk weder eine Fortsetzung, noch enthält es etwas Anderes als lyrische Gedichte.

[1]) Es müssen damals noch ausführlichere, nun verloren gegangene Chroniken existirt haben; denn in den auf uns gekommenen, gedruckten *Chroniques de St.-Denis* findet sich über diese frühere Geschichte Pipins und Berthas gar nichts. Auch der Roman von Valentin und Namelos, in dem die Sage von der Bertha ganz kurz erwähnt wird (Cap. 1.), und Fürterer berufen sich auf alte französische und niederländische Chroniken (bei v. Aretin; S. 74. — Die von diesem in der Nachschrift erwähnte: „*Histoire de Pepin, et de Berthe sa femme, en rithme*“ ist offenbar Adenès's Gedicht, und wenn seine davon gegebene kurze Inhaltsanzeige nicht ganz damit übereinzustimmen scheint, so ist entweder eine lückenhafte Handschrift oder eine allzuflüchtige Durchsicht daran Schuld gewesen; aber ganz missdeutet sind ebenda Lelong's Worte, als ob der Roman des Adenès mit dem von Lohérans (soll heissen: *Garin le Loherain*) identisch sein könnte; denn er sagt ganz klar: „*(ils) paroissent de la même main: on y trouve communément les*

Qui l' ont de lieus en lieus çà et là conqueilli,
Ont l'ystoire faussée, onques mès ne vi si.
Ilueques demorai delors jusque mardi;
Tant que la vraie ystoire emportai avoec mi, etc.

Er beginnt nun seine Erzählung, aber natürlich nicht gleich mit dem Helden derselben, sondern spricht erst von dessen Ältern;

A ce temps dont vous ai l'ystoire commencie,
Avoit un rois en France de moult grant seignorie,
Qui moult fu fel et fiers et de grant estoutie.
Charles Martiaus ot nom: mainte grant envaïe
Fist Gerart et Foucon et ceus de leur partie [1]*;*
— — — — — — — —
Après vindrent li Wandre [2]*, une gent maléie etc.*

Dieser Karl Martell hatte nur zwei Kinder,

L'un ot non Carloman qui fu de bonne vie:
Trois ans fu chevaliers, plains fu de courtoisie,
Et puis se rendi moine dedens une abéie.
Et l'autre ot nom Pepin qui fu sans vilonie:
Cinq piés ot et demi, de long plus n'en ot mie;
Mais plus hardie chose ne fut onques choisie.

Hierauf erzählt der Dichter zum Beweise der Kühnheit Pipins das bekannte Abentheuer mit dem Löwen. Nach dem Tode seiner Ältern wird Pipin zum Könige von Frankreich gekrönt. Er vermählt sich mit einer Abkömm-

mêmes termes et les mêmes expressions;" was jedoch auch nicht ganz richtig ist. S. Lelong, *Biblioth. hist. de la France. Paris*, 1769. Fol. Tom. II. p. 98, No. 16170).

[1]) Nämlich Gérard de Roussillon und dessen Geschlecht, von deren Kriegen mit Karl Martell im Romane gleiches Namens gehandelt wird.

[2]) D. i. die Vandalen; davon berichtet der Roman von Garin le Loherain:

Vieille chanson voire volez oir
De grant istoire et de mervillous pris,
Li com li Wandre vinrent en cest païs.

lingin des Hauses Lothringen, und wird dadurch in langwierige und blutige Kriege gegen die Feinde dieses Geschlechts verwickelt;

Sa feme fut estraite, sanz mençonge conter,
De Gerbert, de Gérin, de Malvoisin, le ber.
A Fromont orent guerre qu' avez oï conter, etc. [1])

Obwohl er mit dieser Frau viele Jahre lebte, so erzeugte er doch keinen Erben mit ihr. Er beschliesst daher nach ihrem Tode zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und beruft seine Barone, um ihren Rath zu vernehmen. Engerrans de Moncler räth ihm die Tochter des Königs von Ungarn, »*Berte la debonnaire,*« wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt, zur Gemahlin zu begehren. Pipin findet den Rath gut, und lässt durch eine Gesandtschaft bei dem Könige von Ungarn um dessen Tochter freien. Die Gesandten treffen den König Floires und dessen Gemahlin Blanchefleurs zu »*Stri-*

[1]) Herr Paris bemerkt in den „*Addenda*" hiezu: „Der Krieg der lothringischen Barone gegen die gasconische Linie derer von Fromont ist der Gegenstand vier grosser Gedichte. Eine der ersten Ursachen dieser berühmten Zwistigkeiten war die ehrenrührige Beleidigung, welche der alte Fromont der Königin Blanchefleurs, der ersten Gemahlin Pipins, vor allen versammelten Baronen zufügte. Blanchefleurs war die Tochter Dietrichs, Königs von Maurienne. Sie sollte, nach der letztwilligen Anordnung ihres Vaters, den Garin von Lothringen heurathen; aber Pipin selbst wurde von ihren Reizen bezaubert, und der Erzbischof von Rheims, dem Wunsche des Königs entgegenkommend, liess durch zwei Geistliche seiner Kirche beschwören, dass sie in einem verbothenen Verwandtschaftsgrade mit ihrem Bräutigam stehe. So wurde sie Königin von Frankreich; aber ihre fortdauernde Vorliebe für die Lothringer gab zu mancherlei boshaften Bemerkungen Anlass." (S. über den Roman von Garin le Loherain und dessen *Branches*: Roquefort, Gloss. l. c.; — dessen: *État de la poésie franç.; pag.* 165—166; — Uhland, l. c. S. 70. — So eben erhalte ich den ersten Band der durch Herrn Paris besorgten Ausgabe dieses Romans, der zugleich den zweiten Band seiner Ausgabe der „*Romans des douze Pairs de France*" bildet.

gon«, und erhalten von ihnen die freudige Gewährung ihrer Werbung und die ehrenvollste Aufnahme. Doch sie dringen auf schleunige Abreise mit der Braut, die einen rührenden Abschied von ihren Ältern und Geschwistern nimmt, und von ihrem Vater mit trefflichen Lehren entlassen wird [1]).

[1]) Zur Vergleichung der Sage folgen hier die Parallelstellen und zwar: Aus *Wolteri Chron.*: *„Erat quidam Pipinus rex non habens uxorem, valde luxuriosus. Consultum est sibi, ut duceret uxorem, ne deficeret regnum sine haerede, annuit consilio quaerens comparem matrimonio. Fama percrebuit de filia regis Theodorici, qui fuit rex Suaviae, Bavariae et Austriae, Illuc mittuntur legati, cujus consensu regio fiunt sponsiones pro legitimo matrimonio et gavisus confecit.“* — Weihensteph. Chron.: „Nun fügt sich, dass der Kunig von Brittajá oder Kärling seine Bothschaft zu ihm (Pipin) sandt von seiner Tochter wegen, die wollt er ihm gern geben zu seiner Hausfrau, wann Kunig Pipinus hatt keine Frauen, und was jung und stark, und hatt ein gross Lob in der Kristenheit von seiner Mannheit.“ Pipin begehrt und erhält das Portrait der Braut, „wann er wollt keine nehmen, sie gefiel ihm denn mit ihrer Schöne,“ und sendet ihr das seine. Er beräth sich mit seinem „Hofmeister“ und beschliesst auf dessen Rath, ihn hinzusenden, um sich zu überzeugen, ob das Original dem Gemählde gleiche: „ist die Jungfrau als schön, als man sie hat gemahlt, so will ich sie gern haben zu einem Weibe.“ — *Reali di Francia*: *„Pipino Re di Francia e imperador di Roma... essendo in molta edade di anni e non avendo mai tolto moglie...“* und daher ohne Erben, wird von seinen Baronen, vorzüglich von *Bernardo di Chiaramonte* und *Girardo della Frata*, beredet, sich zu vermählen; sie stellen um Ostern ein grosses Fest an, laden viele Damen ein, und machen bei dieser Gelegenheit den König auf seine Macht aufmerksam und auf die Zwietracht nach dessen kinderlosem Tode. Er willigt ein, und sendet die obigen Beiden nebst *Morando di Riviera* und *Raimondo di Trieva* aus, ihm eine Frau zu suchen. *„Molte donne trovarono, ma li loro padri, perchè il re Pipino era vecchio e come spaurito e vano, non volevano dargli la loro figliuola.“* Endlich beschliessen sie zum König *Filippo d' Ungaria* zu ziehen und um dessen Tochter *„Berta dal gran pie“* anzuhalten. Sie treffen ihn zu *„Buda“*

Bei dieser Gelegenheit schildert der Dichter den weit verbreiteten Gebrauch der französischen Sprache an

und werden gut aufgenommen. Auf einer, ihnen zu Ehren veranstalteten Jagd sehen sie Bertha *(chi)* „*era la più bèlla e la più forte cavalcatrice di tutte le donne del mondo.*“ Sie begehren sie von ihrem Vater für Pipin, obgleich Filippo ein Vasall desselben ist; dieser betrübt sich anfangs, weil seine Tochter den einen Fuss grösser habe als den andern. Die Barone lassen sich diess Spiel der Natur zeigen und lachen darüber. Doch bleiben sie bei ihrem Antrag, worüber Filippo nun höchlich erfreut ist. Sie verabreden mit ihm, dass Alles geheim gehalten werde, bis Pipin die Braut abhohlen lasse. Dieser verliebt sich aber sogleich in Bertha, als er die Beschreibung ihrer Schönheit hört. Er sendet die Obigen nebst *Grifone di Maganza* und dessen zwei Brüder nach Buda, um Bertha abzuhohlen. Bei der Trennung sagt dieser die Mutter: *come il re Pipino era vecchio, ed ella (Berta) molto se ne turbò, ma la madre la confortò molto dicendo: Come esso era imperatore etc. ... Ma ella non le disse come egli era tozzo.* — *Noches de Invierno:* Die Grossen des Reichs bitten Pipin: „*se casasse la tercera vez, por ver si Dios era servido de darle hijo heredero de sus reynos, lo que ya en las muertas mugeres no avia tenido. Mas como el Emperador era ya muy viejo, y casi impotente para el acto de la generacion, haciase dificultoso conceder con lo que el Reyno pedia.*“ Er lässt sich jedoch überreden und will sich vermählen „*con la donzella que mas le quadrase, de qualquiera linage o estado que fuese.*“ Zu diesem Zwecke werden Turniere *(justas reales)* und andere Feste veranstaltet, wobei sich Alle, die auf Schönheit Anspruch haben, einfinden, „*y entre estas vino la hija del Conde de Melgaria, llamada Verta, la del gran pie, hermana de Dudon Rey de Aquitania.*“ In diese verliebt sich Pipin, „*mas ella estava algo picada de Dudon de Lis Almirante de Francia, moço galan etc.*.. Nach fünfzehntägiger Dauer der Feste entlässt Pipin alle reich beschenkt, ohne seine Entscheidung noch kund zu geben. Dann aber sendet er mehrere seiner Grossen zu Berthas Vater, sie für ihn zu begehren, „*y à Dudon de Lis ... dió su poder para que en su nombre se casase con ella.*“ Sie reisen nach „*Borgona el alta, que es adonde tenia su estado el Conde de Melgaria.* Ältern und Tochter fühlen sich durch diesen Antrag höchst geehrt und glücklich, „*asi se esposó con Dudon de Lis.*“

Deutschlands Höfen gerade so, als ob er von heutzutage spräche:

Tout droit à celui temps que je ci vous devis
Avoit une coustume ens el Tyois païs
Que tout li grant seignor, li conte et li marchis
Avoient, entour aus, gent françoise tous-dis
Pour aprendre françois leur filles et leur fils.
Li rois et la royne et Berte o le cler vis
Sorent près d' aussi bien le françois de Paris,
Com se il fussent nés el bour à saint Denis;
Car li rois de Hongrie fu en France nourris,
De son païs i fut méné moult très petis.
François savoit Aliste, car léens l' ot apris,
C' est la fille à la Serve, son cors soit li honnis!
Car puis furent par li maint grant malice empris.
Adont tenoient Franc les Tyois pour amis,
S' aidoient li uns l' autre contre les Arabis.
Bien parut puis à Charle qui fu roy poestis
Que Aleman estoient chevalier de haut pris:
Par eulx fu puis maint Turc et mors et deconfis.

Blanchefleurs begleitet die Tochter bis nach „*Sassoigne*" (Sachsen), mit dessen Herzoge »*Nicholai*« eine Schwester Berthas vermählt war, da muss auch sie sich von ihr trennen; doch tröstet sie die tiefbetrübte Tochter, dass sie sie nicht allein unter lauter Fremden lassen wolle:

„Margiste vostre serve avoec vous laisserai
Et Aliste sa fille, plus bele rien ne sai,
Pour ce que vous resemble assez plus chière l' ai;
Et Tybert leur cousin avoec envoierai.
Bien savez que tous trois de servage getai
Et que de mes deniers chascun d' aus rachetai,
Et pour cette raison trop plus m' i fierai."

Bertha muss sich auch den Armen der geliebten Schwester entwinden; sie setzt ihre Reise durch Deutschland fort, passirt den Rhein bei St. Herbert, eilt durch den Ardenner-Wald und übernachtet zuerst auf französischem Boden in »*Rostemont sur Muese*«, einem schönen

Schlosse, das nachher der weise Herzog Naismes von Baiern befestigte, von dem es den Namen Namur erhielt, und dessen damaliger Besitzer, der Graf Glansur, ein Vetter ihres Vaters war [3]), und kommt endlich über Hainaut und Vermandois glücklich vor Paris an; hier ist ihr Pipin mit seiner Ritterschaft entgegengezogen, und führt sie im festlichen Zug und unter grossen Freuden und dem Zujauchzen der Menge in seine Residenz ein. Feierlich und mit grossem Gepränge wird sie ihm vermählt und gekrönt; beim Festmahle ergötzen drei berühmte Ménestrels die hohen Gäste;

Li uns fu vielleres, on l' apeloit Gautier,
Et l' autres fu harperes, ot non maistre Garnier,
L' autres fu fléuteres, moult s' en sot bien aidier etc. —

Endlich führt man die zagende Braut in das Hochzeitgemach; diesen Augenblick benützt die schändliche Margiste zur Ausführung des längst entworfenen Planes:

En coste la royne se va agenoiller,
En l' oreille li prent tantot à conseiller:
„Dame, trop suis dolente par le cor saint Richier;
Uns miens amis me vint dès ersoir acointier,
Que puis que Diex laissa son cor crucefier,
Ne fu hons nus qui tant féist à resoigner
Com fait li rois Pepin pour delez-vous couchier:
Quant li rois vous devra en connuit compaigner
Et faire la droiture qu' on doit à sa moillier,
Paour ai ne vous tue, si me puist Diex aidier!
Je le sai, grant piece a, ne l' osoie noncier,
Pour vous que ne vouloie pas trop asouploier."

Die unschuldige Bertha geräth über diese vertrauliche Mittheilung in die grösste Angst und kommt fast von Sin-

[3]) In der Strophe XLI. heisst es von diesem:
— — — — *preus conte Glansur*
Qui l' escu portoit d' or à un lyon d' azur,
Et tint de par sa fame la terre de Saumur.
Puis fu mors en bataille outremer devant Sur
Où de gent Sarrasine ot estor moult très sur etc. —

nen; was konnte ihr daher willkommener sein, als der edelmüthige Antrag der heuchlerischen Alten, an ihrer Stelle die eigene Tochter, Aliste, in das schreckenerregende Brautbett zu legen und dem Wüthriche preiszugeben. Die Alte aber eilt, sogleich Aliste und Tybers von der gelungenen List zu benachrichtigen und das Weitere mit ihnen zu verabreden. Bertha nämlich, die während Aliste ihre Stelle bei dem König eingenommen hatte, die Nacht bei der Alten im Gebete zubrachte, wird des Morgens von dieser hingesendet, um, wie man ihr vorgesagt hatte, nach überstandener Gefahr Alistens Platz einzunehmen, in der That aber, um ihr durch schändlichen Verrath Krone und Leben zu rauben. Denn kaum hatte sich Bertha ganz leise dem verhängnissvollen Brautbette genähert, als sich Aliste mit einem zu diesem Zwecke verborgenen Messer eine solche Wunde beibrachte,

Que li clers sans enraie et de lonc et de lé.

Aliste reicht der erschrockenen Bertha das Messer hin, die es, ohne Arges zu wähnen, ergreift; nun aber erhebt die treulose Freundin ein durchdringendes Klagegeschrei, und ruft dem darob erwachten Könige zu, dass man sie an seiner Seite ermorden wolle; auch die Alte stürzt herbei, und überhäuft ihre Tochter (Bertha) mit Verwünschungen, ergreift sie und stösst sie aus dem Gemache; die Arme folgt willig, noch immer in der Meinung, dieses Alles geschehe in redlicher Absicht; allein jetzt fallen Margiste und Tybers über sie her, werfen sie zu Boden und knebeln sie grausam, so dass sie, zu spät den Verrath gewahrend, kein Wort mehr vorbringen kann. Die Alte lässt die arg gemisshandelte Bertha gebunden auf einem Bette in der Gewahrsam des Tybers; sie aber eilt zu dem hoch erzürnten Könige zurück, und fleht um Gnade für sich zu den Füssen der falschen Bertha (Aliste); diese weiss den König zu beschwichtigen und verlangt von ihm als Gewährung ihrer ersten Bitte, dass dieser Mordversuch geheim gehalten werde, da sie diese

Leute mit sich gebracht habe und also ihr eigener Ruf darunter leiden würde; dass aber die Schuldige drei vertrauten Dienern übergeben werde, die sie weit hinwegführen und umbringen sollten. Auch weiss sie den König von der Unschuld Margistens zu überzeugen, die mit heuchlerischen Thränen ihre angebliche Tochter verflucht und nichts mehr von ihr wissen will, ja sich selbst erbietet, die Bestrafung der Schuldigen vollziehen zu helfen, wozu sie denn auch den Auftrag erhält[1]). Auf ihren Befehl füh-

[1]) *Chron. Wolteri: Legatis venientibus ad Pipinum, iterum tres natu majores remisit cum regio apparatu, ut conscriptis dotalitiis regis filia regi adducatur in connubium. Dum igitur isti consiliarii regis ambasiatores essent in via, mutuo loquebantur de interfectione filiae regis Theodorici, et ut filia unius istorum ex sorte quaesita regi copuletur, quasi sit illa, pro qua missi forent. Dicebant igitur: ignorat rex, quae sit Theodorici, quae nostra, et habebit unam sicut aliam, et sic in regno habebimus heredem de stirpe nostra, et placuit sermo omnibus.* Sie kommen zu Theodorich, um dessen Tochter zu übernehmen, wissen ihn, unter dem Vorwande, dass sie hinlängliches Gefolge bei sich hätten, zu überreden, dass er ihnen allein die Tochter anvertraut, und versprechen den Tag der Hochzeit ihm anzuzeigen, damit er nachkomme. — Weihensteph. Chronik: „Aber der Hofmaister gab dem Kunig den Rath, dass er seinen Nutz darin wollt suchen, wenn es was ein mächtiger rother Ritter, und behauset in Schwaben, und hätt drey Suhn und zwo Töchter, und die jüngere Tochter was dem Gemählde etwas gleich, und er hätt den Sinn darauf wenn er die Jungfrauen zu Land brächt, so wollt er sie tödten, und wollt seine Tochter an der Jungfrauen statt dem Kunig geben.“ Er hatte aber mit seinem Weibe und einem seiner Freunde verabredet, sie sollten seine Tochter an einem bestimmten Orte bereit halten. Er weiss dem Könige von Brittaja einzureden, dass er seine Tochter nur bis auf halben Weg von den seinigen geleiten lässt. (Bei Fürterer sendet der Hofmeister nur einen Vertrauten zu seiner Nichte in „Lamparten,“ bei welcher seine Tochter lebte, um sie abzuhohlen und am bestimmten Orte verborgen zu halten.) — *Reali di Francia*: Bertha wird dem Könige feierlich verlobt und dessen Abgesandten übergeben. Es begleitet sie ihre Jugendfreundin Elisetta, eine Tochter des Grafen

ren Tybers und die drei vom Könige dazu bestimmten Dienstmannen (*Serjans*) die unglückliche Bertha, ver-

Guglielmo di Maganza, der, von Pipin verbannt, sich zu dem Könige von Ungarn geflüchtet hatte. „*Elisetta pareva, che fusse un' altra Berta, salvochè nei piedi.*" Doch sollte sich bald das Misstrauen der Mutter Berthas in die „*schiatta dei Maganzesi*" rechtfertigen. Denn schon unterwegs entdeckte sich Elisetta den Mainzern, ihren Verwandten, in deren Brust stets Verrath gegen das königliche Haus von Frankreich keimte. Eine Meile vor Paris kömmt ihnen Pipin entgegen: „*Allora Grifone di Maganza si accostò a Berta, e mostrolle il re Pipino, ed ella molto si addolorò.*" Bertha entdeckt Elisetta ihre Abneigung, und ersucht sie, in der Brautnacht ihre Stelle einzunehmen. Elisetta bittet um Bedenkzeit bis zum Abend, und theilt Berthas Vorschlag den Mainzern mit. Diese bereden sie, Berthas Willen zu thun und so ihr Glück zu machen; auf ihren Rath sendet sie Bertha in den Garten, der an die Kammer des Königs stösst, mit dem Versprechen, sie abzuhohlen, sobald der König schläft. Grifone und Spinardo di Maganza aber hatten vier ihrer Getreuen zu sich berufen, und ihnen, wie im Interesse ihres Hauses, mitgetheilt: „*Questa Elisetta, ch' è venuta con l' imperatrice fa vergogna, e tiensi un donzello, e debbe venire questa notte a lei nel giardino;.. pigliatela e menatela di sopra di Parigi nel bosco del Magno e segatele la gola.*" Sie versprechen es zu thun, und die unbesonnene Bertha geht in die Falle. — *Noches de Invierno:* Bertha wird von dem gesammten Adel Burgunds an das Hoflager ihres Gemahls geleitet, unter anderen folgt ihr dahin: „*una donzella secretaria suya, hija de la casa de Maganza,*" die ihr ganz ähnlich ist, mit Namen „*Fiameta.*" Dieser ihrer vertrautesten Freundin entdeckt Bertha noch unterwegs ihre Betrübniss, einem „*decrepito viejo impotente*" vermählt zu werden und gesteht ihr ihre Liebe zu Dudon. Sie schlägt ihr vor, ihre Stelle beim König einzunehmen und die Rollen so wie die Kleider mit ihr zu tauschen: „*que yo seré tenida por tu secretaria que tu podras (quedando Emperatriz) casarme con Dudon.*" Fiameta willigt ein, fasst schon jetzt den Entschluss, Bertha tödten zu lassen, und theilt diesen Plan ihren Verwandten mit. In Paris angekommen schreiten die Verräther zur Ausführung; Fiameta nimmt das Brautbett ein, während sie Bertha eingeredet hatte, „*que convenia por mas secreto, que aquella*

mummt, geknebelt und auf ein Pferd gebunden, mit Tagesanbruch fort; vorher aber hatte Tybers der Alten versprechen müssen, ihr zum Wahrzeichen des verübten Mordes Berthas Herz zu bringen; auch warnte sie ihn, diese ja nicht mit den Gefährten sprechen zu lassen. So legen sie fünf grosse Tagreisen zurück, bis sie in den Wald von Mans kommen; da machen sie unter einem Olivenbaume halt, heben die Unglückliche vom Pferde, und beginnen, ihr die Oberkleider auszuziehen; nun erst werden Tybers's Gefährten, die ihr nie so nahe kommen durften, ihre Jugend und Schönheit gewahr und davon mächtig ergriffen. Tybers entblösst sein Schwert und befiehlt ihnen, sich zurückzuziehen:

„Seigneur,“ ce dist Tybers, „or vous tréez arrier,
A un coup si ferai la teste trébuchier.“

Aber Morans, einer der drei Dienstmannen, verhindert ihn, den tödtlichen Streich zu führen, und droht, ihn selbst zu erschlagen, wenn er nicht davon abstehe, und als Tybers dennoch sein Vorhaben ausführen will, fallen alle drei über ihn her, werfen ihn zu Boden, und die beiden anderen halten ihn fest, während Morans die in der Todesangst hingesunkene Bertha entfesselt und sie fliehen heisst, trotz Tybers's Flüchen und Drohungen, sie alle drei hängen zu lassen. Doch das arme, geängstete Schlachtopfer ist glücklich entwischt, sie flieht in das Dickicht des Waldes, bis die Blicke ihres Mörders sie nicht mehr erreichen können; Morans bedauert, dass sie unfehlbar eine Beute der wilden Thiere werde und verwünscht das heillose Unternehmen. Als sie im Begriffe sind, den Unglücksort zu verlassen, schlägt er vor, das

noche no durmiese con las demas donzellas, sino antes bien, que aquella noche fingiendo ser de guardia, durmiese en una galeria que en el jardin estava: y ella inocente de la traycion, hizo lo que su criadá le mandava;“ da wird die Arglose, zu spät den Verrath gewahrend, verabredetermassen von den Mainzern überfallen und entführt.

Herz einer Sau *(le cuer d'un pourcel)* als das verlangte Wahrzeichen der vollbrachten That für Madame Margiste mitzunehmen, und droht, Tybers zu ermorden, wenn er nicht einwillige. Dieses triftige Argument leuchtet dem Erbossten, der sein Vorhaben nun doch unwiederbringlich fehlgeschlagen sieht, endlich ein; Alle beschwören, das Geschehene geheim zu halten, und täuschen bei ihrer Rückkunft nach Paris durch die verabredete List die darob höchlich erfreute Margiste. Nicht minder ist Aliste erfreut, von der gefährlichen Nebenbuhlerin sich befreit zu wissen. Der arg hintergangene König aber entlässt mit reichen Geschenken und Grüssen an Berthas Ältern die Ungarn, die in ihr Vaterland zurückkehren [1]).

[1]) *Chron. Wolteri: „Cum autem essent in via, venientes juxta quoddam nemus, ubi nunc est civitas, quae dicitur Karlstat, dicebant ad invicem: nunc est tempus, ut interficiamus puellam. Et duxerunt eam longius a via ad interiora silvae, ut interficerent eam. Dicebat alter: absit, ut puellam nostrae fidei commissam interficiamus. Duo ex eis constanter steterunt in necem virginis, sed tertius dixit: quisquis eam interficiet, hodie me cum illa interficiet, et statim eam inter crura sua suscepit, et gladio evaginato eam defendit. Illi videntes constantiam illius et timentes eum interficere, eo quod ita nobilis et potens erat, sicut aliquis ipsorum, et si interficerent eum, opporteret eos esse exules, cogitabant eam solam in silva relinquere, certi quod nunquam posset de silva exire, et quod etiam facile moreretur, vel a feris devoraretur, et sic de habito consilio sola relinquitur... Interim de filiabus una consiliariorum regi copulatur, ac si sit filia regis Theodorici.“* — Weihensteph. Chronik: Als der Hofmeister nun gen Mühlthal kam, „wann dieselbe Gegniss recht eine Wildniss was," ruft er seine zwei Knechte, und trägt ihnen auf, die Tochter des Königs von Brittaja in die Wildniss zu führen, und zu ermorden, auch sollen sie ihm ihre Zunge als Wahrzeichen der verübten That bringen. Die Knechte aber erbarmen sich der edlen Jungfrau, und tödten statt ihrer ein Hündlein, das ihr gefolgt war, tauchen ihre Unterkleider in das Blut desselben und nehmen dessen Zunge als versprochenes Wahrzeichen mit. Auch muss sie ihnen einen theuren Eid schwören, dass sie sie nicht verrathen wolle und nicht wieder heimziehe. Dadurch täu-

Die wahre Bertha aber, deren Angst ein furchtbares Ungewitter noch vermehrt, durchirrt planlos den Wald; bald betet sie, und ruft Gott, die heil. Jungfrau und ihre Schutzheiligen um Errettung aus ihrer verzweifelten Lage an; bald verwünscht sie die treulosen Verräther, und gedenkt mit wehmüthiger Sehnsucht der Ältern, der Geschwister und des Wohllebens in Überfluss und Glanz am väterlichen Hofe, das nur gar zu grell gegen ihr jetziges Elend und ihren gänzlich hülflosen Zustand absticht; denn ihre Kleider sind beschmutzt, zerrissen, sie selbst wund und zerkratzt, Kälte und Hunger quälen sie, dazu noch die Angst vor den wilden Thieren. Statt der weichen Kissen muss ihr nun ein selbst bereitetes, hartes Lager auf Laub und Moos genügen. Doch entschläft sie vor Müdigkeit; kaum aber hat sie einige Ruhe genossen, so wird sie heftig aufgerüttelt, sie wähnt entsetzt, es habe sie ein wildes Thier überfallen; aber erwachend sieht sie noch Schrecklicheres sie bedrohen; denn ein lüsterner Räuber will sie in seine Arme schliessen. Da kömmt ein Zweiter nach, sie streiten erbittert um

schen sie den Hofmeister, der ihnen mit Freuden den versprochenen Lohn gibt. Dessen Tochter wird nun mit Pipin vermählt. — *Reali di Francia:* Bertha wird von den vier Gedungenen in den Wald geschleppt; sie gibt sich zu erkennen; die Mörder sind unschlüssig, endlich schlägt sie selbst vor, sie möchten sie, statt sie zu ermorden, an einen Baum binden und den wilden Thieren preisgeben. Die Mörder erbarmen sich und thun es, nehmen aber ihre Kleider, zerfetzen sie mit einem Messer und besudeln sie mit dem Blut eines erschlagenen Hundes, um sie als Wahrzeichen den Mainzern zu bringen. Grifone aber lässt diese vier Gehülfen seiner Schandthat heimlich tödten. Elisetta lebt unerkannt mit Pipin als Bertha. — *Noches de Invierno:* Die Mainzer schleppen Bertha in einen Wald, vier Meilen von Paris, um sie zu ermorden, doch erbarmen sie sich, binden sie an eine Eiche, und bringen der Fiameta ihre Kleider als Wahrzeichen. Fiameta lebt unerkannt als Königin von Frankreich; lässt aber die Helfer ihres Verraths, die eigenen Verwandten, vergiften.

ihren Besitz, und beide stürzen schwer verwundet zu Boden; Bertha aber benützt den Augenblick, und flieht, so weit sie ihre Füsse tragen. So muss die Ärmste noch manche angstvolle Nacht, trotz ihrer brünstigen Gebete zu Gott und dem heil. Julian [1]) um eine sichere Herberge, im Freien zubringen. Eines Nachts erwacht sie, von Hunger geplagt; das Unwetter hatte sich gelegt, und der Mond schien so hell, dass sie wähnt, der Tag sei schon angebrochen; das Gefühl ihrer hülflosen Lage, die Sehnsucht nach Ältern und Heimath überwältigen sie; sie bricht in laute Klagen und in Ströme von Thränen aus. Doch ihr ist noch ein unverwüstlicher Trost geblieben: Vertrauen auf den Allmächtigen, und Ergebung in den heiligen Willen des Erlösers; diesem schwört sie, wenn er ihr Flehen um Errettung aus dieser Wildniss erhöre, ein feierliches Gelübde zu:

„Je veus par vostre amour ici en droit vouer
Un voeu que je tenrai à tous jours sans fausser:
Que jamais ne dirai, tant com porrai durer,
Que soie fille à roy, ne qu' à Pepin le Ber
Soie fame espousée, jamais n' en quiers parler.
J' iraie ains d' uis en huis mes aumosnes rouver,
Se ce n' est par un point, celui en veuil oster,
Je le diroie avant, por moi faire douter,
Que du cors me laissasse honnir ne vergonder;
Car qui pert pucelage ce est sans recouvrer."

Mit Tagesanbruch macht sie sich wieder auf den Weg, und findet, nach manchen Beschwerden, endlich einen Fussweg, der sie zu der Hütte eines Einsiedlers leitet. Sie pocht an und fleht um Einlass; der Eremit aber, als er ihre Schönheit bemerkt, hält sie für eine Versuchung des Teufels. Er fragt sie, sich kreuzend und ihr den Eintritt verwehrend, wer sie sei? Sie wiederhohlt ihre Bitte um Einlass, worauf er ihr entgegnet, seine Regel erlaube ihm nicht, ein Weib über die Schwelle zu lassen; doch

[1]) Vgl. Schmidt, Beitr. z. Gesch. der romantischen Poesie, S. 5.

reicht er ihr aus Mitleid ein Stückchen elendes Brot; sie kann es aber vor Müdigkeit nicht geniessen. Er zeigt ihr nun einen Fusssteig, der zur Hütte redlicher Leute, Simons und Constanzens führt, die sie aufnehmen würden. Kaum ist sie aber eine Weile diesem nachgegangen, als ein Bär auf sie zukömmt; sie fällt vor Schreck in Ohnmacht; das Thier aber geht ruhig an ihr vorüber. Als sie wieder zu sich kömmt, ist sie so verwirrt, dass sie kaum den Weg wieder zu finden weiss. Vor Hunger und Müdigkeit kann sie nicht weiter; da kömmt ihr Simon der Amtmann (*li Voiers*) entgegen; er hält sein Pferd an, ihre Schönheit und ihr Elend rühren ihn, er grüsst sie, sie dankt und bittet ihn, ihr den Weg zu Simons Hütte zu weisen. Simon fragt sie, von ihrem Elende bis zu Thränen gerührt (*Si que l'éaue du cuer sur sa face en descent*), wer sie sei? Bertha, ihrem Gelübde getreu, gibt vor, sie sei aus dem Elsass (*Aussai*), die Tochter eines Vasallen, Clement mit Namen, der durch den Krieg von Haus und Hof verjagt wurde; überdiess habe eine böse Stiefmutter sie misshandelt, so dass sie entflohen sei und nun grosse Noth gelitten habe; ein Eremit in der Nähe habe sie an einen gewissen Simon gewiesen, sie bitte ihn daher, ihr den Weg zu dessen Hütte zu zeigen. Simon gibt sich zu erkennen, führt die hocherfreute Bertha nach Haus, und übergibt sie der Sorge seiner Frau und Töchter. Constanze und ihre Töchter Ysabel und Ayglente erweisen der Unglücklichen alle nur mögliche Sorgfalt, und sie gewinnen sich gegenseitig lieb. Aber auch diesen verbirgt sie ihre Abkunft; doch nennt sie sich, um ihren Namen befragt: Bertha. Sogleich erinnert sich Constanze, dass diess auch der Name ihrer Königin sei; Bertha bereut die Unbesonnenheit, sich so genannt zu haben, und erzählt ihr dasselbe Märchen, das sie ihrem Manne vorgesagt hatte. Bertha lehrt die beiden Mädchen schöne Webereien, und lebt so, von Allen geliebt, neun und ein halbes Jahr in Demuth und unter selbst auferlegten Bussübungen unerkannt in des Amtmanns Hause;

wohl aber gedenkt sie oft mit Sehnsucht der Ältern und Pipins [1]).

[1]) *Chron. Wolteri*: „*Illa sicut parvula vix XII annorum, flens, ejulans et orans nescit quid faciat.*" Sie hört einen Mann sägen, geht ihm nach und fleht ihn um Hülfe an; dieser verwundert sich über ihre schönen Kleider und frägt sie, wer sie sei? Sie versteht aber seine Sprache nicht; doch folgt sie ihm nach seiner Wohnung. Er, ein Müller, nimmt sie gut auf, und bestimmt sie seiner Tochter zur Gefährtin. Sie dient ihm aber als Magd. „*Illo etiam tempore de scrinio suo, quod circa se habuit, aliqua rara clenodia edidit de serico, et ad vendendum ad civitatem misit, et in hujusmodi filiam villici docuit, unde se humiliter nutrivit, et pretium expensarum solvit.*" — Weihensteph. Chronik: „Da floh die Jungfrau in den Wald, wo sie däuchte, dass es am allerwildesten was. Und am dritten Tag thät ihr der Hunger so weh, dass sie gedachte, ich will versuchen, ob ich zu Leuten kommen möchte." Sie sieht in der Ferne Rauch aufgehen, dem ging sie nach mit grosser Eile; „und da sie hinzukam, da sah sie einen schwarzen Mann den Kohlhaufen schieren, da meinte sie es wär ein Teufel der beizichet die Seelen da, und wollte wieder von dannen seyn geflohen. Da behub sie der Köhler mit guten Worten, und dass sie zu ihm ging; dann fragt er sie von wannen sie wär, da sagte sie ihm, sie wär aus fremden Landen, und sah ihn fast mit Sorgen an." Der Köhler beruhigt sie und führt sie zum Müller auf die Reissmühl. Der nimmt sich ihrer auch an, und sie verrichtet Magddienst bei ihm. „Nun was des edlen Kunigs Tochter zu einer Dirn worden, wann sie thät williglich, was man ihr schafft, und was doch allzeit furchtsam und erschrocken, das sah der Müllner wohl an ihr, und fragt sie, wie ihr Sach gestalt wär, das wollt sie ihm nit lauter biethen. Sie sprach es wär Gotts will dass sie herkommen wär" u. s. w. Sie wirkt „schöne Pörtel", die der Müller zum Verkauf nach Augsburg trägt. So lebt sie bei ihm mehr denn sieben Jahr. — *Reali di Francia*: Bertha bleibt an dem Baum angebunden im Wald allein; da kömmt der Hund eines königlichen Jägers, der am Flusse Magno jagt, auf ihre Spur; der Jäger kömmt nach, befreit sie und nimmt sie mit nach Hause. Sie gibt sich für eine Kaufmannstochter aus, die von Räubern entführt wurde, die sie entehren wollten. Sie lehrt die vier Töchter des Jägers herrliche Stickereien, die er nach Paris zum Verkaufe trägt und davon reich wird. Unter

Während dem hatte Pipin mit ihrer Stellvertreterin, der treulosen Aliste, zwei Söhne erzeugt, Rainfrois und Heudri [1]); beide aber wurden eben so bösartig, falsch und neidisch, wie ihre Mutter;

andern wirkt sie ein herrliches Zelt *(Padiglione)*, auf dem ihre Schicksale dargestellt und erklärt sind. Sie trägt dem Jäger Lamberto auf, dieses Zelt am Festtage des h. Dionysius zu St. Denis zum Verkauf auszubieten, und dafür doppelt so viel Pfund Silbers zu begehren, als es wiegt. Diess geschieht; Grifone da Pontieri kauft es, und auf dessen Frage, woher er es habe, antwortet Lamberto verabredetermassen, er sei nach Acquamorta gereist und habe es dort von einem Kaufmann aus Alessandria erhandelt. Grifone zeigt es den Mainzern, und diese schliessen daraus, dass Bertha noch am Leben sei. Sie lassen ihr in Alessandria nachspüren und verbrennen das Zelt. Bertha aber betrübt sich sehr darüber, dass es in die Hände der Mainzer gerathen ist, und ruft aus: „*Li miei peccati non sono ancora purgati.*" Sie ergibt sich daher in Gottes Willen, und lebt unerkannt, aber geehrt fünf Jahre bei dem Jäger; denn sie getraut sich, aus Furcht ihr Leben dadurch zu gefährden, noch nicht, sich zu entdecken. — *Noches de Invierno:* Bertha jammert verlassen und angebunden; so findet sie der königliche Jäger Lipulo, der an den Ufern des Magno wohnt. Diesem sagt sie, sie sei die Tochter einer armen Wittwe „*de lexas tierras*", von einem Ritter entführt und, da sie ihm nicht zu Willen sein wollte, von ihm da angebunden worden. Lipulo führt sie nach Haus; er und sein Weib Sintia kleiden und pflegen sie, und wollen sie zu ihrer Erbin machen, da sie kinderlos sind. Zwei Jahre dient sie ihnen.

[1]) Im *Chron. Wolteri* heisst es bloss: „*unde (ex illa filia consiliarii) rex genuit filios et filias.*" — Nach der Weihensteph. Chronik erzeugte Pipin mit des Hofmeisters Tochter drei Söhne: Leo, „den liess er gehn Schul, und ward als wohl gelehrt, dass man ihn erwählt zu einem Papst zu Rom, nach dem Papst Adriano, der erste diess Namens, und der 98ste Papst an der Zahl von Chr. Geb. 740 J.", Wernemann und Rappolt, und eine Tochter, die ward genannt Agnes (bei Fürterer heisst die Tochter Martona, „die ward verheurathet an einen theuren Fürsten in Kurniwall, die gebahr eine Blume aller ritterlichen Ehren, den edlen Ritter Ruoland."). — In den *Reali di Francia* heissen die beiden Bastarde: Lanfroi und Ol-

Car puis fu par eus deus mainte gent esillie,
Et mainte traïson pourtraite et pourchacie,
Ainsi com vous orrez, s'il est qui le vous die [1].

Jedesmal waren Bothen nach Ungarn abgesandt worden, um Berthas Ältern die freudige Nachricht von der Geburt eines (angeblichen) Enkels zu überbringen, die darin noch einigen Trost fanden für den Verlust der eigenen Kinder; denn vierzehn Monathe nach Berthas Vermählung waren deren Schwester „Aélis“ (Alix), Herzogin von Sachsen und Markgräfin von Brandenburg, und deren Bruder „*Godefrois, dux de Poullaine et des pors de Grontère*“ gestorben. Erstere hinterliess zwar eine Tochter als Erbin von Sachsen; allein auch diese sollte bald die schwere Hand des Schicksals fühlen, die auf ihrer Familie lastete:

Puis li toli Sassoigne uns rois Sarrazinois,
Bours et chastiaus et viles, fermetés et destrois,
Pource que si ancestre l'orent tenu ainçois:
Justamons ot à non, sire fu de leur lois;
Après l'ot Guitequins qui ainc n'ama François:
Cis fu fils Justamon, moult fu de grant bufois,
Car bien cuida conquerre et France et Orlénois,
Champegnois et Bourgoigne et Flamans et Englois,
Jusqu'à Couloigne fu, là y fist maint desrois,
Longuement tint Sassoigne que n'i fust mis defois;
Mais puis fu reconquise par Frans et par Tyois [2].

derigi. — In den *Noches de Invierno* werden keine Kinder erwähnt.

[1]) Diese Sage, worauf sich unser Dichter hier bezieht (nämlich von der Vertreibung Karls d. Gr. aus dem väterlichen Reiche durch diese beiden Bastarde, dessen Flucht nach Spanien und endlich dessen Rückkehr und Rache) bildet eben den Inhalt des ersten Buches des oben erwähnten *Roman de Charlemagne* von Girardin d'Amiens (S. oben; S. 25 Anm. 3.).

[2]) Der Dichter spielt hier auf die langwierigen Kriege Karls des Gr. mit den Sachsen unter Wittekind an, und zwar so, als ob Ersterem ein Erbrecht durch dessen Verwandte von mütterlicher Seite auf Sachsen gebührt hätte, welche Kriege den Gegenstand eines besondern Romans „*Guiteclin de Sassoigne*“ bilden.

Die arg getäuschte, vertriebene Bertha war also die einzige Erbin und Hoffnung des Königs Floires, der wenigstens diese Tochter glücklich auf dem glänzenden Throne des Frankenreiches wähnte. Allein statt dieser theilte deren treulose Dienerin *(serve)* Aliste Pipins Herrschaft, die die verliebte Nachsicht des betrogenen Königs missbrauchte, um auf den Rath ihrer teuflischen Mutter und mit deren und des Genossen ihres Verbrechens, des schändlichen Tybers, Hülfe die Unterthanen zu misshandeln und zu berauben, die Armen durch Zölle und Auflagen zu drücken und nur Schätze für sich und ihre Genossen aufzuhäufen, wodurch sie sich natürlich den Hass und Fluch der Unterdrückten zuzogen.

Da machte eines Tages der König Floires seiner trauernden Gemahlin, die mit banger Sorge nach ihrem nun einzigen Kinde, der holden Bertha, sich sehnte, den Vorschlag: zu König Pipin zu senden, und dessen jüngern Sohn Heudri, ihren vermeintlichen Enkel, von ihm zu begehren, damit, da sie nun ohne andere Erben wären, er nach seinem Tode die Krone Ungarns ihm hinterlassen könne. Diess geschieht denn auch; die Bothen treffen den König Pipin und dessen Gemahlin zu Tours, die falsche Bertha empfängt mit erheuchelter Freude die Abgesandten ihrer Ältern, und stellt sich tief betrübt über die Nachricht von dem Tode der Geschwister; auf ihren Antrieb jedoch lehnt Pipin das Verlangen seiner Schwiegerältern, einen seiner Söhne ihnen zu senden, ab:

„De Heudriet mon fils, dites lui por riens née,
Ne seroit pas la mere un seul jour consivrée."

Der König Floires und noch mehr Blanchefleurs betrüben sich sehr über diese abschlägige Antwort. Letztere wurde überdiess eines Nachts durch einen fürchterlichen Traum geängstiget:

En dormant li sembloit que une ourse sauvage
Li menjoit le bras destre, le costé et la nage;
Et une aigle venoit séoir sus son visage.

Sie erzählt diesen Traum ihrem Gemahl, und beschwört ihn, ihr zu erlauben, nach Frankreich zu reisen, um die über alles geliebte Tochter wieder zu sehen, nach der sie eine unbezwingbare Sehnsucht fühle. Zwar wendet der König anfangs ein:

„*Dame*“ *ce dist li rois*, „*par le cor saint Remi*,
„*Comment porrions nous estre si lonc temps departi?*“

Doch gibt er endlich ihren Bitten nach, unter der Bedingung, dass sie einen der Enkel mit zurückbringe. Er gibt ihr hundert auserlesene Ritter zur Begleitung, und begleitet sie selbst anderthalb Tagreisen weit. Wie gross ist aber ihr Erstaunen, als sie, in das fränkische Reich gekommen, von Allen, die ihre Ankunft erfahren, ihre Tochter und sich als Mutter derselben verfluchen hört. Sie kann nicht begreifen, wie eine Abkömmlingin eines so edlen Stammes so aus der Art schlagen könne, und nimmt sich vor, die entartete Tochter durch scharfe Zurechtweisung zu züchtigen und die durch sie verursachten Übel vergüten zu machen.

Über die durch Blanchefleurs's Ankunft in Paris, trotz der List der Verräther, nun entdeckte Betrügerei, die Bestrafung der Betrügerin und deren Genossen, die später durch einen Zufall herbeigeführte Auffindung der wahren Bertha, und die Wiedervereinigung Pipins mit seiner ächten Gemahlin, sehe man den Auszug aus der obenerwähnten prosaischen Paraphrase bei Schmidt (l. c. S. 10—22), welche im Wesentlichen so vollkommen mit unserm Gedicht übereinstimmt, dass ein weiterer Auszug aus demselben dadurch überflüssig gemacht wird. Nur zur Anmerkung S. 19 über die Nachkommen Pipins und Berthas ist zu bemerken, dass zwar auch nach dem Gedichte des Adenès Gille, die Mutter Rolands, das erstgeborne Kind derselben ist, aber hier nicht, wie in der prosaischen Paraphrase, die Erzeugung Rolands dem blutschänderischen Umgange derselben mit ihrem

Bruder, Karl dem Gr., zugeschrieben wird, sondern es bloss von ihr heisst:

Feme Milon d'Ayglent, moult ot grant seignorie,
Et fu mere Rollant . . . .

Nach dieser erzeugten sie eine andere Tochter, mit Namen Constanze, und dann erst Karl den Gr. (Von der S. 21 Anm. 1 erwähnten wunderlichen Ableitung des Namens »*Charles*« von dessen Erzeugung in einem Wagen (*char*) kommt kein Wort in unserem Gedichte vor) [1]).

[1]) Die Parallelstellen der übrigen Bearbeitungen hier ganz mitzutheilen, würde zu weit führen, ich verweise daher auf die oben genannten, sie enthaltenden Werke selbst, und begnüge mich, nur die Hauptzüge daraus anzuführen, und zwar aus dem *Chronicon Wolteri:* Pipin verirrt sich auf der Jagd, kömmt zu dem Müller, bei dem sich seine wahre Braut, die Tochter des Königs Theodorich, aufhält, wird von ihr sorgfältig bedient, und verlangt von dem Müller, zwar unerkannt (*dissimulans se esse regem*), aber unter dem Versprechen seines mächtigen Schutzes und einer bedeutenden Aussteuer, eines der Mädchen für diese Nacht zur Schlafgenossin; der Müller, der dadurch seine Pflegetochter zu versorgen hofft, führt ihm diese zu; „*illa tamen gemens et anxia de concubitu flevit amare, quam rex multis blanditiis consolatur, sed non recepit consolationem. Puella ipsa nocte concepit a rege.*“ Der König befiehlt dem Müller, von der Geburt des Kindes ihm Nachricht zu bringen, und zwar: „*quod si pareret puellam, ipse veniret cum fuso et colo: si vero masculum cum arcu et sagitta,*“ beschenkt ihn übrigens reichlich, und trägt ihm auf, für das Mädchen aufs Beste zu sorgen. „*Et tempore partus completo sedit rex cum conjuge sua in mensa et rusticus venit cum arcu et sagitta scyphum in mensa coram regina et fudit super vestes ejus. Unde ipsa indignata ait: amovete istum Karl, nunquam formosus est. Imperator intelligens quid faceret rusticus, ait: Karolus vocabitur.*“ Nachher wird Karl am Hofe seines Vaters mit dessen anderen Söhnen erzogen, es entstehen aber Streitigkeiten zwischen den Knaben, und Karl rächt die ihm zugefügten Beleidigungen; er als der schönste und stärkste erfreut sich ja am meisten der Gunst des Vaters. Darüber erzürnt sich die Königin und dringt auf Entfernung des im Ehebruch Erzeugten. Pipin gibt

Den Ursprung dieser Sage und die ihr zu Grunde liegende Idee hat, wie gesagt, Schmidt (l. c., S. 24—35) so

nach und sendet Karl zum König Theodorich. Der indessen zum Jüngling herangereifte Karl besucht öfters seine Mutter, die jedesmal bei seinem Anblick in Thränen ausbricht, ohne dem Sohne die Ursache ihrer Traurigkeit entdecken zu wollen. Endlich gibt sie einesmals den dringenden Fragen ihres Sohnes nach, und erzählt ihm ihr Schicksal. Er tröstet sie und verspricht Abhülfe. Er sagt nämlich der Gemahlin Theodorichs, dass ihre Tochter, die Gemahlin Pipins, schwer erkrankt sei, und dass, wenn sie sie noch lebend sehen wolle, sie sogleich zu ihr eilen müsse. Diese bricht ungesäumt auf; als sie aber statt ihrer Tochter eine Andere als Gemahlin Pipins findet, fällt sie ohnmächtig zu Boden. Unterdessen hatte Karl seine Mutter an des Vaters Hof gebracht, und zeigt diese seiner Grossmutter, die nur mit Mühe sich wieder erhohlt hatte; *„et ipsa statim eam cognoscens dixit: haec est filia mea, et fama innotuit regi Pipino."* Karl erzählt nun seinem Vater und dem versammelten Hofe den wahren Hergang; die Schuldigen werden bestraft; Pipin erklärt feierlich die Mutter Karls für seine rechtmässige Gemahlin, und ihren Sohn zu seinem Erben und Nachfolger. *„Hic Carolus multa fecit bella: novissime cum Danis, Saxonibus, Ungariis et Hispanis bellum habuisse dicitur."* — Auf ähnliche Weise erzählt die Weihenstephaner Chronik die Entwicklung der Geschichte, nur dass in dieser einige Nebenumstände (z. B. von dem Astrologen, der den König zur Reissmühle begleitete; von den Jugendstreichen Karls des Gr.; von dem Verhöre des falschen Hofmeisters u. s. w.) hinzugefügt sind, und dass hier Bertha selbst schon in jener Nacht, in der sie zuerst des Königs Bettgenossin ward, sich diesem entdeckt, und von ihm für seine wahre Gemahlin erkannt wird; beide aber übereinkommen, die Sache noch eine Weile geheim zu halten. (Fürterer folgt auch hier im Wesentlichen der Weihensteph. Chronik.)— Die *Reali di Francia* schliessen sich näher an das Gedicht des Adenès an; nur geschieht in jenen die erste Entdeckung des Betruges durch einen von Berthas Ältern insgeheim abgesandten Vertrauten, worauf Beide, um sich selbst zu überzeugen, zusammen nach Paris reisen. Die von Margiste erdachte List wird hier von Grifone da Pontieri angegeben; Berthas Ältern stellen sich anfangs, als hätten sie den Betrug nicht gemerkt, da Pipin selbst der Urheber desselben sein könnte, und Filippo will lieber nach Ungarn zurückkehren, sich rüsten und durch Gewalt der Waffen sich rä-

scharfsinnig und gelehrt entwickelt, so zart- und tiefsinnig aufgefasst, dass eine andere Erklärung zu versuchen, unnö-

chen. Pipin hält ihn aber zurück; er müsse wenigstens noch eine ihm zu Ehren veranstaltete Jagd im Walde von Magno mitmachen. Bei dieser Gelegenheit kömmt Pipin, der sich verirrt hatte, zum Lamberto und lernt die wahre Bertha kennen. Diese willfahrt sogleich dem Verlangen des Königs, für diese Nacht dessen Schlafgenossin zu sein, und wegen des nachgekommenen Filippo wird heimlich in einem mit Laub verdeckten Wagen ein Lager für Beide zurecht gemacht; als Bertha sich da mit dem König allein befindet, entdeckt sie ihm Alles. Pipin überzeugt sich durch die Ungleichheit ihrer Füsse von der Wahrheit, und „*considerando la cosa essere dalla parte di Berta per fanciulezza e dalla parte di Elisetta per malizia giurò di farne alta vendetta.*" In dieser Nacht wurde Karl d. Gr. („*Caromano*" oder „*Caro Magno*" genannt eben wegen seiner Erzeugung in einem Wagen (*carro*) an den Ufern des Magno; vgl. Schmidt, l. c., S. 39 — 42) erzeugt. Des andern Morgens erkennt auch Filippo mit Freuden die wiedergefundene Tochter. Pipin theilt nun auch den nach und nach sich versammelnden Leuten seines Gefolges die glückliche Entdeckung mit; sie müssen ihm aber Geheimhaltung und Rache schwören. Nur Berthas Mutter wird die freudige Nachricht hinterbracht. Bertha selbst aber soll noch bei dem königlich belohnten Lamberto bleiben, während Pipin insgeheim seine Leute bewaffnet und aussendet, Elisetta und die Mainzer zu überfallen und zu bestrafen. Diese, noch zeitig genug gewarnt, entfliehen, nur Elisetta wird gefangen und verbrannt; ihre Kinder aber begnadigt. Bernardo di Chiaramonte wird nun mit 4000 Rittern abgesandt, Bertha abzuhohlen, die Mainzer, von 5000 Rittern gefolgt, suchen ihnen zuvorzukommen; sie treffen mit dem königlichen Heere, unter dessen Schutze bereits Bertha, selbst bewaffnet, zurückkehrt, zusammen, es entspinnt sich ein hitziges Gefecht, Bertha erlegt eigenhändig den Tolomeo di Maganza, die Mainzer werden geschlagen, und die dem Gefecht Entronnenen entfliehen in ihre Heimath. Bertha zieht im Triumph in Paris ein, wo sie Pipin und ihre Ältern festlich empfangen. Ihre Ältern kehren hierauf nach Ungarn zurück; sie aber lebt in hohen Ehren mit Pipin, gebiert ihm einen Sohn, den grossen Kaiser Karl, und eine Tochter „*Berta seconda*" genannt, die Mutter Rolands; wird aber von den von den Mainzern aufgehetzten Söhnen der Elisetta, deren sie sich mütterlich angenommen hatte, vergiftet. — Die *Noches de Invierno* folgen

thige Künstelei wäre. Weniger genügend sind seine Andeutungen über die Ausbildung und die successiven Bearbeitungen der Sage; denn er übergeht die, meines Dafürhaltens, älteste Tradition, in der Chronik Wolter's, ganz mit Stillschweigen, und begnügt sich, von den übrigen Bearbeitungen nur ganz kurz den Hauptinhalt anzudeuten (und das nicht immer aus den Quellen selbst), oder gar nur darauf zu verweisen (wie z. B. auf die wichtigen *Reali di Francia*), ohne ihr gegenseitiges Verhältniss festzustellen. Ich glaube, durch die in den Anmerkungen mitgetheilten Parallelstellen und die Art der Anordnung derselben den Leser bereits in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu urtheilen, und erlaube mir nur, als unmassgebliche Meinung hinzuzufügen: dass ich für die der ursprünglichen Überlieferung am nächsten stehenden unter den auf uns gekommenen Bearbeitungen die in Wolter's Chronik von Bremen und in der Weihenstephaner Chronik [1]) halte, beide wahrscheinlich nach nun verloren gegangenen älteren nord-französischen oder niederländischen Quellen; dass der Roman des Adenès schon einer späteren Umgestaltung der Sage folge; diese in die *Reali di Francia* zwar ebenfalls aus einem französischen Original, aber nach einer noch jüngeren Umbildung übergegangen, und dass eben dieses alt-italische Volksbuch die alleinige Quelle der Erzählung in den *Noches de Invierno* sei, deren Verfasser sich einige rein willkührliche, schon ganz im modernen Sinn erdichtete Änderungen

in der Hauptsache ganz den *Reali di Francia*; nur handelt hier Fiameta durchaus selbstständig, und die Einmischung der Mainzer, und Alles, was darauf Bezug hat, ist weggelassen.

[1]) Fürterer folgt in der Hauptsache so genau der Weihenstephaner Chronik, dass man ihn gar nicht besonders anzuführen braucht; er hat entweder aus dieser selbst oder aus denselben Quellen, wie sie, geschöpft, und sie nur im Geschmacke seiner Zeit ausgeschmückt oder vielmehr verunstaltet.

erlaubte [1]). Diese Ansicht scheint mir schon in der charakteristischen Eigenthümlichkeit dieser verschiedenen Bearbeitungen überhaupt begründet; denn je einfacher und kunstloser der ganze Plan, je derber die Sitten, je markirter die Charaktere, je weniger raffinirt die Motive und Gefühle der handelnden Personen sind, desto älter ist gewiss auch die Gestaltung der Sage. So ist z. B. in den beiden älteren Bearbeitungen Bertha die Tochter eines französischen oder deutschen (zum fränkischen Reiche gehörigen) Fürsten, die späteren hohlen sie schon aus dem entfernteren, unbekannten Ungarn her; so ist in Wolter's Chronik noch gar keine Rede von der täuschenden Ähnlichkeit der wahren mit der falschen Bertha (ja nicht einmal der Name derselben wird genannt); in der Weihenstephaner Chronik heisst es schon, die jüngere Tochter des Hofmeisters war dem Gemählde der Königstochter etwas gleich; nach den späteren Bearbeitungen ist die Ähnlichkeit zwischen beiden so gross, dass selbst für die Mutter der wahren Bertha nur die ungleichen Füsse der eigenen Tochter ein entscheidendes Kriterium sind; so wird nach den beiden Chroniken Bertha schon unterwegs durch rohe Gewalt von den treulosen Gefährten beseitiget, und, ohne im mindesten selbst Veranlassung gegeben zu haben, um den ihr gebührenden Thron betrogen; bei Adenès bietet sie wenigstens in so ferne die Hand zu dem von der falschen Margiste künstlich ersonnenen Plan, als sie aus jungfräulicher Scham und kindlich unschuldiger Furcht den Vorschlag derselben gutheisst, Aliste statt

[1]) Wer Lust hat, diese uralte, einfach-kräftige, idyllisch-naive Sage im Gewande der selbstsüchtigen, krankhaft weinerlichen Sentimentalität der neuesten Zeit und im rhetorischen Wortprunke der sogenannten modern-classischen Eleganz kennen zu lernen, der lese die Bearbeitungen von Millevoye („*Berte la filandière*,“ eine Episode des epischen Gedichtes: „*Charlemagne à Pavie*,“ in dessen: *Oeuvres complètes. Paris* 1822. 8. Tom. III. p. 64—68, der in der Anmerkung hiezu (p. 97) unseren Adenès zu einem „*ancien troubadour*“ macht!!) und von Marchangy (*La Gaule poétique* 4e. *éd. Paris* 1825. 8. Tom. VI. p. 273 — 287).

ihrer das Brautbett einnehmen zu lassen; in den *Reali di Francia* ist sie es gar selbst, die aus Abneigung gegen den alten, hässlichen Pipin (denn dieser ist in der That mit der Sage gealtert, so dass er, bei Wolter ein »*vir valde luxuriosus,*« in den *Noches de Invierno* zum beinahe impotenten Greis geworden ist) der Elisetta diesen Antrag macht, und die hier angebrachte Einmischung der Mainzer ist allein schon ein hinlänglich sprechender Zug für die Umgestaltung der Sage nach den späteren Romanen von Karl dem Grossen; der Verfasser der *Noches de Invierno* endlich konnte als Spanier schon nicht unterlassen, durch eine Liebesintrigue der Bertha mit dem galanten Admiral von Frankreich, Dudon de Lis, die Sache noch pikanter zu machen; so behandelt Pipin bei seinem zufälligen Zusammentreffen mit seiner in Niedrigkeit und Demuth unerkannt lebenden königlichen Braut diese nach Wolter's Chronik ganz, wie die Tochter eines Hörigen, und fordert und erhält sie, ohne viele Umstände, zur Bettgenossin, Bertha aber muss sich, ein willenloses, von ihrem Schicksal überwältigtes Kind, unterwerfen; die Weihenstephaner Chronik hat hier den charakteristischen Zusatz von dem den König begleitenden Astrologen; bei Adenès ist Pipin ritterlich galant, Bertha aber handelt mit Selbstgefühl, und weiss durch weibliche Würde und die Entdeckung ihrer Abkunft den König in den geziemenden Schranken zu halten; in den *Reali di Francia* und in den *Noches de Invierno* ist Pipin ein alter Wollüstling, Bertha aber, die den König erkannt hat, fügt sich gerne in dessen Willen, um diese Gelegenheit zur Rache an der Verrätherin und zur Wiedererlangung ihrer Rechte zu benützen (auch ist hier die lächerliche etymologische Spielerei mit dem Namen »*Carro magno*« nicht zu übersehen, welche, wie der possirlich unanständige Umstand, worauf sie sich gründete, offenbar eine Erfindung späterer Zeiten ist, denen schon die Sage zu einfach und durch solche müssige Künsteleien zu gewinnen schien). Doch es ist überflüssig für den aufmerksamen Leser, die Vergleichung

durch alle Einzelnheiten zu verfolgen; nur auf die allmähliche Umgestaltung des Charakters der Heldin der Sage selbst will ich noch aufmerksam machen. In den beiden ältesten Traditionen nämlich erscheint sie als ein unschuldiges, noch fast kindisches Mädchen, das, ganz passiv, ihr hartes Schicksal und selbst ihre Wiedererhebung mit stiller Duldung und Demuth erträgt, am meisten dem ursprünglichen Mythus entsprechend; bei Adenès tritt sie schon viel selbstständiger auf, sie erträgt zwar die zum Theil selbst verschuldeten Leiden auch mit christlicher Ergebung; aber die Verläugnung ihrer Abkunft und ihrer Ansprüche auf Frankreichs Thron, deren sie stets mit stolzem Selbstgefühl eingedenk ist, ist die Folge eines freiwilligen Gelübdes, ihre Demuth ist nicht bloss mehr das bewusstlos erzeugte Product eines kindlich frommen Gemüthes, sondern zum Theil selbstauferlegter Bussübung, und in solchen Verhältnissen, wie z. B. in dem erst erwähnten zu dem ihre Ehre bedrängenden Könige, handelt sie mit der angebornen Würde und Hoheit einer königlichen Jungfrau, auch gedenkt sie mit häufigen Verwünschungen und nicht frei von Rachsucht der Verräther, die freilich hier durch Undank und Missbrauch des von Berthas Ältern in sie gesetzten Vertrauens noch schändlicher an dieser gehandelt haben; in den *Reali di Francia* und noch mehr in den *Noches de Invierno* ist Bertha ein lüsternes Mädchen, das zwar die kaiserliche Krone, aber zugleich einen jungen und schönen Gemahl besitzen möchte, die, als sie in Rücksicht des Letzteren sich gar zu arg getäuscht findet, intriguirt, selbst von ihrer Freundin verlangt, dass diese mit Aufopferung ihrer jungfräulichen Ehre den widerwärtigen Bräutigam hintergehen helfe, und als sie, die zuerst auf Trug sann, sich dann ebenfalls betrogen sieht, und die harten, aber selbstverschuldeten Folgen des angesponnenen Betruges sie treffen, zwar die eigene Schuld einsieht und bereut („*li miei peccati non sono ancora purgati*"), aber nur mit Widerstreben und aus Furcht, ihr Leben zu gefährden, in Armuth und Niedrig-

keit verborgen bleibt; denn sie versäumt nicht, so weit es ihre Sicherheit erlaubt, Mittel (die List mit dem Zelte) anzuwenden, sich davon zu befreien, und benützt sogleich die erste günstige Gelegenheit dazu, wiewohl sie sich ihrem früher verabscheuten Bräutigam in die Arme werfen muss, ja so sehr ist hier Berthas ursprünglicher Charakter, das Bild reiner Weiblichkeit, verändert, dass sie, eine wahre Amazone, sich als gewandte Reiterin und Jägerin hervorthut, und in der Schlacht eigenhändig einen Feind erlegt.

So dürfte denn das Gedicht des Adenès in Rücksicht auf Auffassung und Gestaltung der Sage gerade in die Mitte zwischen die beiden ältern Überlieferungen in den deutschen Chroniken und die der italienischen und spanischen Nachbildung zu Grunde liegende zu setzen sein [1].

[1]) Dass die italienische Abfassung der *Reali di Francia* dem Ende des 13. oder dem Anfang des 14. Jahrh. angehört, ist eine bekannte und ausgemachte Sache; gewöhnlich hält man aber das ihr zu Grunde liegende Original für weit älter, und mit Übergehung der von Pulci und Altissimo zuerst erwähnten Fabel von Alcuin als ursprünglichem Verfasser, setzt man es doch in das 11. Jahrh., und nimmt an, dass es in lateinischer Sprache geschrieben gewesen sei (so z. B. selbst noch Schmidt, l. c. S. 69 — 70); allein ohne, wie z. B. Ginguené (*Hist. litt. d'Italie.* Tom. IV. p. 164) ein besonderes Gewicht auf die Erwähnung der Oriflamme zu legen, welche leicht eine spätere Einschiebung des italienischen Übersetzers sein könnte, so scheinen mir doch die Auffassung und Gestaltung der Sagen selbst das Gepräge einer viel späteren Zeit (eben des 13. oder 14. Jahrh.) zu tragen, wie ich z. B. an unserer Sage gezeigt zu haben glaube; denn wie bedeutend ist hier schon die Entfernung von der ursprünglichen Einfachheit der Sagen, wie complicirt der Plan, wie mit Details überladen die Ausführung, kurz der ehrwürdige Rost des Alterthums ist schon zu sehr verwischt, als dass man nicht den Durchgang der Sagen durch mehrere Überarbeitungen annehmen müsste. Auch die Grundlage eines lateinischen Originals bezweifle ich, vielmehr deuten mehr als eine Stelle, die häufigen Gallicismen, und noch mehr der ganze Charakter der Behandlung auf die cyclische Verarbeitung

Was die Behandlung dieses Stoffes von unserem Dichter betrifft, so trägt sie natürlich das Zeitgepräge, d. h. eine ganz chevalereske Färbung, dabei eine oft ermüdend weitschweifige und gedehnte Darstellung und minutiöse Beschreibungen; aber eben dadurch gewinnt sie nicht selten an Anschaulichkeit. Jene dem Mittelalter eigenthümliche Naivetät hat unser Dichter mit vielen seiner Zeitgenossen gemein; aber er zeichnet sich durch Innigkeit und Zartheit des Gefühls (so ist z. B. das Verhältniss zwischen Bertha und ihren Ältern besonders zart gehalten), naturgetreue Einfachheit, eine milde, rührende Gemüthlichkeit und die richtige Auffassung des idyllischen Grundcharakters der Sage vor Vielen vortheilhaft aus. Auch sind die nicht gemeine Reinheit, Eleganz und Anmuth seiner Sprache und Versification nicht zu übersehen. Was endlich die Verdienste des Herrn Paris, als Herausgebers dieses in mehr als einer Rücksicht sehr interessanten Gedichtes, anlangt, so hat er, ausser der schon oben erwähnten rühmlichen Sorgfalt für einen correcten Text, durch meist richtige sach- und spracherläuternde Anmerkungen, die fast alle Schwierigkeiten auch für minder geübte Leser entfernen, sich neue Ansprüche auf den Dank der Freunde der mittelalterlichen Literatur erworben; nur wäre es, meines Erachtens, wünschenswerther gewesen, die veralteten Wörter und Wortformen in einem angehängten Glossar, jedoch mit genauer Nachweisung der Stellen,

altfranzösischer Romane hin (vgl. auch Panizzi, l. c. Vol. I. p. 147). — Dass auch der Weihenstephaner Chronik ein altfranzösisches Original zu Grunde liege, hat schon v. Aretin mit Recht bemerkt und nachgewiesen (l. c. S. 12—13, 97, 99 *et passim*); dass aber auch die Tradition in der Wolter'schen Chronik aus altfranzösischen oder altniederländischen Quellen herstamme, getraue ich mir nicht zu behaupten, wiewohl ich es für sehr wahrscheinlich halte; aber merkwürdig und auf hohes Alterthum deutend sind die Schlussworte derselben: „*Hic Karolus. . . . novissime cum Danis etc. . . bellum habuisse dicitur.*“

zusammenzuordnen; denn wenn auch diese Methode für den gewöhnlichen Leser minder bequem ist, so halte ich sie doch für die einzig richtige bei der Herausgabe alter Sprachdenkmäler, da, ausser der grösseren, zeitersparenden Brauchbarkeit für den Sprachforscher, eben durch solche mit Umsicht abgefasste specielle Glossare (wer gedenkt nicht hiebei mit Dank der musterhaften Arbeiten Benecke's zum *Boner* und *Wigalois!*) die Ergänzung oder Ausarbeitung eines allgemeinen ungemein erleichtert wird.

Noch muss ich eines merkwürdigen und dankenswerthen Zusatzes in den »*Addenda*« über die bekannte Geschichte von Berthas Ältern, Flos und Blancflos[1]) gedenken. Von diesen beiden im Mittelalter so berühmten Liebenden, deren Geschichte man fälschlich für spanischen Ursprungs[2]) hielt, fand Herr Paris, ausser dem noch un-

[1]) Vgl. hierüber Schmidt in den Wiener Jahrbüchern der Lit.; Bd. 31, S. 135; — *Warton, l. c. new ed. Lond.* 1824. Vol. II. p. 186 — 187. Note r; — Rosenkranz, Gesch. d. deutsch. Poesie im Mittelalter; S. 310 — 314; über die englische Bearbeitung dieser Sage s. den Auszug in: *Ellis, Specimens of early engl. metr. Romances. London* 1811. Vol. III. p. 105 sqq., und den Abdruck des Originals selbst in: *Henry Hartshorne, Anc. metr. Tales. London* 1829. 8. p. 81 — 116; — über die nordischen Übersetzungen vgl. *Nyerup og Rahbek, Bidrag til den danske Digtekunsts Historie. Kjöbenhavn* 1800. D. I. S. 105 — 114; *Nyerup, Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge,* S. 112 — 114, auch steht Nyerup's Auszug aus der dänischen Übersetzung nebst einer Übertragung von Tressan's Bearbeitung und einem Auszug aus dem *Filocopo* des Boccaccio in: *Rahbek, Dansk og Norsk Nationalvärk,* II. Bds. 2 og. 3 Hft. S. 3 — 82; — eine mittel-niederländische Bearbeitung erwähnt *Hoffmann; Horae Belg. I.* p. 61.

[2]) Zwar war auch in Spanien diese Sage schon lange vor dem 16. Jahrhundert bekannt; denn ein Dichter aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, der Erzpriester von Hita, gedenkt derselben (*Copla* 1675):

Ca nunca fue tan leal Blancaflor á Flores.

edirten nordfranzösischen Gedicht aus dem Anfange des 13. Jahrh., dessen schon die *Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque* (Tom. XIV. p. 337; vgl. auch Roquefort, *Glossaire* Tom. II. p. 776 s. v. *Flore*) erwähnen, und in welchem in der That zuletzt Floires die Krone Ungarns erbt, in einer Handschrift der k. Bibliothek [1]), die eine nordfranzösische Liedersammlung *(un manuscrit de chansons françaises)* enthält, und die nach ihm unbezweifelt noch dem Ende des 12. Jahrh, angehört, folgende Romanze [2]):

(S. *Sanchez, Coleccion de poesias Castellanas anteriores al siglo XV.* Tom. IV. p. 281; — vgl. meinen Aufsatz über diesen Dichter in den Wiener Jahrb. d. Lit.; Bd. 57, S. 199 — 200 und Bd. 58, S. 220 ff., bes. S. 252, Anm. 2); da aber gerade dieser Dichter mit den Werken der Provenzalen und Nordfranzosen sehr vertraut war, und keine frühere Spur von dieser Sage bey den Spaniern sich nachweisen lässt, wohl aber schon in der Mitte des 12. Jahrh. eine provenzalische Dichterin, die Gräfin von Die, darauf anspielt, so könnte man eher, wenn man sie nicht für nordfranzösischen Ursprungs hält, auf einen provenzalischen schliessen. (S. *Raynouard, Choix des Poésies originales des Troubadours.* Tom. III. p. 25; — Stellen anderer Troubadours, in denen dieser Sage Erwähnung geschieht: *ibid.;* Tom. II. p. 304 — 305. — Vgl. auch Diez, die Poesie der Troubadours. S. 213; — *Warton l. c.;* — und *Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne. Paris* 1824. 8. Tom. I.; *Discours prélimin.*, p. XVIII.)

[1]) Da Herr Paris diese Handschrift nicht näher bezeichnet hat, so ergänzt Hr. Michel (l. c. p. 13) diesen Mangel; sie findet sich nämlich auf der k. Bibliothek unter folgender Signatur: *Fonds de Saint-Germain-des-Prés*, n°. 1989, kl. 4to., und zwar die obenangeführte Romanze: Fol. XXXVII. v°., und das gleich zu erwähnende Liedchen: Fol. LXXX. r°.

[2]) Der in dieser Romanze dargestellte Moment der Geschichte beginnt mit der Rückkunft des Floires von dem Hofe des Königs von Montoire *(Montoria)*, an welchen er verbannt war, in die väterliche Residenz Murcia, wo er erfährt, dass sein Vater todkrank sei, und dass seine Milchschwester und Geliebte Blanchefleurs, die man fälschlich der Vergiftung desselben beschuldigte, desshalb eben hingerichtet werden soll.

1.

Floires revient seus de Montoire
Que fine amors a pris au las;
Ses duels et ses pensers avoire
De que ses pere est en porchas.
Mais s'il i va dolent et mas,
Son duel li vet encore acroire,
Que si cruel li fera boire
Dont il n'atendra nul soulas.

2.

Floires demande à sa venue
Cele qu' il aime par amors:
„Bele mère, qu' est devenue
Ma dolce dame Blanceflors?"
— „Bels-fils, grans duels nos en est cors . . ."
Floires l'entent, de duel tressue,
S'amie cuide avoir perdue,
Sans recouvrer et sans secors.

3.

„Or puis avoir nom chante-pleure
„Qui de duel chante et de tristor;
„Moult a Diex au monde, en pou d'eure,
„Tolu quanqu'il avait d'onor.
„Escous en a tote la flor;
„Et nature se desonore,
„Quant la mors seule est au desore,
„Et qu'elle emporte la meillor.

4.

„A toz amans envoi ma plainte,
„Et de la mort me vueil clamer.
„Atant, doit estre amors estainte,
„Et nuns ne s'i doit plus fier.
„Bien puet li Diex d'amors jurer,
„S'il a cesti et s'il l'emporte,
„Que jamais jor, dedens sa porte,
„Ne verra sa paroille entrer."

Ausser dieser gewiss rührenden Romanze befindet sich in derselben Handschrift ein Liedchen, nach welchem die

Sage von der Blanchefleurs bereits damals ein allbekannter und beliebter Gegenstand der Volksgesänge sein musste; denn in folgender Strophe wird ihrer also erwähnt:

D'un dous lais d'amor
De Blancheflor,
Compains, vos chanteroie,
Ne fust la péor
Del traïtor
Que je redotteroie.
Hu et hu et hu et hu,
Or soit téu
Compains à ceste voie;
Hu et hu et hu et hu,
Bien ai séu
Que nos en aurons joie, etc.



Wie in der Sage von Bertha, mit welcher der karolingische Cyclus im engeren Sinne beginnt, die Idee von der Kraft eines gläubigen Gemüthes in dem Bilde eines schwachen Mädchens, das durch demüthige Ergebung sein hartes Schicksal besiegt, von der passiven Seite dargestellt wird, so tritt uns dieselbe Idee als leitendes Princip, aber in activer Form in der Schlusssage von der Roncevalschlacht entgegen; denn von demselben Glaubensmuthe begeistert, sehen wir hier ein Heldengeschlecht in den unvermeidlichen Märtyrertod sich stürzen und siegend ruhmvoll untergehen. Verrath aber steht hier wie dort als das böse Princip dem guten entgegen, mit der schauerlichen Lehre, dass der Wahn des Truges, durch Menschenwitz und Menschenlist über das ewige Recht zu siegen, zur zeitlichen und ewigen Vernichtung im ruhmlosen Tode der Verzweiflung führe.

Bevor ich jedoch meine Leser mit jener anderen der beiden Eingangs erwähnten Schriften, die eben den *Roman de Roncevaux* zum Gegenstande hat, näher bekannt mache, glaube ich ihnen keinen ganz verwerflichen Dienst zu erzeigen, wenn ich aus einer altdeutschen Handschrift und zwei seltenen spanischen Druckwerken, die kaum mehr als dem Titel nach bekannt sind, und an den fränkisch-karolingischen Kreis sich anschliessende Sagen enthalten, hier Auszüge einschalte.

Schon Schmidt (l. c. S. 38) sagt: „Der Inhalt des ungedruckten deutschen Gedichtes in dem Wiener *Cod. philolog.* 42. (2795): »*Anonymi poema de Caroli M. origine et genealogia. Sec. XV.*« ist aus der kurzen Anzeige in v. d. Hagen's, Docen's und Büsching's Museum für altdeutsche Literatur I. 576 [1]) nicht zu ersehen; wahrscheinlich aber gehört es in diesen Kreis.“

[1]) Vgl. auch: *Graff, Diutiska.* Bd. III. S. 349.

Und in der That enthält die eben angezogene Stelle des Museums für altd. Lit. nur eine Beschreibung der Handschrift — worauf ich verweise — den Eingang [1]), ein paar Verse des ersten Absatzes (es sind im Ganzen 46) und den Schluss des Gedichtes, nebst der Angabe, dass es „vom Ursprunge und Stamme Karls d. Gr." handle.

Allerdings wird im Eingang und am Schlusse des Gedichtes die darin erzählte Sage an Karl d. Gr. angeknüpft, ja die beiden Hauptpersonen desselben erscheinen am Ende als dessen Ältern; aber die hier aufgestellte Genealogie ist mit der historischen so ganz unvereinbar, die Sage selbst so ohne alle Beziehung auf die übrigen bekannten des fränkisch-karolingischen Kreises, dass man ihre Verbindung mit diesem als rein willkührlich, und etwa für später hinzugedichtet halten muss, als nämlich die beiden grossen Cyclen von Artus und Karl d. Gr. bereits so berühmt und vorherrschend geworden waren, dass man jede Sage, wenn auch ganz fremdartigen Ursprungs, mit einem von ihnen zu verbinden suchte. Das vorliegende Gedicht scheint mir daher in dieser Hinsicht, wie schon v. d. Ha-

[1]) Doch sind die sechs Schlussverse desselben weggeblieben, von denen die letzteren drei also lauten:

> So will ich in vil recht sagen
> Von der besten frowen
> Die man do mocht schowen.

Der ebenda vorkommende eigene Name wird irrig: *Nunffevran, Nunffeoran* oder *Nunffeman*, und selbst von Graff (l. c.) fälschlich: *Númfetran* gelesen; ich halte nach genauer Prüfung: *Núnfferran* für die richtige Lesart (etwa verstümmelt aus *Mont-Ferrand*, ehemals ein befestigter Ort, jetzt eine Vorstadt von *Clermont-Ferrand* im Departement von *Puy-de-Dôme* in der ehemaligen Provinz Auvergne?). Der Markgraf, auf dessen Bitte der Dichter die von dessen Capellan,

> „der was von *Núnfferran*,"

mitgetheilte „Märe zuo tüttschem Gedichte" richtete, war wahrscheinlich ein Markgraf von Baden.

gen in anderer Beziehung (l. c. S. 577, Anm. 25; — vgl. auch dessen Einleitung zum Rother, S. VII.) mit Recht vermuthet hat, derselben Classe anzugehören, wie der Rother, Valentin und Namelos, Flos und Blancflos, Milles und Amys, Lother und Maller u. s. w., d. h. in einem bloss äusserlichen, willkührlichen Zusammenhange mit dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise zu stehen.

Aber auch so verdient diese Sage, die übrigens unbezweifelt wälschen Ursprungs ist [1]), bekannt gemacht zu werden, was der nachstehende schmucklose, aber getreue Auszug aus dem Gedichte zu erreichen strebt.

Es sass in Frankreich ein biederer, gewaltiger Herr, genannt Ruopprecht, Barria [2]) hiess sein Land, er war so reich an Gütern,

> Das man in mit gewalte
> Wol zuo ainem grauen zalte.

Der gewann von seinem Weibe nach zwei Jahren „alder bass" ein wunderschönes Töchterlein; alle, die es sahen, gestanden, es würde „ain selig Wib" werden. Dieser Graf hatte einen Vasallen, den er aber wie seines Gleichen

[1]) Aus den Versen des Eingangs:

> „Ain buoch lit ze Arle
> Was der kinig Karle
> Hie vor frümbt geschriben u. s. w.

könnte man fast auf einen provenzalischen Ursprung schliessen, was aber wieder dadurch zweifelhaft wird, dass der Schauplatz der Sage in die ehmaligen Provinzen *Champagne, Orleanais, Guyenne* und *Isle de France* verlegt ist.

[2]) Entweder die Grafschaft und das nachherige Herzogthum Bar in Lothringen *(Bar-le-Duc* mit der Landschaft *Barrois)*, oder noch wahrscheinlicher die Grafschaft Bar *(Bar-sur-Seine;* als eigene Grafschaft seit 1000) in der *Champagne.* Vielleicht fanden der Markgraf und sein Hofdichter in diesem Namen eine Beziehung auf die Landgrafschaft Baar (Baragau oder Bertoldisbara um die Donauquellen), das Stammland der Zähringer; freilich hätten sie dann „Frankreich" für gleichbedeutend mit Frankenreich nehmen müssen.

hielt und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Dieser Vasall hatte einen Sohn, der mit der Tochter des Grafen aufwuchs, so dass sich die Beiden schon von Jugend auf über die Massen lieb gewannen. Nach des Grafen Tode begaben sich dessen Frau und Tochter in den Schutz des treuen Vasallen. Aber schon zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes stirbt auch die Gräfin; die verwaiste Tochter ist nun alleinige Erbin der reichen Länder, und mancher angesehene Mann wünscht ihre Hand; doch war es wohl bekannt,

> Welchen sy zestätte
> Ze ainem man genomen hette.

Da raubte ihr der Tod auch noch ihren einzigen Beschützer, den treuen Vasallen, und sie war nun ohne Rathgeber; doch wusste sie sich selbst so gut zu berathen, dass sie Armen und Reichen wohl gefiel, und

> Das sy über allez daz land
> Die guot frow ward genannt.

Sie hielt in Allem das rechte Mass, nur war sie ohne Mass gut.

> Dise raine junge
> Die sassz in zwiflunge,
> Wie sy ir leben schlisse,
> Das man ir nit verwise.
> Sy gedacht: ich will mich an man
> Began ob ich kan.
> Mir ist sunst sanfft und wol,
> Zwas ain frow haben sol
> Von bürgen und von lande,
> Von pfärden und von gwande,
> Von rittern und von frowen,
> Daz mag ich allez beschowen
> In minem hoff, wenn ich will;
> Darczuo menger hand spil:
> Baiczen, birssen und jagen,
> Videlen, singen und sagen,
> Dez han ich allez gewalt.
> Wie möcht ich senffter werden alt?

Mir ist sunst michel bas,
Dann ich yemant über daz
Minnte für mins selbs lib.
Ich horte sagen, so die wib
Manns minn hinderge,
Das in dann wirs sey dann e.

Vorzüglich fürchtete sie zwei Kränkungen in der Ehe: erstens wenn ein Mann ihren Bitten nicht nachgeben wollte, und dann, wenn er auf Turniere auszöge und sie daheim in Angst liesse; daher beschloss sie, sich nicht zu übereilen; denn

Es ist besser wol gebitten,
Denn übel gegacht.

Unterdess war aber auch ihr Jugendgespiele herangewachsen, und man konnte nur Gutes von ihm sagen. Er war ausgezogen, um sich die Ritterwürde zu verdienen, wie es sich für einen Edelmann geziemt. Nach seiner Heimkehr diente er wieder seiner Frau, wie zuvor; denn

Daz was ir will und ir gebott.

Ihre Liebe zu ihm war ganz rein, „lutter als ain Spiegelglas.“ Sie gedachte der treuen Dienste seines Vaters und dessen Bitte auf dem Todtenbette, sich seines Sohnes anzunehmen. Wäre es daher nicht grosser Undank gewesen, hätte sie diesem nicht ihre Huld geschenkt? Natürlich fühlte auch er mehr als Dankbarkeit für so viel Huld, und bald ward sein Herz von Liebe zur Jugendfreundin, wenn auch nunmehrigen Herrin, gänzlich bezwungen [1]). Aber in jener finsteren, barbarischen Zeit war es noch nicht Sitte, durch weichlich-bequemes Seufzen und Klagen oder unverschämtes Trotzen und Drängen, sondern durch ritterliche Thaten die Huld der Herrin zu verdienen. Das

[1]) In einem Gedichte des Mittelalters darf es nicht an Allegorien fehlen, so fuhrt denn auch unser Dichter hier die „Frau Minne“ persönlich ein, schildert ihre Macht, und lässt sie in einem Gespräche mit ihrem neugewonnenen Sclaven diesem nach manchen Zurechtweisungen guten Rath ertheilen.

gelobt auch er; er begehrt daher von seiner Herrin Urlaub auf ein Jahr, um in fremden Landen ihr ruhmwürdig zu dienen. Nur mit Widerstreben bewilligt sie den verlangten Urlaub, und gibt ihm beim Abschiede zum Andenken

Ainen koppf — — — — —
Der was voll gold durchschlagen.

Auf die Frage: wohin er zu ziehen gedenke, antwortet er:

Ich will gen Pettowe *(Poitou)*
Da hatt der kinig (von) Hispanie
Und der herczog von Pritanie *(Bretagne)*
Den grauen bestanden;
Gen disen zwain landen
Ist im nott guoter wär,
Wann sein hand im überher.
Dem will ich helffen, ob ich mag.

Doch fiel die Trennung ihm nicht minder schwer als seiner Herrin, obwohl er seinem ritterlichen Vorsatze getreu blieb; denn

In zwang minn und ir band
Dauon ouch wilent Tristandt
Grossz nott und arbait
Durch sein frowen Ysald laid.

Bei seiner Ankunft in Poitou fand er den Grafen in seinem Lande sich zwar wacker wehrend; aber hart bedrängt und dessen Besitzungen gräulich verheert. Die Ursache des Streites war, dass der König (von Spanien?) verlangte, der Graf solle seine Länder von ihm zu Lehen nehmen („von im han"); das wollte aber der Graf durchaus nicht; ja sich lieber daraus vertreiben lassen. Darüber war eine langdauernde Fehde entstanden; sie währte nun schon ins dreizehnte Jahr. Gewöhnlich kamen die Feinde mit neuer Heerfahrt zur Erntezeit, und verwüsteten, so viel sie konnten. Auch der „britänisch" Herzog, ein auserwählter Held, dessen Oheim der König war, vereinigte sich mit diesem gegen den Grafen. Unser junger Held kam zwar noch unbekannt an des Grafen Hof; zeichnete sich aber bald so

aus, dass er Preis und Ruhm erwarb. Der Graf bietet ihm Güter zur Belohnung an; er aber lehnt sie ab, nur „seiner Frauen Minne“ ist der Lohn, wonach er strebt. Unterdessen hatte der König eine Burg nach der andern erobert; so verlor der Graf „Cawirssz“ (Cahors?) und „Mushart“ (Isle Bouchard; oder Rochechouard?), es blieben ihm nur mehr vier Städte, nämlich: „Linnode (Limoges, Limodia?), Rodel (Rodez, oder la Rochelle?), Poitiers und Lenseny (Ancenis?).“ Der Graf beruft die ihm Treugebliebenen, und stellt ihnen frei, ob sie noch ferner für ihn streiten, oder sich dem König unterwerfen wollten; er aber wolle lieber alles verlieren als die Ehre. Alle stimmen ihm bei, und rathen ihm, selbst die Vertheidigung einer der vier Städte zu leiten, und über jede der übrigen einen Hauptmann zu setzen, dem die Andern unterworfen wären. Mit allgemeiner Zustimmung ernennt der Graf den jungen Ritter aus der Fremde zum Hauptmann über „Linnode,“ was dieser zwar anfangs aus Bescheidenheit ablehnt; aber endlich nachgibt, und die ihm anvertraute Stadt mit hundert Rittern so tapfer vertheidigt, dass er die Hauptstütze des Grafen und der beste Ritter genannt wird.

Der König erzürnt sich höchlich über den Schaden, den dieser tapfere Jüngling ihm zufügt, und beklagt sich bitter, dass keiner der Seinen ihm so wacker diene, und den Muth habe, jenem die Spitze zu bieten. Da erbot sich der Herzog von Bretagne, ihn lebendig oder todt des Königs Händen zu überliefern. Doch sein Anschlag wird dem jungen Helden verrathen, dieser trifft Gegenanstalten, beschliesst kühn, den überlegenen Feind selbst aufzusuchen, greift ihn muthig an, thut Wunder der Tapferkeit, und weiss ihn geschickt in einen Hinterhalt zu locken, wo er mit seiner kleinen Schaar über die weit zahlreichere seines Gegners herfällt, sie durchbricht und zum Weichen bringt; da trifft er selbst auf den Herzog, besiegt ihn Mann gegen Mann und macht ihn zum Gefangenen. Als der Graf diese Siegesnachricht vernahm, wurde er hocherfreut;

denn er bekam nun Vergütung für allen Schaden. Er bietet seinem wackern Kampfgenossen die Hand seiner Tochter, der einzigen Erbin seiner Länder, zum Lohn an; dieser aber, der Herrin seines Herzens treu, lehnt den glänzenden Antrag ab, und räth vielmehr dem Grafen, durch die Hand der Tochter den Herzog aus einem besiegten Feinde zu einem mächtigen Freunde zu machen. Sein Rath wird befolgt. Er begehrt nun Urlaub vom Grafen, um wieder heimzukehren; nur ungerne wird er ihm bewilligt, und man sucht ihn, mit Ehren zu überhäufen; sein Ruhm verbreitet sich über alle Lande, so dass, wer ihn einmal sehen konnte, sich glücklich auf ein Jahr dünkte. Das war des Glückes fast zu viel; da kam ein Trauerbothe von seiner Herrin, mit der Nachricht, dass ihr halbes Land erobert und verwüstet sei von dem Grafen „Wide von Auerne" *(Gui d'Auvergne)* [1], der sie zum Weibe begehrte und eine abschlägige Antwort erhielt. Da fiel der Jüngling dem Grafen zu Füssen, und bat ihn um Beistand für seine Herrin. Der Graf, hocherfreut über diese Gelegenheit, sich seinem Retter dankbar bezeigen zu können, entbietet mit Eifer an fünfhundert Ritter, die dem tapfern, weitberühmten Fremdling gerne zuziehen. Mit diesen eilt er der Heimat zu; voraus aber sendet er Bothen, seine Herrin zu trösten und sie aufzufordern, ihre Leute zu ihm stossen zu lassen. Sie schickt ihm fünfhundert Ritter und tausend „Seriande" *(Servientes, Serjans)* zu. Bald sollte auch die Streitlust dieser beiden nun vereinigten Heerhaufen befriedigt werden; denn sie trafen den Grafen von Auvergne schon bereit, sie zu empfangen. Dieser hatte sein Heer in drei Schaaren getheilt: die eine führte der Graf von „Murlan, dez was Gason undertan" [2], die andere Graf „Lufer (?) von Pro-

[1]) Es gab zwey Grafen von Auvergne dieses Namens: Gui I. 979 — 989 und Gui II. 1195 — 1224.

[2]) „Murlan," wahrscheinlich statt: Morlas; einst die Hauptstadt von Bearn mit einer Münzstätte, nun ein unbedeutender Ort im Departement der Nieder-Pyrenäen; dann dürfte „Gason" Gas-

ventce" [1]), die dritte führte der Graf von Auvergne selbst an. Seine Gegner hatten sich in zwei Schaaren getheilt, wovon die eine der Graf von Poitou, die andere unser junger Held befehligte. Es entspinnt sich ein heisser, blutiger Kampf und von beiden Seiten wird tapfer gefochten; aber den Preis des Kampfes erringt unser Ritter, er ficht mit gewohntem Muth und Glück, nur dass er einen krummen Finger davonträgt, der ihm aber nachmals gut zu Statten kam; die Feinde werden gänzlich geschlagen und viele gefangen genommen, und dadurch seine Herrin und ihr Land von aller Gefahr befreit. Diese kömmt nun auf die freudige Nachricht selbst in das Lager und begibt sich sogleich in des Grafen Gezelt, ihm für seine Hülfe zû danken; der Graf aber weist sie an den Jüngling, diesem nur habe sie ihre Rettung zu danken, und er sei nur aus Erkenntlichkeit gegen ihn ihr zu Hülfe gezogen.

Der Herrin Dank und Huld geht dem Ritter zwar über Gold und Gut, und freudig gelobt er ihr, sie nimmer zu verlassen; aber doch trauert er insgeheim und sehnt sich nach noch süsserem Lohne, dem Lohn der Minne. Wohl erscheint ihm nur in weiter Ferne, ja fast unerreichbar dieses Ziel; denn wie darf der arme Vasall auf die Hand der reichen Herrin hoffen? Oft wiederhohlt er sich fast daran verzweifelnd:

„Sy wirt mir also schier,
Also Metz also Trier!"

cogne bedeuten; denn die Vizgrafen von Bearn stammten bekanntlich von Lupus-Centulus, Herzog von Gascogne unter Ludwig dem Frommen, ab, dessen directer Mannsstamm in Bearn i. J. 1134 erlosch.

[1]) „Lufer" ist vielleicht verstümmelt aus Lupus oder Waifer, welche Namen wohl einige Herzoge von Aquitanien oder Gascogne führten; aber seitdem die Provence eine selbstständige Grafschaft unter eigenen Regenten wurde, gibt es hier keinen Grafen, der einen dieser Namen geführt hätte.

Doch kann er nicht von ihr lassen, und seine Treue ist so musterhaft,

> Das man in wälscher zungen
> So wol geloppten jungen
> In allen enden nienert vand.

Seine Leiden und geheimen Wünsche entgingen natürlich ihren Blicken nicht, zumal da sie ihn schon längst nicht mehr mit gleichgültigen ansah [1]), seine Dienste verpflichteten sie zum Danke, sein Ruhm verherrlichte sie, seine Treue gewann vollends ihr Herz; sie hätte daher gerne den Lohn gewährt, den er kaum zu hoffen, vielweniger zu begehren wagte, nur möchte sie es mit Ehren und mit Beistimmung ihrer Verwandten und Vasallen thun. Da ersinnt sie folgende List: sie beruft ihre Vasallen und gibt vor, erfahren zu haben, dass ihren Gütern und selbst ihrer Ehre abermals die Gefahren eines verheerenden Einfalls bevorstünden. Was sie erwartete, geschah: die Vasallen stellten ihr vor, dass dieses Übel daher komme, weil sie ohne Mann sei, und drangen in sie, zu ihrem und des Landes Besten sich doch endlich zu vermählen. Sie entgegnet ihnen, sie wollte nichts ohne oder gar wider ihrer Freunde Rath thun, fänden die es für gut, dass sie heurathe und wüssten ihr einen tüchtigen Mann vorzuschlagen, so hätte sie nichts dawider. Da sprachen Alle, der dem Grafen von Poitou sein Land wieder gewann, der würde auch das ihre männlich beschützen, den möge sie wählen. So schien sie, als sie

[1]) Der Dichter macht hier abermals eine Digression über die Macht der Minne und ihre Leiden, und vergleicht sie mit der „Königin von Babylon“ (*Semiramis. S. Diodorus Sic. Biblioth. hist. Lib.* II. cap. 13), die alle Nacht einen Mann zu sich kommen und ihn dann ermorden liess; „so machts auch die Minne,“ schliesst er sein Gleichniss,

> Sy lonet ze glicher wisz
> Als die kinigin ir amis.

nun zögernd einwilligte, nur dem Rathe Anderer nachzugeben, während sie den sehnlichsten Wunsch ihres Herzens befriedigte. Alle freuten sich der getroffenen Wahl; aber wer beschreibt des überglücklichen Bräutigams Wonne, der so unvermuthet seine kühnsten Wünsche erfüllt sieht!?

Er hatte nun ein liebes Weib und das beste Leben;

> Er lebt als er wol kund,
> Häbk vnd ouch hund,
> Valken vnd winde
> Hett er in seinem gesinde
> Ze allen zitten hart vil.
> Hünd und vederspil
> Was sein kurczwil aller tag,
> Wenn er dahaim müssig lag.
> Doch verlag er seltan durch gmach,
> Wa inn lang icht geschach,
> Daz zer ritterschafft icht trafft;
> Er vnd sein gesellschafft
> Waren wol da vornen.

So geschah es einsmals, dass er mit seinen Habichten auf die Vögeljagd ausritt; den Lauf eines Baches verfolgend kömmt er zu einer Mühle, und sieht vor derselben zwölf sehr arme, bresthafte Leute liegen und schlafen. Er frägt den Müller, in wessen Pflege sie wären? Der Müller antwortet: „Herr, mir hat sie gesandt die Gute, der diess Land gehört und auch diese Mühle, damit ich sie hier beherberge, und wenn einer stirbt, muss ich sogleich einen anderen aufnehmen.“

Da gedachte der Ritter, wie Gott sich ihm dagegen so gnädig bewiesen habe, und wie er schon nimmer verdienen könne, dass durch des Höchsten Gnade ein so gutes Weib sein geworden sei. Er führt sich zu Gemüthe, dass er überdiess alles habe, was er nur wünschen könne, jedoch Gottes Reich über alles Irdische gehe; wie leicht könne man aber dieses durch Wohlleben in Reichthum und Ansehen verlieren! Diese Gedanken verlassen ihn nimmer; in sie vertieft ist er heimgekehrt, mit ih-

nen entschläft er an der Seite seines lieben Weibes, mit ihnen erwacht er des andern Morgens. Da steht sein Entschluss fest; er hält es für sündig, länger in Ehren und Überfluss zu leben, und beschliesst, Hab und Gut, Macht und Ansehen aufzugeben, um ein unstätes, mühevolles Leben zu führen [1]).

Kaum ist auch seine Frau erwacht, so theilt er ihr seinen Entschluss mit; sie billigt ihn, und schon in der folgenden Nacht verlassen sie heimlich ihre Burg, verlassen, durch Vermummung unkenntlich, ihre schönen Länder, nun der Habsucht der Gierigen preisgegeben, um bettelnd in der Fremde umherzuirren. Beschwerden und Ungemach aller Art, und obendrein Spott und Schimpf mussten sie nun ertragen, und als durch die Geburt zweier Söhne sich ihre Familie vergrösserte, vergrösserten sich eben dadurch auch ihre Noth und ihre Leiden. Besonders litt die zarte Frau darunter, sie unterlag fast den Beschwerden; denn auch sie musste nun auf ungebahnten, mühevollen Wegen noch überdiess eines der Kinder tragen. Eines Tages ward ihr so unwohl, dass sie ihre Kinder nicht mehr säugen noch tragen konnte;

Do ward der man ir zwaier wagen,
Er ward wagen vnd rind,
Uncz er die muotter vnd daz kind
Bracht sonder twale
Zuo einem spitale
In ain hart schön statt.

[1]) Von hier an hat unsere Sage, vorzüglich in mehreren Einzelnheiten, eine auffallende Ähnlichkeit mit der altenglischen Romanze vom Ritter Isenbras, die ebenfalls unbezweifelt einem französischen Originale nachgebildet ist. Nur ist z. B. der hier freiwillige Entschluss des Ritters dort eine vom Himmel ihm auferlegte Busse für seinen gottvergessenen Hochmuth; u. s. w. *(S. (Utterson), Select Pieces of early popular Poetry. London*, 1817. 8. Vol. I. p. 73 sqq.; — vgl. den Auszug in: *Ellis, Specimens of early engl. metr. Romances.* Vol. III. p. 158 sqq.)

Hier verweilte sie so lange, bis das ältere Kind gross genug wurde, um den Vater begleiten zu können, wenn er bettelnd die Strassen durchzog.

Daz ander daz was claine,
Daz sougt die vil raine
Mit milch usz ainem horne;
Es zoch die wolgeborne
Uncz es der milch wol embar,
Und im daz essen nit enwar.
Do ward es in ainem jare
Wol so tür zware,
Das ein man asz mit gwalt
Ain brott daz ain schilling galt.

Aber bald wurden die Leute müde, die fremde Bettlerfamilie zu ernähren, und er kehrte nun oft mit leeren Taschen nach Hause; sie litten solche Hungersnoth, dass es ein wahrer Jammer war, oft hatten sie in zwei Tagen keinen Bissen Brot. Da stellte die Frau vor, wie es doch besser sei, bevor sie zusammen alle vor Elend verderben müssten, sich zu trennen; sie wolle daher bei einer Frau in Dienst zu treten suchen. Er will es zwar anfangs nicht zugeben; doch die Noth zwingt ihn, einzuwilligen. Er macht sich daher auf, eine Dienstgeberin zu suchen, findet endlich eine, die sich mit ihm zu seinem Weibe verfügt, und da sie bemerkt, dass dieses einen „schönen Leib" habe, so ist sie erbötig, es für zwei Pfund ihm abzukaufen. Mit Jammer und nur der drängenden Noth nachgebend, wird dieser Antrag angenommen und so die Hochgeborne als Leibeigene verkauft. Er begleitet sie zu ihrer nunmehrigen Herrin, und empfängt tiefbetrübt das Blutgeld von dieser.

Als schier do sy im vergalt,
Do er die pfening empfie,
Die frow strickt es im hie
In ainen zendat, der was rot.

Mit grossem Leide schied er von seinem lieben Weibe. Tief gebeugt tritt er mit seinen Kindern, nun seinem ein-

zigen Troste, den Heimweg an; da kömmt er wieder zu der Brücke über den unterdess noch mehr angeschwollenen Fluss, das Wasser wächst mit jedem Augenblick und stürzt tosend heran; er setzt eines der beiden Kinder am diesseitigen Ufer ab und heisst es warten, während er das andere über die schmale Brücke trägt, es am jenseitigen Ufer absetzt, und nun das zweite nachhohlen will. Aber kaum ist er wieder auf der Mitte der Brücke, da reisst die tobende Fluth Brücke und Mann mit sich fort, nur mit Mühe erhält er sich über dem Wasser, bis ihn endlich dieses selbst ans Land treibt. Sogleich rafft er sich auf, seine beiden Kinder zu suchen. Unterdessen waren aber der „Bischof von Riems“ (Rheims) und der „Graf von Vrliems“ (Orleans) zu der Brücke gekommen, und durch das Hinwegreissen derselben von einander getrennt worden. Jeder von ihnen hatte auf seinem Ufer eines der Kinder gefunden, es mit sich genommen und erziehen zu lassen beschlossen. Als nun der unglückliche Vater zu dem Orte zurückkehrte, wo er die Kinder verlassen hatte, und sie da nicht mehr fand, glaubte er, sie seien vom Wasser fortgerissen worden und ertrunken. Da wirft er sich, ermüdet und von Schmerz überwältigt, unter einen Baum; bei dem Gedanken an sein früheres vollkommenes Glück und sein jetziges gränzenloses Elend entsinken ihm fasst Muth und Kraft zum ferneren Ertragen, und er seufzt zu Gott um Erlösung. Mit dem trostlosen Gefühl, nichts mehr verlieren zu können, entschläft er endlich. Dennoch war das Mass seines Unglücks noch nicht voll; auf dem Baume, unter dem er schlief, sass ein Adler, der ward den rothen Sack mit den Pfennigen gewahr, und von Hunger bezwungen stürzte er sich auf denselben und flog mit seiner Beute davon. Durch das Geräusch erwacht springt der Ärmste auf und entdeckt mit Schreck das neue Missgeschick; vergebens eilt er dem Räuber seiner letzten, so theuer erkauften Habe nach, bald ist dieser seinen Blicken entschwunden, und in Verzweif-

lung verlässt er das Land, wo er alles, was ihm theuer war, verlor.

Doch auch der räuberische Adler sollte sich seiner Beute nicht lang erfreuen können; denn bald umkreist ihn eine Menge von Vögeln, durch den rothen Sack angezogen, verfolgt ihn mit Geschrei und treibt ihn gerade zu der Stelle hin, wo des Ritters Frau sich eben befindet. Diese, durch den Lärm der Vögel aufmerksam gemacht, sieht dem seltsamen Schauspiel eine Weile zu; da lässt der Adler, von den anderen Vögeln bedrängt, den Sack fallen, sie hebt ihn auf, erkennt ihn sogleich als denselben, den sie ihrem Manne beim Abschiede mitgegeben hatte, und verfällt auf die schreckliche Vermuthung, dieser sei vor Hunger gestorben und von den Vögeln aufgefressen worden. Mit Jammer gedenkt sie auch ihrer armen Kinder, die verlassen zu haben, sie nun zu spät bereut.

Doch sie sucht und findet Trost in der Ergebung in Gottes Willen. Seinem Schutz empfiehlt sie ihren Mann und ihre Kinder; den Sack mit den Pfennigen aber verwahrt sie in ihrer Kammer. Sie genas allmählich und konnte auch eines bequemeren Lebens sich erfreuen, während ihr Mann Hunger, Kälte und Hitze ertragen musste, und dadurch so entstellt wurde, dass sie selbst ihn kaum mehr erkannt hätte.

Sie verdiente sich ihren Lohn, indem sie aus Silber und Gold sehr künstliche Borten wirkte, und überaus schöne „Gürtel und Schappel, brait und sinwel," verfertigte. Darüber war ihre Frau sehr erfreut, und segnete die Stunde, in der sie sich ihrer annahm; auch gab sie sie ihren beiden Töchtern zur Meisterin, welche diese in einem Jahre so weit brachte, dass Alle sich darob wunderten, und sie über die Massen lobten.

Auch wurde sie nach ihrer Genesung wieder so schön, dass sich der Ruf davon im ganzen Lande verbreitete. Die Stadt aber, in der sie sich nun aufhielt,

— — — hiesz Treis *(Troyes)*
Und was der grauen von Beleis *(Blois)*

Der Ruf ihrer Schönheit drang selbst bis zum Herrn des Landes, dem Grafen „Diebald“ *(Thibaut)* [1]). Dieser wurde von ihren Reizen so angezogen, dass er ihrem Dienstherrn den Antrag machte, ihm, so lang er lebe, die Steuern nachzulassen, wenn er ihm diese Magd überliesse. Der Antrag wurde angenommen; sie aber musste sich diesen Handel gefallen lassen, und konnte nur zu Gott flehen, ihre Ehre zu bewahren. So wurde sie gezwungen, des Grafen Bettgenossin zu werden.

Do er lag by siner brut,
Do entorst er ir wisse hut
Niert gerüren hars grosz,
Wa sy jenert schin plos.
Ir hutt ain kamerere,
Dem nicht ze vil were
Ob er der hell abgrunde
Und der erd pflumunde
Uff in die lüfft huobe u. s. w.

Der Graf erschrickt nicht wenig über dieses unzeitige Wunder, und hält sie für eine gefeite Jungfrau. Er dringt desshalb mit Fragen in sie, beschwört ihr seine heftige Liebe, dass er nicht von ihr lassen könne und dass er sie zur Gräfin machen wolle. Sie erkennt dankbar die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, und erzählt ihm nun ohne Hehl ihre bisherigen Schicksale. Der Graf wird davon so gerührt, dass, obwohl er nun selbst auf die Erreichung seines anfänglichen Zweckes verzichtleistet,

[1]) Es gibt bekanntlich viele dieses Namens unter den Grafen von Champagne und Blois; der erste ist Thibaut le Vieux oder le Tricheur (um 943 — 978); aber erst seit Thibaut IV. le Grand (als Graf von Champagne Thibaut II. von 1102 — 1152, nimmt i. J. 1109 den Titel eines Grafen von Troyes an) wird Troyes die Hauptstadt und Residenz der Grafen von Champagne aus dem Hause Blois, die früher in dieser Provinz eigentlich nur die Grafschaft Troyes besassen. *(S. Art de vérifier les Dates.* Paris, 1818. 8. Tom II. p. 364 und 367.)

er sie dennoch nicht minder liebt, ja sie trotz dem des andern Morgens zur Trauung führt, und ihr all sein Hab und Gut verspricht;

> Und was die frow do
> In irem muot hart fro,
> Das sy was unbewallen,
> Und doch hett guotz vallen.
> Sy hett man nach wane,
> Und was doch mans one.

Auch der Graf war nichtsdestoweniger sehr glücklich mit ihr, und liess es ihr an nichts fehlen; sie aber verwendete seine reichen Geschenke zu milden Gaben, und erwarb sich so die Liebe und den Gehorsam ihrer Vasallen. Als der Graf aber nach einiger Zeit starb, ward sie seine alleinige Erbin; denn

> Wer ze Franckrich ist komen,
> Der waisst es vnd hatz vernomen,
> Das en ist kain schidung an,
> Da erbt daz wib als der man.

So war sie nun wieder zu Ehren und Reichthum gekommen; und doch weilten ihre Gedanken am liebsten in der Vergangenheit. Zu jener Zeit ereignete es sich, dass dem Könige von Frankreich seine Gemahlin auf der Heimreise von „Arogoni" (Aragon) von „dem von Portagale" entführt wurde. Die Welt aber war damals noch so gottlos, dass er selbst durch des Papstes Bann sie nicht zurückerhalten konnte. Darob betrübte sich der König so sehr, dass er durchaus sich nicht wieder vermählen wollte, wiewohl seine Vasallen desshalb sehr in ihn drangen, und ihm die unglückliche Lage des Reiches vorstellten, wenn er ohne Erben stürbe. Endlich aber liess er sich doch trösten und entschloss sich, da das Gerücht von der ausserordentlichen Schönheit und Tugend der Gräfin von Blois auch bis zu ihm gedrungen war, um diese zu freien. Seine Vasallen billigten diesen Entschluss, und auf ihren Rath ward der weise Abt von

„Nise“ *(Saint-Denis)* mit der Werbung an die Gräfin abgesandt. Diese vernimmt den überraschenden Antrag anfangs mit stummen Erstaunen; dann aber bittet sie um Bedenkzeit bis zum andern Tage.

Als sie sich des Nachts in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, und wieder allein befand, wirft sie sich im Gebete vor Gott nieder und fleht brünstig zu ihm um Erleuchtung, damit sie ob der weltlichen Ehre ihr Seelenheil nicht gefährde. So von Zweifeln bis zu Thränen geängstet und ihre Rathlosigkeit beklagend durchwacht sie die Nacht, erst als es schon tagt, entschlummert sie; da

Ain stimm ir in daz or rieff,

sie müsse Königin werden, und solle dafür einst auch im Himmel belohnt werden. Als sie nun erwacht, steht ihr Entschluss fest, der Stimme des Himmels zu folgen. Beim Morgen-Imbiss erneut der Abt seine Werbung; sie antwortet ihm züchtiglich, er möge seine Bothschaft erst ihren Mannen vortragen, dann wolle auch sie sich äussern; denn es gezieme einer ehrbaren Frau nicht, in dergleichen Dingen zu eilen, und handle sie ohne Rath, so hätte sie dann Schaden und Schimpf davon allein zu tragen.

Die Gräfin versammelt daher ihre Vasallen und der Abt trägt ihnen die Werbung des Königs vor. Einstimmig und mit Freuden rathen sie zu deren Annahme; denn sie fühlen sich selbst dadurch hochgeehrt; da willigt auch sie ein.

Als dem König ihre günstige Antwort hinterbracht wurde, freute er sich höchlich, und liess sie durch vier seiner Fürsten abhohlen. Mit festlichem Gepränge wird sie nach Paris an den Hof geleitet, und mit herkömmlicher Feierlichkeit dem Könige vermählt. Endlich kam die Stunde, nach der jeder Bräutigam, auf dem Throne wie in der Hütte, vom Hochzeitgepränge und Festmahle sich wegsehnt; nur der König sollte durch die Tücke seines entflohenen Weibes den ärmsten seiner Unterthanen darum beneiden:

Die selb frow by ir hett
Ain maister von Talet,
Der von nigromanczie lasz,
Und dez listes gar ain maister was;
Der schraib ain karacteres,
Und halff der kinigin daz,
Daz sy dem kinig getan hat,
Das im alle sein arczat
Nit gehelffen kunden,
Das er ze kainen stunden
Mocht mit den wiben
Manns werck triben.

Der König fand es daher für nöthig, sich des andern Morgens bei seiner Frau desshalb zu entschuldigen;

Zuo der kinigin er sprach:
„Es ist wol ain jar, das mir geschach,
Das ich dir nit entuon kan
Als einem wib sol ain man.
Nun soltu mich geniessen lan,
Das ich dich darfür erkorn han;
Sols ymer werden übersechen,
Daz muosz von diner tugent geschechen."

Allein gerade darüber war sie von Herzen froh, und dankte Gott, dass sie so ihre Treue bewahren konnte. Der König versprach ihr hingegen, sie bei der morgigen Krönungsweihe zur Erbin seiner Krone und seines Reichs zu erklären. In der That wird sie mit grosser Pracht gekrönt, und den Glanz ihres Schmuckes, den Reichthum ihrer Gewänder kann nur ihre Schönheit überstrahlen. Auch hält der König sein Versprechen, und erklärt, dass er Krone und Reich auf sie vererbe. Noch mehr! noch vor Ablauf eines Jahres ist der König so gefällig, ihr durch seinen Tod den wirklichen Besitz dieser Herrlichkeiten einzuräumen,

Und liess die kiniginne
An vil grossen gewinne;
Sy hett land und schatz,
Und plaib on widersatz.

Nun statt Franckriche,
Dez ainen herliche,
Dez sind zwölff gnossen,
Daz sind fürsten grossen,
Den mag der kinig nit verzichen,
Er muosz in daz recht lichen
Mit vanen und mit handen,
Rat ze seinen landen;
Und koment die zwölff überain,
So hat der kinig recht dehain,
Er muosz in werden undertan,
Ald aber inen daz rich lan.

Diese zwölf Fürsten verlangten von der königlichen Witwe, dass sie sich wieder vermähle. Sie bat um Aufschub wenigstens bis zu Ende des Trauerjahres („der Jarzit"), den auch die Fürsten bewilligten. Dieses Jahr verlebte sie im Gebet und in Ausübung guter Werke, und nahm sich vor, sollte sie binnen desselben nichts von ihrem Manne hören, eher Krone und Reich aufzugeben, als nochmals einen Anderen zu heurathen.

Die zugestandene Jahresfrist ging zu Ende, der entscheidende Tag der Todtenfeier für den verstorbenen König nahte heran; aber noch hatte sie keine Kunde von dem verlornen Gatten erlangen können. Da entbot sie die Fürsten; aber auch nach den Armen sandte sie viele Bothen aus, auf dass sie sich in dem Dome zu „Sant-Nise" *(Saint-Denis)* einfänden. Natürlich ermangelten diese nicht, sich zahlreich einzufinden; denn sie liess sie kleiden und speisen. Als nun die Todtenmesse gesungen ward, entstand grosses Gedränge in dem Dome, kaum kann die Königin durch die dichtgeschaarte Menge zum Opfer schreiten; da drängt sich ein armer Mann bis zu ihr vor, um Almosen sie ansprechend; indem sie ihm dieses aber hinreicht, bemerkt sie an seiner Hand einen krummen Finger,

Den sy selb hailt vnd band,
Do er im abgeschlagen ward.

Der Schreck der Freude durchzuckt sie, sie sieht ihn genauer an, erkennt ihn für ihren todtgeglaubten Gatten, und ihn beim Kleide fassend, zieht sie ihn freudetrunken mit sich fort, übergibt ihn ihrem Kämmerer, und befiehlt, ihn wohl zu verpflegen. Geendet ist die Todtenfeier; sie aber liegt noch im heissen Dankgebete vor dem Allmächtigen auf den Knien, seine unendliche Güte preisend ob der wunderbaren Erhaltung und Zuführung des geliebten Gatten, und nun um seinen ferneren Beistand ihn anflehend:

„Nun hilff mir, das ich diser diet
Noch hütt bewäre
Disz wunderlich märe!"

Kaum ist sie aus der Kirche zurückgekehrt, so sendet sie nach ihrem Kämmerer, befiehlt ihm, den seiner Pflege anvertrauten Armen zu baden, und ihm sammtne, mit Hermelin verbrämte Kleider anzuziehen; sie selbst sorgt für Schuhe und leinen Gewand, und begibt sich dann zu ihren Gästen, den Fürsten und Grossen des Reiches, die sie auf das herrlichste bewirthen lässt. Nach aufgehobener Tafel heisst man das Gesinde sich entfernen; die Fürsten wiederhohlen nun ihr Verlangen; sie aber erzählt ihnen ihre bisherigen Schicksale, zu deren Beglaubigung sie sich auf das nahe gelegene Land ihres Vaters, den sorgfältig bewahrten Sack mit den Pfennigen und ihre ehemalige, noch lebende Dienstfrau beruft, und das heutige wunderbare Wiederfinden des todtgeglaubten Gatten. Da die Fürsten diess vernehmen, zweifeln sie nicht länger an der Wahrheit ihrer Aussage und rufen einmüthig: „Den hat uns Gott zum Könige gesandt!"

Unterdessen hatten die Kämmerer den Armen gebadet und gewaschen, und an den vielen Wunden und Malen seines Leibes, so wie an dem Haarschnitt erkannt, dass er einst dem Ritterstand angehört haben müsse [1]).

[1]) Vgl. über diese Kennzeichen eines ritterlichen Leibes, und zwar über die Male, *Camois, Legrand d'Aussy, Fabliaux.*

Man brachte ihm feine Wäsche, herrliche Kleider von Sammt mit Hermelin gefüttert, Hosen von Scharlach und einen reichgeschmückten Gürtel [1]). Anfangs wollte er von diesem Allen nichts anlegen, und glaubte, man wolle sich eine Kurzweil mit ihm machen, bis man ihm entdeckte, dass die Königin seine Frau, und er selbst zum König erwählt sei. Aber nicht länger kann er an der Wahrheit dieser wundergleichen Umwandlung zweifeln, als seine in der Dienstbarkeit verlassene Gattin nun als Königin, von allen Fürsten begleitet, selbst zu ihm kömmt, um ihren Thron mit ihm zu theilen. Unaussprechlich ist die Freude dieses Wiedersehens. Auch die Fürsten und die Kronvasallen alle begrüssen ihn mit Freuden als ihren König, und das Volk, dem einer der Fürsten die ausserordentliche Begebenheit bereits verkündet hatte, stimmt jubelnd ein. Nur ein Schmerz stört die Wonne der wiedervereinten Gatten; die Mutter frägt mit banger Sehnsucht nach ihren Kindern, und der Vater kann ihr leider nur mit tiefem Kummer die Art ihres Verlustes mittheilen, und seine Unkenntniss ihres ferneren Schicksals klagen. Kaum aber hat man die Ursache der Betrübniss des königlichen Paares vernommen, als sogleich einer der Grafen vortritt, und erzählt, wie er und der Bischof von Rheims vor vier Jahren ganz auf dieselbe Weise an der Seine („by der Sein"), jeder auf seinem Ufer, ein Kind gefunden, mit sich genommen, und bis zur Stunde wohl verpflegt hätten. Man beeilt sich, die Kinder herbeizuhohlen, die die glücklichen Ältern für

Paris, 1829. Tom. I. p. 93; — über den Haarschnitt der Ritter: *Sainte-Palaye*, Ritterwesen, übers. von Klüber; Thl. I. S. 109, und Thl. II. S. 157.

[1]) Sammt, Hermelin und Scharlach durften nur die Ritter, Fürsten und Könige tragen, so wie der Gürtel, das *Cingulum militare*, eine eigenthümliche Auszeichnung der Ritterwürde war. (Vgl. *Sainte-Palaye*; l. c. Thl. II. S. 149 — 155; und Thl. I. S. 242).

die Ihrigen erkennen, und nun fehlt nichts mehr zur Freude Aller.

Die Fürsten huldigen dem königlichen Paar, erkennen die Kinder für dessen rechtmässige Erben an, und lassen sich von dem Könige belehnen.

Nun erst sagt uns auch der Dichter, wie dieser König und dessen Nachfolger geheissen haben, also sein Werk schliessend:

> Wer dis rich gewan,
> Der was gehaissen Karelman,
> Do was der kiniginen name
> Nit anders, wann: „*la bone dame*;"
> Do hiessen ire kindelin
> Karle vnd Pippin. U. s. w. [1])

Die dieser Sage zu Grunde liegende Idee hat mit jener in dem Romane von Bertha viele Ähnlichkeit; auch hier ist es der Sieg der Demuth und eines christlich frommen Gemüthes über irdischen Glanz und die Versuchungen der Sinnlichkeit, personifizirt in dem Bild eines entsagenden, duldenden, treuen und keuschen Weibes, noch dadurch erhöht, dass die vorausgesehenen Leiden Folge eines freiwillig aufgegebenen, vollkommen glücklichen Zustandes sind. So bizarr uns heutzutage eine solche ascetische Selbstpeinigung auch vorkommen

[1]) S. Museum für altd. Lit. u. Kunst, Thl. I. S. 577 — 578. Doch fehlt da der letzte Absatz der Schlussrede, der also lautet:

> Dis bitt ich sündere.
> Nun han ich disz mere
> Volbracht an die statt,
> Als mich der margraff batt;
> Nun will ichs haissen schriben
> Ze eren guotten wiben,
> Das sy mercken vnd schowen
> By diser guotten frowen,
> Das nimer wib miszgat,
> Die trüv gen irenn man hat.
> Amen.

mag, so ist das Mittelalter doch reich an derlei Beispielen, und so einseitig, übertrieben und practisch unwahr diese Weltansicht auch in der That ist, so ging sie doch häufig aus einer grossartigen Verachtung der Nichtigkeit alles Irdischen hervor.

Ich habe schon oben bemerkt, dass ich die Anknüpfung dieser Sage an Karl den Grossen, der hier am Ende nebst seinem Vater Pipin als Sohn und Nachfolger eines Karlmann und der namenlosen „guoten Frowe" erscheint, für willkührlich halte; aber eben so wenig ist es mir bis jetzt gelungen, einen anderen historischen Hintergrund dafür aufzufinden [1]). Nur so viel scheint mir gewiss, dass die Sage in der vorliegen-

[1]) Um aber doch meinen guten Willen zu beweisen, diese Sage historisch zu begründen und sie wo möglich an die Karolinger anzuknüpfen, stehe hier folgender Einfall, der aber eben auch für nichts weiter gelten soll: Könnte unter dem Helden unserer Sage, der am Ende derselben Karlmann genannt wird, nicht etwa gar Karl Martell gemeint sein, unter der ungenannten Herrin und Gattin dieses Karlmanns die Base und zweite Gemahlin Karl Martells, Sunichild, die Tochter des Baierfürsten (Barria etwa aus Bavaria?) und der Bilitrud, der Tochter Pipins von Herstall und der, nach einigen allein rechtmässigen Gemahlin desselben, Plechtrudis? — Dass Pipin der Kleine zu ihrem Sohne gemacht wird, obwohl aus der ersten Ehe Karl Martells stammend, und eben so auch dessen Enkel, Karl der Grosse, anstatt Karlmanns, wäre für eine Sage ein eben nicht zu arger Verstoss. — Könnte ferner nicht die Fehde des Grafen von Poitiers mit dem Könige von Spanien, den er nicht als Lehensherrn anerkennen wollte, und den er mit Hülfe jenes Karlmanns bezwang, eine Anspielung auf die weltberühmte Schlacht bei Poitiers (732), in der Karl Martell, dem Herzoge von Aquitanien zu Hülfe ziehend, die spanischen Sarazenen aufs Haupt schlug, enthalten? — Sollte etwa, freilich dann chronologisch ungenau, unter dem Einfall des Grafen „Wide von Averne" der Einfall des Grafen Eudo von Aquitanien mit seinen Vasken („dez was Gason undertan") in Neustrien und dessen Besiegung durch Karl Martell (719) gemeint sein? — Könnte nicht das freiwillige Auf-

den Gestalt nicht vor dem zwölften Jahrhundert abgefasst worden sei [1]). Doch über alles dieses möchte leicht das wälsche Original mehr Aufschlüsse gewähren!

geben alles Besitzthums des Heldens unserer Sage auf Karlmann's, des Sohnes Karl Martells, freiwillige Abdankung und Pilgerfahrt nach Rom, um Mönch zu werden, bezogen werden? — Denn das Accumuliren der Handlungen verschiedener Personen mit ähnlichen oder gleichen Namen, oder aus demselben Stamm auf eine vorzugsweise berühmt gewordene ist ja ein Grundzug aller Sagen. — Wie sich aber die fernere Erzählung unserer Sage, vorzüglich die Katastrophe mit dem Könige von Frankreich, der arge Verstoss gegen das salische Gesetz, u. s. w., wenn man dieses alles nicht als Hinzudichtung späterer Zeiten oder Verschmelzung mit anderen Sagen halten will, mit der Geschichte zusammenreimen lasse, muss ich Anderen, scharfsinnigeren und gelehrteren, überlassen.

[1]) Dass sie so nicht vor dem 12. Jahrh. abgefasst worden sei, scheint schon aus dem ganzen Charakter der Darstellung hervorzugehen; denn wir finden als wesentlichen Bestandtheil derselben das Lehen- und Ritterwesen schon in jenem Grade der Ausbildung, den sie schwerlich vor dieser Zeit erreicht hatten, abgesehen von einigen einzelnen in den Anmerkungen nachgewiesenen Daten, die freilich ihrer Unbestimmtheit wegen mehr zu plausiblen Vermuthungen, als zu sicheren Kriterien taugen. — Vielleicht lag gerade gegen das Ende dieses Jahrhunderts in der Vermählung Philipp Augusts mit Isabellen, der Tochter des Grafen Balduins V. von Hennegau (1181), wodurch der Stamm Hugo Capets mit einer Abkömmlingin der Karolinger neuerdings sich verband und worauf man grosses Gewicht legte, und in der gleichzeitigen Verbindung des königlichen Hauses mit den Grafen von Champagne und Blois eine Veranlassung, die karolingischen Stammsagen auf solche Weise zu erneuern.



Eben so wenig in einem inneren, nothwendigen Zusammenhange mit dem fränkischen Sagenkreise stehend, aber ebenfalls äusserlich sich an ihn anschliessend, ist die Sage, die, wiewohl unbezweifelt auch wälschen Ursprungs, meines Wissens nur mehr in dem spanischen prosaischen Roman uns erhalten wurde, der unter folgendem Titel erschien:

Historia de Enrrique, fi de Oliua, Rey de Jherusalem, Enperador de Constantinopla[1]).

Da aber dieser Roman kaum mehr als dem Namen nach bekannt ist, so will ich dessen wesentlichen Inhalt hier mittheilen.

[1]) Das vielleicht einzige Exemplar der ersten Ausgabe dieses Romans im Besitze der hiesigen k. k. Hofbibliothek wurde zuerst von Denis (*Supplem. ad Maittaire, Ann. typogr.*, p. 444) erwähnt; denn selbst Mendez (*Typographia esp.*; Madrid, 1796. 4. Tom. I. p. 212) kennt sie nur aus diesem. Da aber die von Denis gegebene Beschreibung mangelhaft ist, so stehe hier eine möglichst genaue: ober dem oben angegebenen Titel befindet sich ein Holzschnitt, darstellend einen König auf dem Throne, vor ihm drei geistliche und zwei weltliche Vasallen auf den Knien; am Ende: *Acabose la presente historia de Enrique hijo de la infanta doña oliua: el qual por la gracia de dios fue rey de ierusalem y emperador de Constantinopla. Fue empremido en la muy noble y muy leal ciudad de seuilla por tres alemanes conpañeros en el año de Mill y quatrocientos y nouenta y ocho años* (1498) *a veynte dias del mes de otubre.* Auf der Rückseite des letzten Blattes das Druckerzeichen (abgebildet und erklärt bei Mendez; l. c. p. 222). 43 unpaginirte Blätter, ohne Custoden, mit Signatur a — e zu 8 Bl. und f zu 3 Bl., die volle Seite zu 31 Zeilen; mit gothischen Lettern; in kl. 4to. — Nic. Antonio (*Bibl. hisp. nov.*; Tom. II. p. 396) kennt nur eine spätere Ausgabe: *Seuilla, por Juan Cromberger.* 1533. 4to.

Der gute König Pipin von Frankreich hatte eine Schwester, mit Namen Oliva [1]); sie war eben so sittsam als verständig. Schon in ihrer Kindheit kam sie unter seine Obhut, und er erzog sie mit aller Sorgfalt. Als sie nun heurathsmässig wurde, bewarben sich viele Könige und Fürsten um ihre Hand; dennoch beschloss Pipin, sie mit einem seiner Vasallen, dem Herzoge von „la Rocha" (auch „Roncha," wahrscheinlich die Grafschaft la Roche) zu vermählen, theils um dessen treue Dienste zu belohnen, theils um die geliebte Schwester in seiner Nähe zu behalten. Überdiess war der Herzog durch Macht, Tapferkeit und zierliche Rittersitten ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann, und seinem Lehensherrn ganz besonders zugethan. Der König vertraut ihm daher die hohe Gnade, die er ihm zugedacht hat, und verspricht, seiner Schwester Flandern und „Florencia" (Florenge; oder Florenne?) zum Heurathsgute zu geben. Der Herzog nimmt mit dankbarer Freude den ehrenvollen Antrag an, und sogleich wird die Hochzeit mit grosser Pracht und festlichem Aufwand in der Stadt „Monleon"

[1]) Die historisch beglaubigten Schwestern Pipins des Kurzen waren Hiltrude oder Chiltrudis, die Gemahlin des Baierfürsten Odilo, und Landrade, vermählt mit Sigramm, Grafen von Hasbain. — Im versifizirten Romane von Valentin und Namelos wird (nach v. d. Hagen, Grundriss; S. 158) Pipins Schwester Phila, und ihr Gemahl Chrysostomus König von Ungarn genannt; in der deutschen prosaischen Bearbeitung aber (aus dem Französ. übersetzt durch Wilhelm Ziely von Bern; zusammengedruckt mit der „Histori von Olwier und Artus." Basel, 1522. Fol. Vgl. Ebert, Bibliogr. Lex. 15104), der einzigen, die mir zur Hand war, heisst sie Bellissant, und ihr Gemahl Alexander Kaiser zu Constantinopel. — Übrigens ist der Roman von Valentin und Orson offenbar ein späteres Product, zusammengestoppelt aus Legenden und älteren, ächten Sagen, wie z. B. aus unserer Sage, den *Enfances de Charlemagne*, dem Octavianus, dem Cleomades, u. a., so wie der Roman von Olivier und Artus nichts als eine Verschmelzung der Sage von Milles und Amys und der von Amadas ist.

(Monlaon; Laon [1]) gefeiert, wozu sich alle Grossen des Reichs eingefunden hatten. Aber unter diesen befand sich auch ein Verräther, „Tomillas“ [2]) Graf von Köln, der Rathgeber des Königs, der durch Schmeichelworte dessen ganzes Vertrauen erworben hatte. Dieser Tomillas war der Vater jenes „Galalon, durch dessen Verrath die zwölf Pairs umkamen,“ und der wunderschönen Aldigon. Er hatte aber schon früher die Absicht gehabt, seine Tochter dem Herzoge von la Roche zu vermählen, woran er jedoch durch den König verhindert worden war, der schon damals den Herzog seiner Schwester zum Gemahle bestimmt hatte. Allein trotz der nun wirklich vollzogenen Vermählung des Herzogs mit des Königs Schwester gab Tomillas seinen Plan nicht auf, vielmehr beschloss er, nun durch List und Verrath seinen Zweck zu erreichen und sich zu rächen. Er wusste nämlich dem Herzoge das Versprechen abzulocken, wenn er einst den Hof seines königlichen Schwagers verlassen würde, über Köln heimzukehren und nebst seiner Gemahlin bei ihm einzusprechen.

Unterdessen hatte die Herzogin ihren Gemahl durch die Geburt eines Sohnes erfreut, der den Namen Heinrich *(Enrique)* empfing; als aber der Knabe ins dritte Jahr ging, entschlossen sich der Herzog und seine Gemahlin ihre Länder zu besuchen, und nahmen unter vielen Thränen Abschied von dem Könige. Diesem Zeitpuncte hatte der Verräther Tomillas mit Sehnsucht entgegengesehen; er erfuhr daher kaum ihre Ankunft in der Nähe von Köln, als er ihnen mit seinen Vasallen entgegenzog, und sie in seinen festlich geschmückten Pallast geleitete. Es war ein heisser Juniustag; die Herzogin von

[1]) Vgl. den Roman von Fierabras; hgg. von Bekker; S. 152.

[2]) Ebenso heisst in den Romanzen von Grimaltos und Montesinos der Verräther, durch den der Graf Grimaltos von Hof und Land vertrieben wurde, und den dessen Sohn Montesinos aus Rache erschlug.

Durst und Hitze sehr geplagt, bat um einen Becher frisches Wasser. Das kam dem Verräther sehr gelegen; er weiss ihr das pure Wasser als schädlich auszureden, und reicht ihr einen schon bereit gehaltenen Kräuterwein. Kaum hat die Herzogin davon getrunken, als sie sich unwohl fühlt; er schiebt die Schuld auf ihre Nüchternheit, und räth ihr, sich vor dem Mittagsessen durch einige Ruhestunden zu stärken. Er führt sie daher in ein köstlich geschmücktes Schlafgemach, und heisst ihre Frauen, sich entfernen, um ihre Ruhe nicht zu stören. Tomillas besass aber einen Zettel mit vielen Beschwörungs- und Zauberformeln, der die Kraft hatte, dass Jeder, so lange der Zettel unter dessen Haupte lag, in einem so festen Schlafe verharrte, dass er, wenn man ihm auch den Kopf abgeschnitten hätte, nicht darüber erwacht wäre. Diesen Zettel hatte der treulose Graf unter das Kopfkissen der Herzogin gelegt; die daher sogleich in einen tiefen Schlaf verfiel. Als sich nun der Graf nebst ihren Frauen entfernte, kömmt ihm, wie gerufen, ein junger Knappe, mit Namen Aymar, der Sohn eines seiner Vasallen, der wie ein Landstreicher *(arlote)* in Pilgerkleidern umherzog, entgegen. Diesen ruft er zu sich, und verspricht, ihm die Ritterwürde zu ertheilen, wenn er thun wolle, was er ihm sagen werde; zugleich aber hält er ihm die ausgestreckte Hand vor, an deren einem Finger er einen Ring trug, der die Kraft hatte, dass Jeder, der ihn ansichtig wurde, dem, der ihn trug, alles bewilligen musste, was er nur immer fordern wollte. Der Knappe muss sich daher dem Begehren des Grafen fügen, der ihn sogleich in das Schlafgemach der Herzogin führt, ihm befiehlt, sich zu entkleiden und in das Bett neben die Herzogin zu legen. Kaum aber hat der Knappe sein Haupt auf das verhängnissvolle Kissen gelegt, so äussert sich auch an ihm die zauberische Wirkung des gefeiten Zettels, er versinkt sogleich in einen alles Bewusstsein raubenden Schlaf. Tomillas beeilt sich nun, den Herzog aufzusuchen, den er mit seinen Rittern

noch beim Mahle findet; er ruft ihn bei Seite und vertraut ihm, dass er seine Gemahlin in den Armen eines anderen Mannes getroffen habe, er möge, wenn er ihm nicht glaube, nur selbst mitkommen und sich davon überzeugen, auch einige seiner angesehensten Vasallen mitnehmen, damit sie dem Könige die Schandthat seiner Schwester bezeugen könnten. Sprachlos vor Entrüstung hört anfangs der Herzog die schwere, unglaubliche Beschuldigung; dann aber ruft er den Grafen „Jufre“ (Gottfried) von Flandern, einen durch seine Treue und sein ehrwürdiges Alter auch bei dem Könige in grossem Ansehen stehenden Vasallen, und zwei Vizgrafen, um sich mit ihnen nach dem von dem Verräther bezeichneten Orte zu begeben. Da finden sie die Herzogin und den Knappen im tiefen Schlafe neben einander im Bette liegend, und in dessen Nähe die Kleidung eines Landstreichers. Tomillas hält aber den Herzog ab, selbst sogleich sich an der Treulosen zu rächen, indem er ihn warnt, durch ihren Mord nicht die Blutrache des Königs und seines Geschlechtes auf sich zu ziehen, und ihm vielmehr räth, sie in Ketten werfen zu lassen, und vor dem König anzuklagen, der die durch so unverwerfliche Zeugen bewiesene Schandthat seiner Schwester nicht ungestraft lassen dürfe; er selbst aber wolle den verwegenen Landstreicher, seinen Vasallen, für diese wahnsinnige Lüsternheit züchtigen. In der That reisst er auch sogleich den Unglücklichen bei den Haaren aus dem Bette, und schlägt ihn mit vielen Schwertstreichen todt, so sein treuloses Versprechen erfüllend, ihn zum Ritter zu schlagen. Durch den heftigen Ruck hatte er aber auch das Kopfkissen und den Zettel aus dem Bette geworfen, darüber erwacht die Herzogin und erblickt die blutige Leiche des Knappen und den Grafen Tomillas mit gezücktem Schwerte; denn der Herzog hatte mit den Anderen bereits das Gemach verlassen. Sie beklagt sich bitter gegen den Grafen, dass er durch die Ermordung eines Menschen, der sich vielleicht vor seinen Verfolgern un-

ter ihrem Schutze sicher wähnte, in ihrem Gemach und in ihrer Gegenwart das Recht der Damen und die ihr schuldige Achtung verletzt habe; der Graf aber entgegnet ihr höhnisch, sie möge sich nicht um die Verbrechen Anderer bekümmern, sondern zusehen, wie sie ihr eigenes werde rechtfertigen können, da ihr Gemahl diesen Landstreicher bei ihr im Bette getroffen, und er es nur verhindert habe, dass der Herzog nicht auch an ihr sogleich blutige Rache genommen hätte; nun aber müsse er auf dessen Befehl sie verhaften, um von dem König, ihrem Bruder, gerichtet zu werden. Sie kann nur Gott und die h. Jungfrau zu Zeugen ihrer Unschuld und zu Rächern dieser schwarzen Verrätherei anrufen, und verwünscht die Stunde, in der sie und ihr Gemahl die Einladung des ränkevollen Grafen angenommen hätten.

Der Graf lässt sie nun in Ketten werfen und in sichere Gewahrsam bringen, und begibt sich zu dem trostlosen Herzoge, dem er räth, sogleich ein Schreiben an den König abzusenden, worin er diesem das Verbrechen seiner Schwester melden, und ihn dringend bitten solle, sich unverzüglich nach Köln, dem Schauplatze der Schandthat, zu verfügen, um die Schuldige selbst zu richten, mit der Drohung, wenn er zögere, sie und sich selbst zu ermorden. Diess geschieht auch sogleich; der Bothe trifft den König in „Marles“ (Arles?), der über diese Nachricht vor Entrüstung und Betrübniss sich kaum zu fassen weiss; aber unverweilt mit sechs seiner treuesten Ritter nach Köln aufbricht. Gleich schmerzlich für den König und den Herzog ist ihr jetziges Zusammentreffen; letzterer wiederhohlt nun mündlich seine Anklage, und beruft sich auf die Zeugen des Verbrechens; diese lässt der König vor sich kommen, und sie die Wahrheit ihrer Aussage beschwören. Leider ist der Schein gegen seine unglückliche Schwester, und mit gebrochenem Herzen befiehlt er, sie herbeizuführen; sie kann zwar seine harten Vorwürfe nur durch die Betheurung ihrer Unschuld und die Behauptung, dass sie das

Opfer einer Verrätherei sei, widerlegen; erbietet sich aber im Bewusstsein ihrer Schuldlosigkeit und im Vertrauen auf Gottes Beistand zur Feuer- und Wasserprobe, und als von beiden der König nichts hören will, noch zu einer dritten, nämlich vom höchsten Thurme der Stadt herabgestürzt zu werden, und wenn sie sich im mindesten verletze oder nur die Farbe verändere, solle sie als schuldig verurtheilt werden. Aber auch auf diese will der König nicht eingehen; denn ihm scheint ihre Schuld durch die Aussage so unverwerflicher Zeugen hinlänglich erwiesen. Da bittet der mächtige und ehrwürdige Graf von Flandern, von Mitleid bewogen, den König in seinem und seiner Vasallen Namen, eine der drei angebotenen Proben anzunehmen, ja droht, im Verweigerungsfalle, nebst allen seinen Mannen ihm die Lehenstreue aufzukünden. Das bestimmt den König endlich, seiner Schwester die Feuerprobe zu gestatten. Der Graf von Flandern hatte sich vorgenommen, ihr beizustehen, aber sie bedarf seines Beistandes nicht; denn während er bald ein Opfer seines Mitleids geworden wäre, schreitet sie freudig, wie durch Prunksäle, im blossen Hemde mitten durch die lichterloh brennenden Holzstösse, und, o Wunder, nicht ein Haar an ihrem Kopfe, nicht ein Faden ihres Hemdes wird versengt! — Nun aber, da Gottes Zeugniss für sie sei, fordert sie von dem Könige, vor allen Gegenwärtigen ihre Unschuld anzuerkennen und sie in ihre vorigen Ehren wieder einzusetzen; dann aber dem Verrathe nachzuspüren und sie zu rächen. Dennoch beharrt der König in seinem Unglauben, und nur auf die abermalige Verwendung des Grafen von Flandern stellt er es ihrem Gemahle frei, sie wieder zu sich zu nehmen, er werde dann schon wissen, was er zu thun habe; auf keinen Fall wolle er aber die Länder, die er ihr als Heurathsgut versprochen habe, herausgeben. Zwar stellt sich der Herzog, als wolle er sie trotz dem mit sich nehmen; aber der gute Graf von Flandern, mehr als je von ihrer Unschuld überzeugt und

von ihrem Unglücke gerührt, will sie nicht schutzlos preisgeben, und verspricht, sie nebst ihrem Sohn in einem von ihm gestifteten Frauenkloster unterzubringen und wohl zu versorgen. Auch hält er treulich sein Versprechen und empfiehlt sie der Obsorge der Äbtissin. Aber trotz aller Sorgfalt und Achtung, die ihr diese und alle Nonnen erzeigen, kann sie den ungerächten Schimpf und den geliebten Gemahl nicht vergessen, und wiewohl es ihr an nichts fehlt, führt sie ein hartes, schmerzvolles Leben unter selbstauferlegten Entbehrungen und Bussübungen, und fleht zu Gott, ihren Gemahl zu beschützen, ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen, und sie wieder in Ehren mit ihm zu vereinen.

Unterdessen hatte der Graf Tomillas es so einzuleiten gewusst, dass der König selbst den Herzog von la Roche beredete, die Tochter des Grafen, die schöne Aldigon, zu heurathen. Eben will sich der Herzog mit seinen Gästen zum Hochzeitmahle begeben, als sein fünfjähriger Sohn Heinrich, von seinem Ziehvater, dem Grafen von Flandern, begleitet, sich zu ihm drängt, und ihn weinend beschwört, seine Mutter nicht wegen der Tochter dieses Verräthers zu verstossen. Aber der Herzog, auf dessen Bitten nicht achtend, befiehlt ihm zornig, sich zu entfernen; da wendet sich der Knabe trotzig an die versammelten Ritter, und droht ihnen, wenn er einst waffenfähig sein würde, sie für das Zulassen dieser Beschimpfung seiner Mutter zu züchtigen. Darüber erzürnt sich der Herzog noch mehr, und stösst den Knaben mit einem Fusstritt so heftig gegen einen Pfeiler, dass er, schwer am Kopfe verletzt, wie todt zusammenstürzt. Der Graf von Flandern lässt ihn eilig von seinen Knappen hinwegtragen, und sendet einen voraus, der Mutter den Tod ihres Sohnes zu melden; aber diese glaubt nicht daran, und in der That weiss sie durch ihre kunsterfahrne Hülfe den Knaben bald wieder ins Leben zurückzurufen und gänzlich herzustellen. Dass sie aber so zuversichtlich auf die Rettung ihres Sohnes hoffte, dazu veranlasste sie ein Traum, den sie

einst hatte, und der nach der Deutung Kundiger ihr jetziges Unglück, aber auch die künftige Grösse ihres Sohnes ihr vorherverkündete; das erstere war nun wirklich eingetroffen, darum glaubt sie auch an die Erfüllung des bessern Theils. Jedoch beschliessen die Mutter und der Graf von Flandern, den Knaben für todt auszugeben, um ihn den Nachstellungen des Grafen Tomillas zu entziehen. Es gelingt ihnen auch, diesen zu täuschen, indem sie einen so eben im Kloster gestorbenen armen Knaben unter Heinrichs Namen begraben lassen; den jungen Herzog aber sorgfältig verborgen halten. Als aber dieser nun sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, bittet die Mutter den Grafen von Flandern, mit ihm in fremde Lande zu ziehen. So gelangen die beiden, als Kaufleute verkleidet und für Vater und Sohn sich ausgebend, zuerst an den Hof des Markgrafen von M o n t f e r r a t *(»Monferrad«)*, und werden wohl von ihm aufgenommen. Der Markgraf, durch Heinrichs edle Gesichtszüge und dessen Unähnlichkeit mit dem angeblichen Kaufmann und Vater aufmerksam gemacht, bezweifelt sogleich die Wahrheit dieser Angaben, ruft sie bei Seite und dringt in sie, ihm ihren wahren Namen und Stand zu entdecken. Als aber der Graf von Flandern auf seinem anfänglichen Vorgeben beharrt, befiehlt er ihm, seinen Hof und sein Gebiet zu meiden; den jungen Herzog aber, an dem er Wohlgefallen findet, und ihn von hoher Abkunft hält, behält er bei sich, und schlägt ihm vor, ihn mit seiner Schwester zu vermählen und zum Erben seiner Länder zu machen, da er selbst kinderlos sei, und im Begriffe stehe, zum Heil seiner Seele nebst dreihundert Rittern einen Kreuzzug ins gelobte Land zu unternehmen. Heinrich wäre mit diesem Antrage wohl zufrieden gewesen, will aber nicht eher darauf antworten, bis nicht sein schimpflich abgewiesener Begleiter zurückgehohlt sei. Auf des Markgrafen Befehl wird er auch sogleich zurückgehohlt, und Heinrich theilt nun seinem Ziehvater die Anträge des Markgrafen mit. Der Graf von Flandern bittet um Bedenkzeit, und zieht sich mit seinem Pflege-

sohn in das ihnen angewiesene Gemach zurück, um sich mit ihm zu berathen. In der darauf folgenden Nacht erscheint ihnen der Engel Gabriel, ruft den jungen Herzog laut bei seinem wahren Namen, und befiehlt ihm, unter Zusicherung der besonderen Gnade Gottes, unverzüglich nach „jenseit des Meeres" (*»ultramar«*) aufzubrechen, da es ihm bestimmt sei, das gelobte Land zu erobern, und Constantinopel zu befreien; damit er aber an der Wirklichkeit dieser Erscheinung nicht zweifeln könne, bezeichnet ihn der Engel selbst mit dem Kreuzeszeichen. Dieses alles hatten zwei Knappen des Markgrafen mitangehört, die auf dessen Befehl die Gespräche der beiden Fremden behorchen mussten, und es sogleich ihrem Herrn hinterbracht. Als dieser daher des andern Morgens mit seinen beiden Gästen zur Messe ging, suchte er sich von der Wahrheit dieser wunderbaren Nachricht zu überzeugen, und fand wirklich nicht nur auf Heinrichs Kleidern, sondern selbst auf dessen blosser Haut das Zeichen des heil. Kreuzes eingedrückt. Da sah er selbst ein, dass von seinen früheren Plänen nicht weiter die Rede sein dürfe, vielmehr bat er nun den Herzog, unter dessen Führung den Kreuzzug mitmachen zu dürfen, und erbot sich, dreihundert wohlausgerüstete Ritter ihm zuzuführen. Heinrich lehnt aber auch dieses Anerbieten ab, da ihm Gott Begleiter genug zusenden werde, und verlangt nur ein mit allem Nöthigen wohlversehenes Schiff. Der Markgraf tritt ihm das für seine eigene Fahrt bestimmte ab.

Schnell verbreitet sich die Nachricht von diesem, durch ein Wunder veranlassten Kreuzzuge Heinrichs, und sogleich zieht ihm der König von Ungarn mit fünfhundert auserlesenen Rittern zu, und der Cardinal Michael von Ostia mit grossen Schätzen; kurz es versammelten sich noch vor Verlauf von zwei Monaten über sechzigtausend streitbare Männer in dem Hafen von Damiette um ihn.

Noch vor dem Hauptheer unter Heinrichs Anführung war der Markgraf von Montferrat angelangt; hatte

sich aber mit seinen dreihundert Rittern aus Furcht vor den Ungläubigen auf steile Bergrücken geflüchtet. Da fand sie Heinrich bei seiner Ankunft, und von dem Grunde ihrer Flucht unterrichtet, beschloss er, durch die Züchtigung des feigen Markgrafen ein abschreckendes Beispiel für alle Muthlosen aufzustellen, auch hatte er ja vor der Abfahrt einen hohen Schwur auf das Kreuz gethan, Jeden, der aus Furcht vor den Ungläubigen fliehen würde, mit eigenen Händen hinzurichten. Er ergreift daher seine Lanze, reitet auf den Markgrafen los, hält ihm seine Feigheit vor, erinnert ihn an den auch ihm wohlbekannten Schwur, den er seinetwegen nicht brechen dürfe, und versetzt ihm einen solchen Stoss, dass er sogleich todt zu Boden stürzt; den Rittern des Markgrafen aber befiehlt er, ihm zu folgen, jeden aus Feigheit Zögernden mit der gleichen Strafe bedrohend. Auch verfehlte dieses Beispiel nicht die beabsichtigte Wirkung auf das versammelte Heer; denn Alle bemühten sich, wenigstens muthig zu erscheinen, da sie sahen, dass sie einen eben so unerbittlich strengen als tapfern Anführer hatten. Sie bedurften aber in der That einer solchen Erhöhung ihres Muthes; denn der Sultan von Babylon, von Heinrichs Ankunft schon im Voraus unterrichtet, zog nebst vielen verbündeten Fürsten mit ungeheurer Heeresmacht gegen ihn heran. Eine furchtbare Schlacht beginnt, in der natürlich Heinrich Wunder der Tapferkeit thut, die Sultane von Antonia und Damascus (*„Domas“*) mit eigener Hand erlegt, und die Heiden in die Flucht schlägt; unermessliche Beute wird den Siegern zu Theil. Hierauf zieht Heinrich vor die Stadt Damascus, belagert und erobert sie; der köstlichste Schatz, den er dort findet, ist das ächte Kreuz, an dem der Heiland starb, und das nun in den Besitz der Ungläubigen gerathen war; er lässt es mit Flor umwickeln, und an einem goldenen Pfahle von einigen Auserwählten dem Heere vortragen. Der Herr der Stadt, „Alverdures,“ und dessen Sohn, „Cipres,“ die Heinrich und der Cardinal umsonst zum rechten Glauben zu bekehren suchten, werden

enthauptet. Von da ziehen die Kreuzfahrer nach Jerusalem, das die Heiden aus Furcht vor ihnen geräumt hatten; als sie aber vor die Thore des h. Tempels kommen, schliessen sich diese vor ihnen, worüber Alle und vorzüglich Heinrich in Thränen zerfliessen. Er fleht zu Gott, ihm anzuzeigen, durch welche Sünde er diese harte Strafe verdient habe. Da erscheint der Engel Gabriel ober dem Eingange, verweist ihm seine Klagen, und führt ihm zu Gemüthe, dass Christus nicht auf einem stolzen Gaule, wie er, sondern auf einem Esel, in einfachen Kleidern und mit grosser Demuth nach dieser h. Stätte gekommen sei, um den Tod zu erleiden. Daher sollen auch sie alle absteigen, und auf den Knien und mit grosser Andacht Gott um Gnade bitten, dann würden sich die Thore wieder von selbst öffnen; Heinrich aber solle, ohne dass ihm Jemand helfe, das heil. Kreuz zum Hochaltar tragen, und es dort aufrichten. Darüber sind alle hocherfreut, und befolgen des Engels Anweisung. Sie erobern nun noch alle übrigen Städte des gelobten Landes, und endlich ganz Palästina, Syrien und selbst Babylon, und alle übrigen Länder jenseit des Meeres, die nach der Eroberung des Herzogs Gottfried wieder verloren gingen, da durch dessen Tod Alles schutzlos und preisgegeben wurde, wie es die grosse Geschichte von dem Lande jenseit des Meeres erzählt (*»segun se cuenta en la historia grande de ultra mar;«* — wahrscheinlich die unter Alfons X. verfasste *»Historia de las Cruzadas«* nach Wilhelm von Tyrus). Während Heinrich nun mit den Seinen in Jerusalem verweilte, um sein Heer sich erhohlen zu lassen, rüstete sich der neue Emir (*»Almirante«*) von Babylon, „Miranbel von Taratona" *) gegen ihn, um den Tod seines in der Schlacht gebliebenen Vorfahrers zu rächen. Allein seine Sterndeuter verkündigten ihm, dass Heinrich unbesiegbar sei, er wollte daher den

*) *„Mirabellus, Princeps Saracenorum Siciliae." Albericus Mon. Trium Font., ad ann.* 1212.

Kampf mit ihm vermeiden, und doch schämte er sich, seine versammelten Völker unverrichteter Dinge wieder heimzuschicken; da rieth ihm der Sultan von Antonia, mit seinem ganzen Heere an die Meerenge St. Georg (*»braço de Sant Jorge«* [1]) zu ziehen, und dort sich nach Constantinopel einzuschiffen, das eine leichte Eroberung wäre, da der Kaiser alt und blind sei, so dass dessen junge schöne Tochter das Regiment führe, diese könne er sich zur Frau, und ihnen allen reiche Ländereien und grosse Schätze gewinnen. Diesen Rath findet der Emir von Babylon gut, und beschliesst, ihn auszuführen.

Unterdessen war der Ruf von Heinrichs Heldenthaten nach Frankreich und auch bis zu seinem Vater gedrungen; zwar freute sich dieser über den Ruhm und das Glück seines Sohnes, doch war seine Freude nicht ungetrübt, wenn er an dessen verstossene Mutter dachte. Ohnehin beunruhigten Zweifel desshalb sein Gewissen; er liess daher insgeheim Oliva's Beichtvater zu sich rufen, und ihn auf das Kreuz schwören, dass er ihm die reine Wahrheit über das seiner Frau schuldgegebene Verbrechen sagen wolle. Der heilige Mann betheuert ihm die Unschuld seiner Gemahlin. Auch hatte der Papst, über Heinrichs Siege hocherfreut und von Oliva's Unschuld unterrichtet, den Prälaten von Frankreich befehlen lassen, den Herzog von la Roche unter Androhung des Kirchenbannes zu ermahnen, seine verstossene Gemahlin wieder zu sich zu nehmen, und die sündhafte Verbindung mit der Tochter des Grafen Tomillas zu brechen. Da entschliesst sich der Herzog, seine als unschuldig erkannte Gattin aus dem Kloster zu hohlen, und mit allen Ehren wieder in die

[1]) An einer andern Stelle heisst es: *„El braço que dizen Aymad.“* *„Brachium S. Georgii, Anian sive Aniae os“* heissen bekanntlich bei den Schriftstellern des Mittelalters die Meerengen zwischen dem schwarzen und dem ägäischen Meere. (Vgl. *Outreman, Constantinopolis Belgica;* p. 612 — 615: *De brachio S. Georgii dissertatiuncula;* — und v. Hammer, Constantinopolis und der Bosporos; Thl. I. S. 231.)

Burg von la Roche aufzunehmen. Aber der König, ihr Bruder, statt sich darob zu freuen, nahm dieses sehr übel, theils weil er die Feindschaft des Grafen Tomillas, mit dessen Tochter der Herzog bereits einen Sohn, mit Namen Malindre, erzeugt hatte, fürchtete, theils weil er das seiner Schwester versprochene Heurathsgut nicht wieder herausgeben wollte, und da der Herzog darauf bestand, so verheerten der König und Tomillas dessen Besitzungen und brachten ihn und seine rechtmässige Gemahlin, des Königs eigene Schwester, durch eine langwierige und harte Belagerung ihrer festen Burg in grosse Noth.

Doch wir kehren zu Heinrich zurück. Dieser, als er vernahm, dass der Emir von Babylon statt gegen ihn sich gegen Constantinopel gewendet habe, und es hart bedränge, entschloss sich sogleich, dem Kaiser zu Hülfe zu ziehen. Er wählt aus den tausend noch streitbar gebliebenen Rittern, denn die meisten waren durch Wunden oder Krankheit waffenunfähig geworden, dreihundert aus, und schifft sich mit ihnen ein. Aber ein furchtbarer Sturm zertrümmert das Schiff, und nur Heinrich selbst, der Graf von Flandern und noch ein Ritter retten sich und erreichen das Land. Auf des Grafen Rath jedoch geben sie ihren anfänglichen Plan nicht auf, nach Constantinopel zu ziehen, und langen auch endlich, aber halbtodt vor Hunger, dort an. Der Graf und der Ritter begeben sich in die Stadt, um Nahrungsmittel zu erbetteln; Heinrich aber erwartet sie ausserhalb derselben am Fusse eines Thurmes. Als nun Heinrich sich allein glaubt, klagt er laut, dass er, der Sohn des Herzogs von la Roche und der Prinzessin Oliva von Frankreich, erst noch Herr von Jerusalem, jetzt sich in einem so elenden, von keinem Bettler beneideten Zustande befinde, und bittet Gott um schleunige Hülfe oder den Tod. Aber die Tochter des Kaisers, Mergelina, stand eben auf der Zinne des Thurmes, an dessen Fuss sich Heinrich befand, ängstlich nach den immer näher rückenden Schaaren des Emirs von Babylon spähend; da vernimmt sie Heinrichs Klagen, und

als sie ihn von seiner hohen Abkunft sprechen hört, horcht sie aufmerksamer auf seine Reden. Sie ruft ihm zu, wirft ihm einige Goldstücke hinab, und zieht sich zurück. Heinrich äussert nun eben so laut, dass sein unsichtbarer Wohlthäter ihn in diesem Augenblicke durch ein Stückchen Brot, um seinen unausstehlichen Hunger zu stillen, mehr als durch alles Gold der Welt, nach dem er nie lüstern gewesen sei, erfreut haben würde. Mergelina vernimmt auch diese Rede, und befiehlt einem Seneschall, den Nothleidenden am Fusse des Thurmes in den Pallast zu führen; sie aber begibt sich zu ihrem Vater, dem Kaiser Manuel, und erzählt ihm den Vorfall. Der Kaiser, als er die hohe Abkunft des Nothleidenden erfährt, billigt nicht nur ihr Verfahren, sondern verspricht sich, im Falle sich dessen Aussage bewähren würde, grosse Hülfe für sich und sein Reich von ihm; er befiehlt daher, sogleich den Rath seiner Grossen zu versammeln.

Unterdessen hatte sich der Seneschall an den bezeichneten Ort begeben und Heinrich gefunden, dem er den Befehl seiner Herrin, ihm zu folgen, mittheilt. Heinrich aber weigert sich, ihm Folge zu leisten, da er in seiner Nacktheit nicht den Leuten zum Gespötte dienen wolle, und überdiess seine beiden Gefährten hier erwarten müsse. Als nun aber der Seneschall droht, ihn durch Stockschläge dazu zu zwingen, springt Heinrich über einen ungemein breiten und tiefen Graben mit einer solchen Leichtigkeit,— „denn er war vor Fasten sehr schlank geworden (*como estava ayuno y muy cenceño*), — dass der Seneschall Augen und Mund vor Verwunderung aufsperrt, und unverrichteter Dinge abziehen muss. Der Seneschall berichtet dem Kaiser und dessen Tochter sein Abentheuer mit dem halsstarrigen Springinsfeld; erhält aber den peremtorischen Auftrag, sich sogleich wieder zu ihm zu begeben, und ohne ihn nicht zurückzukehren. Er muss daher schon abermals hinreiten, und findet auch glücklich Heinrich wieder an dem Orte, wo er ihn zuerst traf; diessmal aber verlegt er sich aufs Bitten, reicht ihm seinen eigenen

Mantel, um seine Nacktheit zu verhüllen, und verspricht, einen seiner Leute hieher zu senden, um Heinrichs Gefährten zu erwarten und in den Pallast nachzuführen. Diesen Vorschlag geht Heinrich ein, und folgt ihm nun zu der Prinzessin, die darüber sehr erfreut ist, und den willkommenen Gast wohl verpflegen lässt. Bald darauf kommen auch Heinrichs Gefährten an, und werden ebenfalls mit Speisen und Kleidern reichlich versehen. Dann aber lässt der Kaiser sie vor sich kommen, und befrägt Heinrich, ob das, was seine Tochter zufällig über dessen Abkunft vernommen habe, auch die reine Wahrheit sei? Heinrich will es anfangs nicht bestätigen, und weist den Kaiser an den Grafen von Flandern, den er seinen Vater nennt; dieser aber findet die Verstellung jetzt am unrechten Ort, erzählt aufrichtig das wahre Verhältniss und ihre bisherigen Schicksal, und wie sie zuletzt Lebensgefahr, Noth und Elend erduldet hätten, um dem Kaiser zu Hülfe zu ziehen. Der Kaiser und seine Tochter weinen aus Mitleid und Dankbarkeit, und ersterer ernennt Heinrich zum Oberbefehlshaber über sein ganzes Heer, indem er bereits an alle von ihm abhängige Könige, Fürsten und Vasallen Bothen gesandt hat, um sich zu versammeln und Heinrich so zu gehorsamen, wie ihm selbst.

Heinrich wollte aber keine Zeit verlieren, sondern erbat sich Waffen und ein Pferd von der Prinzessin, und zog hinaus, um die Stellung des Feindes zu erkundschaften. Da kam er in die Nähe des Zeltes des Emirs von Babylon; dieser, als er den Ritter gewahr wurde, liess sich eilig waffnen, damit ihm kein Anderer zuvorkäme, und zog ihm entgegen, ihn zum Kampfe herausfordernd. Sie legen die Lanzen auf einander ein und Heinrich stösst den Emir vom Pferd, und bevor dieser noch seinen Säbel gebrauchen kann, wirft er sich auf ihn, und droht, ihn zu ermorden, wenn er sich ihm nicht ergebe. Da erkennt der Emir den Helden von Jerusalem, dem er umsonst auszuweichen suchte, und seinen Unstern beklagend, gibt er sich ihm gefangen. Die Prinzessin hatte dieses alles

von einem Thurme mitangesehen und war hocherfreut über den glücklichen Ausgang; noch höher aber wurde ihre Freude gesteigert, als sie von dem mit seinem Gefangenen zurückkehrenden Helden erfährt, dass jener der Emir von Babylon selbst sei. Triumphirend stellt sie Beide dem freudig überraschten Kaiser vor; bevor dieser aber noch zu sprechen begann, erbat sich Heinrich von ihm die Gunst, dem Emir in seiner Gegenwart einen Vorschlag thun zu dürfen. Dieser bestand zu Aller Verwunderung darin, dass Heinrich den Emir mit Waffen und Pferd frei abziehen lassen wolle unter der einzigen Bedingung, dass dieser ihm angelobe, eine entscheidende Schlacht mit ihm zu schlagen. Sowohl der Emir als der Kaiser willigen nur ungerne in diesen abentheuerlichen Vorschlag; aber Heinrich besteht darauf. Als der Emir, unter dem Versprechen, mit seinem schlagfertigen Heere Heinrichs Angriff abzuwarten, entlassen war, räth dieser dem Kaiser, sogleich eine Abtheilung seiner Truppen nach dem Hafen abzusenden, in dem des Emirs Transportschiffe vor Anker lagen, sie überfalleu und besetzen zu lassen, um so dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, und ihn gänzlich vernichten zu können. Unterdessen haben sich auch des Kaisers Hülfsvölker versammelt, und ihre Anführer Heinrich, als Oberfeldherrn, Gehorsam gelobt. Da zieht Heinrich mit seinem Heere gegen den Emir aus, der ihn bereits gerüstet erwartet. Die Ungläubigen werden gänzlich geschlagen und aufgerieben, und Heinrich tödtet eigenhändig den Emir und zwei andere feindliche Könige. Im Triumphe kehrt er zurück und wird von Allen mit Lob und Ehren überhäuft; der dankbare Kaiser aber belohnt ihn durch die Hand der schönen Mergelina, seines einzigen Kindes, und lässt ihn als seinen Erben und Nachfolger im Kaiserthume krönen.

So verlebt Heinrich in Glanz und Ehren glückliche Tage an der Seite seiner liebenswürdigen Gemahlin, doch ist er nicht ganz zufrieden; denn er macht sich Vorwürfe, seine unglückliche Mutter an dem Verräther Tomillas

noch nicht gerächt zu haben. Mergelina bemerkt den geheimen Kummer ihres Gemahls, und als sie den Grund desselben erfährt, bittet sie ihn, aus ihren unermesslichen Schätzen und zahlreichen Vasallen so viele zu wählen, als ihm gutdünke, um seiner Mutter zu Hülfe zu ziehen und sie zu rächen. Diesen Antrag nimmt Heinrich dankbar an, beurlaubt sich von seiner Gemahlin und seinem Schwiegervater unter vielen Thränen, und schifft sich mit zweitausend wohl ausgerüsteten Rittern und vielen Reichthümern nach Frankreich ein. Auch sein alter Ziehvater, der Graf von Flandern, will um keinen Preis von dieser Unternehmung zurückbleiben.

Sie segeln mit günstigem Wind, und laufen nach kurzer Frist glücklich in einem Hafen, nur zwei Tagreisen von der Burg von la Roche entfernt, ein. Heinrich lässt seine Leute an einem wohlgelegenen Orte ein Lager aufschlagen, und schärft ihnen ein, auf ihrer Hut zu sein; er aber schleicht sich in der Nacht allein und als Pilger verkleidet aus dem Lager, um sich nach la Roche zu begeben. Als er des Morgens dort anlangt, findet er zu seinem Erstaunen die Burg von dem Grafen Tomillas hart bedrängt, der sie nun schon ins neunte Jahr belagert, um den Herzog zu zwingen, seine Tochter Aldigon wieder zu sich zu nehmen, und Oliva verbrennen zu lassen. Heinrich, nicht ohne Furcht, erkannt zu werden, hüllt sich in seine Pilgerkappe ein, stellt sich sehr ermüdet und hülfebedürftig, und bittet in das Zelt des Grafen geführt zu werden, den er eben bei der Tafel trifft, und auf dessen Befehl an einem abgesonderten Platze zu essen erhält. Nach aufgehobener Tafel frägt der Graf den angeblichen Pilger um Neuigkeiten aus dem Morgenland, und ob er dort nicht von Heinrich, dem Sohne der Oliva, gehört habe? Der Pilger antwortet ihm, dass er diesen sehr gut kenne, ja dass er ihm auf allen seinen Zügen und Eroberungen nicht von der Seite gekommen sei, und dass er ihm eidlich habe versprechen müssen, sich zu dessen Ältern zu begeben, mit dem Gelübde, nicht an demsel-

ben Orte zu Mittag und zu Abend zu essen. Tomillas und sein Enkel Malindre, der Halbbruder Heinrichs, machen sich über diesen lustig, und schimpfen ihn einen im Ehebruch erzeugten Sohn eines Landstreichers. Der Pilger entgegnet, dass er von Heinrich selbst oft Malindre als seinen Bruder nennen gehört habe, und wie er wünsche, ihn bei sich zu haben, um ihn zum König über das Land jenseit des Meeres zu machen. Da schlägt Tomillas, über diese Rede erzürnt, Heinrich mit dem Zipfel seines Mantels ins Gesicht [1]). Kaum vermag Heinrich diese Beleidigung zu ertragen, doch fasst er sich, um nicht durch eine rasche That sein Leben nutzlos zu gefährden, und stellt sich höchst betrübt. Das erweckt des Grafen Mitleid, und er bittet ihn reuig um Verzeihung. Der Pilger lässt sich dazu bereit finden, wenn ihm der Graf erlaube, sich in die Burg zu begeben und so sein dem Kaiser Heinrich gethanenes Versprechen zu erfüllen. Tomillas bewilligt es unter der Bedingung, dass er bei seiner Rückkehr ihm Nachricht von dem Zustande gebe, in dem er den Herzog und dessen Gemahlin getroffen habe. Auch das sagt Heinrich zu, und macht sich sogleich auf den Weg nach der Burg. Dort angekommen bittet er um Einlass; sein Vater selbst erscheint auf der Zinne des Wartthurms, und weist ihn anfänglich ab, ihn für einen Kundschafter des Grafen haltend; endlich aber, als er hört, dass er ihm und Oliva Nachrichten von ihrem geliebten Sohne Heinrich bringe, öffnet er ihm die Thore. Heinrich findet seine Ältern in der misslichsten Lage, sie beide sind mehr die einzigen Bewohner und Vertheidiger der Burg, und leiden überdiess an dem Nöthigsten Mangel; doch gelingt es ihm, ihren Muth wieder aufzurichten durch die Nachricht von den sieggekrönten Unternehmungen ihres Sohnes, und dass dieser bereits zu ihrem

[1]) Vgl. die dritte Romanze von *Montesinos* im *Romancero de Romances caballerescos é históricos.... ord. y recopil. por D. Ag. Duran. Madrid*, 1832. 8. *Part. I. p.* 82—84.

Entsatze herbeieile. Als Heinrich diesen Zweck erreicht hatte, säumt er nicht länger, und beurlaubt sich, sein Gelübde vorschützend, von seinen Ältern, in der Meinung, von ihnen nicht erkannt worden zu sein; doch das Mutterherz hat ihn trotz der Verhüllung erkannt. Zu dem Grafen Tomillas zurückgekehrt erzählt ihm Heinrich ohne Hehl die grosse Noth der beiden Belagerten, worüber sich der Graf sehr erfreut und den Pilger ziehen lässt. Heinrich eilt nun zu seinen Leuten, die ohnehin über sein Verschwinden und langes Ausbleiben in grosse Angst gerathen waren, befiehlt ihnen, sogleich aufzusitzen, und ihm ungesäumt zu folgen. Sie reiten die ganze Nacht, und schon des andern Morgens stossen sie auf eine feindliche Abtheilung, die Malindre, Heinrichs Halbbruder, befehligt. Die beiden Brüder, ohne sich zu kennen, sprengen mit eingelegten Lanzen gegen einander, Malindre, von Heinrichs Stoss durchbohrt, sinkt todt vom Pferd; aber auch Heinrich stürzt, schwer getroffen, mit seinem Pferd, und wäre bald von den Franzosen gefangen worden, wenn nicht noch zu rechter Zeit einige der Seinigen herbeigeeilt und ihn wieder beritten gemacht hätten. Sie verfolgen nun die fliehenden Franzosen bis an die Burg von la Roche, wo der Graf Tomillas selbst ihnen mit tausend Rittern Widerstand zu leisten sucht. Als er aber den Tod seines Enkels Malindre und die Niederlage der Seinigen erfährt, ergreift auch er die Flucht; doch Heinrich folgt ihm stets auf den Fersen, ihm viele Leute tödtend, und schwört, nicht eher zu ruhen, bis er nicht Köln erobert und den Grafen selbst gezüchtiget haben würde.

Unterdessen war auch Heinrichs Seneschall mit vielen mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen wohl versehenen Saumthieren vor der nun entsetzten Burg von la Roche angelangt und von dem Herzoge mit Freuden eingelassen worden, der von ihm den Sieg seines Sohnes und seine Befreiung erfährt.

Nun war aber die Reihe an Tomillas gekommen, die Leiden einer Belagerung erdulden zu müssen; denn Hein-

rich hielt Köln eng eingeschlossen und liess ihm Tag und Nacht keine Ruhe, so zwar, dass der Verräther befürchtete, sich auf die Länge in der Stadt nicht halten zu können, und, seiner Schandthaten eingedenk, für sein eigenes Leben zitternd, auf einen Ausweg bedacht war. Er liess nämlich einen unterirdischen Gang anlegen, der unter den Mauern der Stadt ins Freie hinausführte. Als er nun erfuhr, dass Heinrich Bothen an den König Pipin gesandt habe, um sich mit ihm zu versöhnen, und dass dieser, die Vorschläge seines mächtigen Neffen annehmend, bereits auf dem Wege zu ihm begriffen wäre, hielt er es für höchste Zeit sein Heil in der Flucht zu versuchen. Er eilt daher eines Nachts, als Alles im Lager noch im ersten Schlafe liegt, in aller Stille durch den unterirdischen Gang, in der Hoffnung, so seinem lauernden Feinde zu entrinnen. Aber der Zufall, oder vielmehr die rächende Vorsehung fügte es, dass den Abend zuvor, ohne dass es Tomillas bemerkt hätte, Heinrich sein eigenes Zelt gerade an dem Ort — eben weil er ihn zu unbewacht fand — aufschlagen liess, wo der unterirdische Gang ins Freie sich öffnete. Kaum hatte daher der unglückliche Graf den Kopf durch die Öffnung gesteckt, als die Wachen ihn bei den Haaren fassten, die, durch die dröhnenden Schritte unter der Erde und das Schütteln des Zeltes aufmerksam gemacht, bereits auf der Lauer standen. Die Wachen machen Lärm, Fackeln werden herbeigebracht, und von allen Seiten eilen Leute herbei; doch erkennt man anfänglich den Gefangenen nicht, und hält ihn nur für einen Räuber; endlich aber erblickt ihn ein aus der Stadt entlaufener Knappe, erkennt ihn, und benachrichtiget sogleich den Kaiser von der Wichtigkeit des Fanges. Dieser glaubt, der Graf habe ihn ermorden wollen; doch Tomillas schwört, er habe nur aus Furcht, für sein eigenes Leben zitternd, zu entfliehen versucht; er sehe nun wohl, fügt er hinzu, dass dieses verwirkt sei; doch erbiete er sich, dem Kaiser zu entdecken, durch welche List er dessen Mutter verrathen habe, und ihm

die dazu gebrauchten Zaubermittel auszuliefern, wenn er ihm eidlich gelobe, das Leben seiner in der Stadt eingeschlossenen Kinder, Galalon und Aldigon, zu schonen. Der Kaiser geht diesen Vorschlag ein, und so erfährt er, wie es dem Grafen gelang, seine unschuldige Mutter in den Verdacht des Ehebruchs mit einem Landstreicher zu bringen, und erhält von dem Grafen den gefeiten Zettel und den Zauberring. Heinrich sendet nun Bothen nach la Roche, um seinen Vater einzuladen, sich zu ihm zu verfügen. Der Herzog säumt auch nicht, den Wunsch seines Sohnes zu erfüllen, der ihn mit allen Ehren empfängt, ihn köstlich bewirthet, und sich mit ihm über Tische von seinen und seiner Mutter Schicksalen unterhält, und sich insbesondere von ihm nochmals die Umstände erzählen lässt, durch die er bewogen wurde, seine sonst so tugendhafte Gemahlin für schuldig zu halten und zu verstossen. Nach Tische begibt sich der Herzog sogleich zu Bett; aber eben diese Gelegenheit hatte Heinrich abgewartet, um seinem Vater den handgreiflichsten Beweis zu liefern, wie sehr der Schein täuschen könne. Er schleicht in aller Stille an das Bett seines Vaters, schiebt unter dessen Hauptkissen den gefeiten Zettel, ruft eine seiner Waschmägde herbei, die ausgesucht hässlich war, und heisst sie, ihr den Zauberring vorhaltend, sich entkleiden, und zu dem Herzog ins Bett legen. Als er des andern Morgens bei der Frühmesse seinen Vater vermisst, stellt er sich höchlich verwundert, und frägt nach der Ursache, worauf ihm Einige antworten, dass der Herzog wohl aus Ermüdung die Messe verschlafen habe; er besteht aber darauf, sich selbst davon zu überzeugen, und verfügt sich mit drei Grafen und zwei Vizgrafen in das Schlafgemach seines Vaters, den sie zu Aller Erstaunen nebst einer Bettgenossin, jener hässlichen Magd, noch in tiefem Schlafe finden. Da nimmt der Kaiser den unter dem Hauptkissen verborgenen Talisman weg, der Herzog erwacht sogleich, und erblickt mit Verwunderung und Ärger die hässliche Magd neben

sich im Bette; die Umstehenden aber fangen an zu lachen, und rufen ihm zu: „Guter Herr von la Roche, was habt ihr doch für ein absonderliches Gelüst, euch mit einer so hässlichen Magd einzulassen, da ihr doch erst vor Kurzem eure schöne Gemahlin verliesset!" Der Herzog schwört hoch und theuer, dass er nicht wisse, wie er zu dieser Bettgenossin komme, und dass ihm Jemand diesen Streich gespielt haben müsse, ja er erbietet sich, trotz seiner weissen Haare, durch den Gottesgerichtskampf gegen zwei der besten Ritter von Frankreich oder Constantinopel zugleich seine Unschuld zu beweisen. Da entgegnet ihm der Kaiser, dass er dennoch so unverwerfliche Zeugen, wie die gegenwärtigen Grafen und Vizgrafen, gegen sich haben würde, die es mit eigenen Augen gesehen hätten, und deren Aussage er selbst nicht volles Vertrauen verweigern könnte; er erinnert seinen Vater an den ganz gleichen Fall mit seiner Mutter Oliva, die nicht einem, sondern drei gleich lebensgefährlichen Gottesurtheilen sich zu unterziehen erbötig war, dem Feuertode wirklich nur durch ein Wunder entging, und trotz dem habe der Herzog für gut gefunden, der Aussage allerdings unverwerflicher Augenzeugen mehr zu glauben, als dem Urtheile Gottes, und seine Gemahlin aus diesem Grunde verstossen. Nun aber, fährt der Kaiser gegen seinen tief beschämten Vater fort, solle er aus dem Munde des Verräthers selbst hören, wie er es angefangen habe, seine unschuldige Mutter in so schweren Verdacht zu bringen, und sich überzeugen, wie sehr der Schein täuschen könne. Er befiehlt, den Grafen Tomillas herbeizuhohlen, der in Aller Gegenwart seine Schandthaten reuig eingesteht und die Erzählung von der an Oliva begangenen Verrätherei und den dazu gebrauchten Zaubermitteln wiederhohlen muss.

Unterdess war auch der König Pipin im Lager angelangt, und Heinrich hatte sich mit ihm, jedoch nur unter der Bedingung, dass er seiner Schwester das vorenthaltene Heurathsgut seinem eigenen Versprechen gemäss

übergebe, wieder versöhnt. Auch erbat er sich die Stadt Köln von ihm, indem er droht, wenn sie sich ihm nicht gutwillig übergebe, alles Lebende darin über die Klinge springen zu lassen. Durch diese Drohung erschreckt hatte es Tomillas selbst bewirkt, dass sich die Stadt dem König auf Gnad und Ungnad ergab, der seinen Neffen damit belehnte. Dieser aber befahl den bisherigen Einwohnern mit ihrer Habe auszuziehen, und besetzte die Stadt mit ihm ergebenen Leuten.

Heinrich liess nun auch seine geliebte Mutter Oliva herbeihohlen, die, als sie die Burg von Köln, in der sie einst durch schändlichen Verrath um Glück und Ehre gebracht wurde, nun, gerechtfertigt und hochgeehrt, wieder betrat, Freudenthränen vergoss. Doch der Urheber aller ihrer Leiden, der Verräther Tomillas, hat seinen verdienten Lohn noch nicht erhalten; der Kaiser übergibt ihn ihrer Rache, — und sie lässt ihn in ihrer Gegenwart von vier Pferden zerreissen, und seine aufgelesenen Glieder zu Asche verbrennen, die mit seinem Andenken zugleich den Winden übergeben wird.

Der König hält sein Versprechen; er liefert seiner Schwester das vorenthaltene Heurathsgut aus, und schenkt ihr für die aus ihren Ländern widerrechtlich bezogenen Einkünfte die Stadt Paris dazu; der Kaiser aber tritt seiner Mutter die Stadt Köln ab. Ein prächtiges Hochzeitfest, als wenn der Herzog und Oliva nun erst sich vermählten, steigert noch die Freude Aller. Dann aber nimmt der Kaiser Heinrich von dem Könige, seinem Ohm, und von seinen Ältern unter vielen Thränen Urlaub, um in sein Reich und zu seiner Gemahlin zurückzukehren, die ihn bald nach seiner Rückkunft durch die Geburt eines Sohnes erfreut.

Meines Erachtens besteht dieser Roman aus zwei verschiedenartigen Massen; die eine, welche die Geschichte der Oliva enthält, dürfte sich wohl auf eine ältere, ächte Sage gründen, ob aus dem fränkischen Sagenkreise, wage ich nicht zu behaupten, wiewohl einige Namen

(Pipin, Tomillas, Galalon) daraus aufgenommen sind, ein innerer, durch den Inhalt selbst bedingter Zusammenhang mit diesem Kreise lässt sich, meines Wissens, nicht nachweisen; aber eben so wenig ist es mir gelungen, für diesen Theil der Sage einen anderen historischen Anhaltspunct zu gewinnen. Doch spricht für dessen Ächtheit, dass er die concrete Gestaltung einer absoluten Wahrheit, die individualisirte Darstellung einer allgemein gültigen Weltanschauung ist; denn in der Geschichte der Oliva spricht sich doch wohl die Idee aus, dass das Urtheil über den sittlichen Werth des Menschen bloss nach der äusseren, zufälligen Erscheinung seiner Handlungen einer oft bis zur Evidenz gesteigerten Täuschung unterliege, und dass wir oft gerade das Gegentheil der darauf gegründeten, allgemeinen Meinung als das Wahre fänden, wenn es uns vergönnt wäre, in die Tiefen des Gemüthes der Handelnden zu blicken; daher am Schluss unserer Sage die treffliche, ironische Wiederhohlung dieses Grundgedankens durch das von Heinrich gegen seinen Vater gebrauchte *argumentum ad hominem,* daher die gläubige Berufung des Mittelalters auf die höhere Wahrheit des solchen Täuschungen nicht unterliegenden Gottesurtheils.

Den andern Bestandtheil unsers Romans bildet die Erzählung von Heinrichs Kreuzzug und Gelangung auf den Kaiserthron von Constantinopel. Diesen halte ich für einen späteren Zusatz, und er ist in der That nichts Anderes, als die mit Fabeln durchwebte Geschichte von dem Kreuzzuge des Grafen Heinrich von Flandern, des zweiten lateinischen Kaisers von Constantinopel [1]), so wie von dessen Bruder, dem Grafen Balduin von Flandern, ein in ähnlichem Geschmacke verfasster Roman

[1]) Vgl. ausser den neueren bekannten Werken über die Kreuzzüge überhaupt: *Petrus d'Outreman, Constantinopolis Belgica, sive de rebus gestis a Balduino et Henrico Impp. Constantinop. ortu Valentianensibus Belgis Libri quinque. Tornaci,* 1643. 4.

existirt [1]). Die Anknüpfung der Abentheuer dieses flandrischen Prinzen an eine vorgeblich karolingische Stammsage könnte aber dadurch motivirt werden, dass das Geschlecht der Grafen von Flandern mit dem karolingischen durch die Vermählung ihres Ahnherrn, Balduins I., mit Judith, der Tochter Karls des Kahlen, in Verbindung gekommen war. Auf jeden Fall kann daher auch das wälsche Original unsers Romans, wenigstens in der vorliegenden Gestalt, nicht vor dem 13ten Jh. abgefasst worden sein. Die spanische Bearbeitung dürfte, der Sprache nach zu urtheilen, noch dem 14ten Jh. angehören.

[1]) S. den Auszug aus demselben in: *Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque.* E. Tom. V. p. 102 — 131.



Können die beiden so eben mitgetheilten Sagen nur uneigentlich dem fränkisch-karolingischen Kreis angereiht werden, so steht hingegen in einem wirklichen, inneren Zusammenhange mit demselben die Sage, die der ebenfalls in spanischer Prosa abgefasste Roman enthält, der unter folgendem Titel erschien:

Hystoria de la reyna Sebilla [1]).

Nic. Antonio kennt diesen Roman nicht einmal dem Titel nach, und nur bei dem einzigen L. F. de Moratin fand ich eine Erwähnung desselben [2]). Auch findet sich, meines Wissens, über das unbezweifelt wälsche Original desselben weder in der ursprünglichen metrischen Bearbeitung, noch in der späteren prosai-

[1]) Das von mir gebrauchte Exemplar, im Besitze der k. k. Hofbibliothek, hat ober dem oben angeführten Titel einen Holzschnitt, der aus zwei schlecht zusammengefügten Tafeln besteht, darstellend einen gothischen Thronsaal, auf dem Throne sitzt Karl der Grosse, vor ihm eine Gruppe von fünf Männern, deren Vorderster ihm ein Buch oder eine Urkunde überreicht, zu ihren Füssen ganz im Vordergrunde steht ein Hund, neben ihm die Königin Sibille, vor der ein Zwerg kniet. — Am Ende: *Fue empremido el presente libro de la reyna Sebilla nueuamente corregido y emendado en la muy noble y muy leal ciudad de Seuilla por Juan cromberger. A. XXIX. del mes de Enero. Año de mil y quinientos y treynta y dos* (1532). 36 unpaginirte Blätter, ohne Custoden, mit Signatur a—c zu 8 Bl. und d zu 12 Bl., mit gothischen Lettern, in 4to.

[2]) Auch in Salvá's Verzeichniss aller spanischen Ritterromane, dem bis jetzt vollständigsten (im *Repertorio americano. Londres*, 1827. 8. Tom. IV. p. 29 sq.), fehlt dieser; nur in den *Obras de D. Leandro Fernandez de Moratin, dadas á Luz por la Real Academia de la Historia. Madrid*, 1830—1831. 8. Tom. I. *Origenes del Teatro Español.* Parte I. p. 96 wird der gleichlautende Titel einer späteren Ausgabe desselben (Burgos, 1551) angegeben.

schen Auflösung nirgends eine Auskunft; daher mag der nachstehende Auszug diesem Mangel einigermassen abzuhelfen suchen.

Es war zur Zeit, als König Karl der Grosse in Frankreich regierte, dass dieser einst mit seiner Gemahlin, der Königin Sibille, und vielen Vasallen ein grosses Fest in dem Kloster von St. Denis *(en el monasterio de Sant Leonis de Francia)* feierte. Da trabte auf einmal ein zwerghafter Ritter, ein wahrer Ausbund von Hässlichkeit, heran, und stellte sich dem König und der Königin vor, ihnen seine Dienste anbietend. Der König findet Wohlgefallen an dem Zwerge, genehmiget dessen Anerbieten und nimmt ihn nach geendetem Feste mit sich nach Paris.

Eines Tages begab sich der König mit dem frühesten Morgen auf die Jagd, und verliess seine Gemahlin noch in tiefen Schlaf versunken. Diese Gelegenheit benützt der Zwerg, schleicht sich in das offen gelassene Schlafgemach der Königin, und nähert sich mit gierigen Blicken und lüsternen Wünschen der reizenden Schläferin. Doch diese erwacht plötzlich, und bemerkt mit zornigem Staunen den kleinen, zudringlichen Frevler in ihrer Nähe, der, obschon von ihr über seine Kühnheit hart angelassen, nicht die Fassung verliert, vielmehr seinen kecken Wünschen Worte leiht. Aber er erhält nun einen so derben Beweis von der Tugend der Königin, dass er in seinem blutenden Mund um drei Zähne weniger fühlt. Dieser heilsame Aderlass dämpft seine Gluth, und er entflieht, der Königin Rache schwörend. Als der König des Abends von der Jagd zurückkömmt, vermisst er bei Tische seinen Zwerg; dieser wird auf seinen Befehl herbeigehohlt und erscheint übel zugerichtet, den noch blutenden Mund mit der Hand bedeckend. Der König frägt verwundert, wer sich an ihm so arg vergriffen habe? Das schlaue Männlein findet aber nicht für gut, die Wahrheit zu gestehen; sondern gibt vor, sich durch einen Sturz also beschädiget zu haben. Aber noch in der-

selben Nacht beschliesst der treulose Zwerg, sich an der Königin Sibille zu rächen, und um jeden Preis an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Er schleicht sich in das königliche Schlafgemach, und hält sich hinter den Bettvorhängen verborgen, bis, noch vor Tagesanbruch, sich der König in die Frühmesse begibt. Nun nimmt er ganz sachte dessen Stelle ein; entschläft aber, lange unschlüssig aus Furcht und Begierde, noch bevor er seinen frevelhaften Plan auszuführen gewagt hat. Wie gross ist daher das Erstaunen und die Entrüstung des Königs, als er bei seiner Rückkunft in der Nähe seiner Gemahlin das kleine schlafende Ungeheuer findet. Mit schmerzlicher Wuth stürzt er von dem entweihten Ehebette hinweg und ruft seine Vasallen zusammen, damit sie Zeugen und Richter des so eben entdeckten Verbrechens seien. Unter diesen befand sich auch das Geschlecht der Verräther *(el linaje de los traydores)*, nämlich „Galalon, Alorones, Favanes, Cobir de Piedralada, Sanson de Magros, und jener Macayre, der immer den Mund voll Honigworte und den Kopf voll schwarzer Pläne hatte [1]).“ Dieser heuchelt tiefe Betrübniss und Entrüstung über den dem König angethanenen Schimpf und räth ihm, die Königin, als eine auf frischer That ertappte

[1]) Vgl. den provenzalischen Fierabras, hgg. v. Bekker; S. 112—113, V. 3775—3777:

> *L'emperayre demanda Aloris et Aldratz,*
> *Gaynelo e Macari ab los grinhos barbatz,*
> *E Jaufre d'Autafuelha e d'autres sos privatz.*

In den *Reali di Francia* heisst es *(Lib. V. cap. IX)* von diesem Geschlechte der Mainzer: „*Non si pone la gran schiatta di costoro per il testo, imperochè questi figliuoli di Galione ebbero più di sessanta figliuoli maschi, tra i maternali, e chiamossi la schiatta di Maganza.*“ — Der Verräther Macayre (Macario) spielt auch in dem altitalienischen Heldengedichte: *la Spagna* eine bedeutende und der in unserem Romane nicht unähnliche Rolle. (S. den Auszug aus diesem Gedichte bei Schmidt, Rolands Abentheuer; Thl. III. S. 89—90.)

Ehebrecherin verbrennen zu lassen. Seinem Rathe stimmen die übrigen seines Geschlechtes bei; der erzürnte König gibt daher Befehl, sogleich auf freiem Feld ausserhalb Paris einen Scheiterhaufen zu errichten. Macayre und seine Genossen erhalten den Auftrag, die Königin und den Zwerg zum Flammentode zu geleiten; die Verräther säumen nicht, mit geschäftiger Hand den Holzstoss zu entzünden, und schon ergreifen sie die unglückliche Sibille, um sie der gierigen Gluth zu übergeben. Umsonst ruft sie das Mitleid ihres Gemahls an, umsonst betheuert sie ihm ihre Unschuld, und fleht, wenn man sie schon verderben wolle, doch um des unschuldigen Kindes willen, das sie von ihm unter dem Herzen trage, ihres Lebens wenigstens bis zur Geburt desselben zu schonen. Alle Zuschauer werden bei dem Anblicke des schönen, bittenden Weibes bis zu Thränen gerührt, nur der zornverblendete König bleibt taub bei ihrem Flehen und Niemand wagt es, ihm zu widersprechen. Da treffen noch zu rechter Zeit der ehrwürdige Herzog „Jaymes“ (unbezweifelt *Naymes de Bavière*), Wilhelm von Schottland, und „Almerique de Narbona“ *(Aimery de Narbonne)* ein, werfen sich dem Könige zu Füssen, und bitten ihn, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Sie führen ihm zu Gemüthe, welch ein unersetzlicher Verlust es für ihn und das Reich sein würde, wenn das Kind, das die Königin von ihm unter dem Herzen trage, darüber zu Grunde gehe, und schlagen ihm vor, damit man ihn und seine Räthe nicht einst partheiische Richter schelte, sich damit zu begnügen, die Königin aus seinem Reiche zu verbannen. Diese Vorstellungen bleiben nicht ohne Wirkung auf den König; er will nun doch die Schuld der Königin erst genauer untersuchen und lässt daher den Zwerg vor sich bringen, ihn beschwörend, die reine Wahrheit auszusagen. Doch die Verräther, die keine Gelegenheit versäumten, dem insgeheim bitter gehassten königlichen Hause zu schaden, hatten unter dem Versprechen grosser Reichthümer den

Zwerg beredet, darauf zu bestehen, dass er, trotz seines Widerstrebens, nur den Willen der Königin habe erfüllen müssen. Da entbrannte von Neuem des Königs Zorn; er lässt unverzüglich den treulosen Zwerg in die Flammen werfen; der Königin aber, durch des Herzogs Ansehen und Vorstellungen bewogen, befiehlt er, sich binnen vier und zwanzig Stunden auf seinem Gebiete nicht mehr betreten zu lassen, unter Androhung der zuerst ausgesprochenen Todesstrafe. Doch beauftragt er, durch das Jammern der Ärmsten gerührt, den Ritter „Auberin de Mondiser“ *(Aubry de Montdidier)*, einen seiner treuesten und tapfersten Vasallen, sie bis an den Ausgang des Waldes *(que sea fuera del monte)* zu geleiten; dann aber solle sie sich auf der grossen Heerstrasse geradeswegs zu dem hl. Vater nach Rom verfügen, ihm ihre Sünden bekennen, und dafür Busse thun.

So wird denn die unglückliche Sibille auf einen Maulesel gesetzt, und muss mit gebrochenem Herzen den Hof ihres Gemahls, der selbst sich der Thränen nicht enthalten kann, verlassen, um in die weite Welt zu ziehen; neben ihr reitet der tapfere Auberin de Mondiser; gefolgt von seinem treuen, ihn überall hin begleitenden Hatzhunde. Schon waren sie vier Meilen weit von Paris entfernt, da kömmt ihnen der Verräther Macayre in grosser Hast nach, der sich heimlich von der Tafel des Königs entfernt und wohl bewaffnet hatte, mit dem Vorsatze, den Ritter Auberin, wenn er sich ihm widersetzen sollte, zu erschlagen, und die Königin zu zwingen, ihm zu Willen zu sein. Er ruft ihnen zu, stille zu halten; Auberin glaubt, er bringe ihm einen Befehl des Königs, und erfüllt sein Begehren. Da befiehlt ihm Macayre, unter Androhung, ihn, wenn er nicht gehorche, niederzustossen, die Königin zu verlassen, damit er sein Gelüst mit ihr befriedigen könne. Als Auberin dieses hört, betheuert er, mit seinem letzten Blutstropfen die Ehre der Gemahlin seines Königs zu vertheidigen; auch die Königin beschwört ihn, sie nicht dem Verräther

preiszugeben. Macayre aber legt, nach vergeblicher Wiederhohlung seiner Drohung, seine Lanze gegen den Ritter ein, und sprengt mit grosser Wuth auf ihn los. Auberin hat keine andere Waffe, als sein gutes Schwert, mit diesem zerhaut er die Lanze des Angreifers, der nun seinerseits zum Schwerte greift, und dem Ritter eine tiefe Wunde damit versetzt; umsonst wehrt sich dieser dennoch wie ein Löwe, umsonst spornt er seinen treuen Hund an, ihm beizustehen, der wüthend den Gegner seines Herrn anfällt, der Kampf ist zu ungleich; denn Auberin ist ohne alle Schutzwaffen, Macayre hingegen vom Kopf bis zum Fuss wohl gewappnet. Auf den Tod getroffen sinkt der tapfere Ritter unter den Streichen des Verräthers, nur sein treuer Hund rettet sich in den Wald, den Macayre vergeblich zu erreichen und ebenfalls zu tödten strebt. Aber kaum weiss sich Macayre vor Wuth zu fassen, als er nun erst bemerkt, dass die Königin entflohen ist, die, als sie an dem üblen Ausgange des Kampfes nicht mehr zweifeln konnte, so schnell als möglich das Weite gesucht hatte. Vergebens durchsprengt er den Wald in allen Richtungen, der treue Auberin ist nicht umsonst gefallen; der Verräther aber sieht sich um den Preis seiner Schandthat betrogen, und muss, in ohnmächtigem Grimm über die fehlgeschlagene Unternehmung, heimlich wie ein Dieb des Nachts sich wieder nach Hause stehlen.

Die Königin war aus Furcht vor ihrem Verfolger die ganze Nacht hindurch geritten, ohne sich die mindeste Rast zu gönnen. Als sie auch des andern Morgens ihren Weg auf gut Glück fortsetzte, sah sie plötzlich einen riesengrossen Bauern von ungeschlachtem, wilden Aussehen, mit Hundszähnen, struppigen Haaren und Augenbraunen, unter denen ein grünes und ein pechschwarzes Auge hervorblitzte, und überdiess noch in groben, beschmutzten Kleidern auf sich zukommen, der einen mit Holz beladenen Esel vor sich hertrieb. Nicht gering war Sibillens Schreck bei dem Anblicke dieses Ungethüms,

das sie mit weithin erschallender Stimme anrief; doch fasste sie sich, und antwortete ihm demüthig, dass sie sich verirrt habe, und bat ihn, ihr den Weg aus diesem Walde zu zeigen und seinen Schutz zu gewähren. Der Bauer verwundert sich höchlich, eine so schöne, vornehme Frau ganz allein des frühen Morgens in diesem unwegsamen Walde zu treffen; insbesondere fällt ihm ihre Ähnlichkeit mit der Königin Sibille auf, die zum Flammentode verurtheilt zu haben, er den König Karl hart tadelt. Da gibt Sibille sich ihm zu erkennen, betheuert ihre Unschuld, erzählt ihm ihre bisherigen Schicksale, und bittet ihn um seinen Beistand, damit sie noch binnen der festgesetzten Frist das Gebiet des Königs verlassen könne. Der Bauer wird darüber fast unsinnig vor Freude, und schwört, sie nicht eher wieder zu verlassen, und nicht eher wieder zu seinem Weibe und seinen Kindern zurückzukehren, bis er sie nicht wohlbehalten zu ihrem Vater, dem Kaiser Richard von Constantinopel, gebracht hätte, der sie zu rächen wissen würde. Sie nimmt dankbar sein Anerbieten an, und erfährt von ihm, dass er „Baruquel“ heisse. Vor Allem bittet sie ihn, sie sobald als möglich nach einem Orte zu führen, um ihren dringenden Hunger zu stillen. Er tröstet sie mit der Versicherung, dass sie sich nicht mehr ferne von einem Orte, „Videuniz“ *(Verdun; Virdunensis civitas?)* geheissen, befänden. Dahin begibt er sich mit ihr, und lässt seinen Esel allein nach Hause kehren, worüber sein Weib sehr erschrickt, da sie ihn verunglückt glaubt.

Da wir nun die Königin in der Gesellschaft des wackern Baruquel und unter dem gastfreundlichen Dach eines mitleidigen Wirthes zu Videuniz wohlaufgehoben wissen, wollen wir sie auf kurze Zeit verlassen, und uns um eine andere zwar vierfüssige, aber nicht unwichtige Person dieses Dramas, — den treuen Hund des Ritters Auberin, umsehen. Dieser, als er sich nicht weiter verfolgt sah, kehrte vorsichtig zu dem Platze zurück, wo er und der Ritter den harten Strauss mit dem Verräther Macayre

bestanden, um seinen gewohnten Posten an der Seite seines geliebten Herrn wieder einzunehmen; als er aber nur mehr den entseelten Körper desselben fand, heulte er laut auf vor Schmerz, beleckte die noch blutenden Wunden, und da er kein Zeichen des Lebens mehr verspürte, fing er an, mit seinen Pfoten eine Grube zu graben, in die er den Leichnam des Erschlagenen einscharrte; er selbst aber legte sich darauf, um ihn vor Vögeln und Raubthieren zu schützen. So wich er vier Tage und vier Nächte nicht von dem Platze, bis er es vor Hunger nicht länger mehr aushalten konnte. Da raffte er sich auf, lief nach Paris und nach gewohnter Weise geraden Weges in den königlichen Palast, wo eben der König mit seinen Vasallen bei der Mittagstafel sass. Aber der treue Hund vergisst die Befriedigung des dringenden Bedürfnisses, das ihn hiehertrieb, als er an der Seite des Königs den Mörder seines Herrn, den Verräther Macayre erblickt, mit all der Kraft, die die Wuth verleiht, stürzt er sich auf ihn, packt ihn bei der rechten Schulter, und bohrt ihm die Zähne so tief ins Fleisch, dass er vor Schmerz laut aufschreit. Erschreckt und verwundert springen der König und die übrigen Tischgenossen auf, und einige setzen dem Hunde mit Stockschlägen und Steinwürfen so hart zu, dass er seine Beute fahren lässt und entflieht. Doch der König hatte den Hund des Auberin erkannt, und ohnehin wegen des langen Ausbleibens des Ritters besorgt, erschöpfte er sich nun in Argwohn und Muthmassungen; aber der weise Herzog Jaymes beruhigte ihn, indem er hinzufügte, dass sie eben durch den Hund über Auberins Schicksal bald aufgeklärt werden würden. Dieser war zwar wieder zu dem Grabe seines Herrn zurückgekehrt; aber der Hunger trieb ihn des andern Morgens abermals nach Paris, und die Macht der Gewohnheit nach dem königlichen Palast. Macayre, der ihn erkannt hat, entflieht; dessen Verwandte aber fallen über den Hund her und wollen ihn erschlagen. Doch der Herzog Jaymes ergreift den Hund beim Halsband, und übergibt ihn trotz

den Einwendungen und Drohungen der Mainzer, dem Schutze Gottfrieds *(Geoffroy de Dannemarche)*, des Vaters des „Augel“ *(Urgel; Augier; Ogier le Danois?)*, Richards von der Normandie, des gerechten „Augel“ *(»justo el augel«* wohl statt: *Augel el justo?)* selbst, und vieler anderer Ritter, die sich auf seinen Ruf versammelt hatten, bei welchen der Hund auch gerne blieb und sich ruhig verhielt. Dann aber verfügen sich Alle mit ihm zum Könige, und der Herzog macht diesen darauf aufmerksam, wie der Hund, dessen Anhänglichkeit an Auberin Allen bekannt sei, Niemanden am ganzen Hofe das mindeste Leid zugefügt habe, ausser dem Macayre, wie eben dieser Hund seinen Herrn, dem er nie von der Seite wich, auch auf seiner Fahrt mit der Königin begleitet habe, von beiden aber habe man seitdem nichts in Erfahrung bringen können; er schlage daher vor, der König selbst möge nebst mehreren auserwählten Rittern aufsitzen und dem Hunde, wohin er sie auch führen würde, nachreiten, dann würden sie gewiss dem Auberin auf die Spur kommen, wegen dessen Verschwinden ein so schwerer Verdacht auf Macayre ruhe, dass er nach seiner Überzeugung ihn für den Mörder des treuen Ritters halte.

Zwar läugnet Macayre hartnäckig die That, weist mit trotziger Unverschämtheit die Beschuldigung des Herzogs von sich, und bedroht ihn mit seiner Rache; doch findet er für gut zurückzubleiben, als der König auf des Herzogs Rath in der That mit diesem und vielen anderen Rittern aufbricht, um dem Hunde nach dem Walde zu folgen, der sie auch wirklich zu dem Orte führt, wo er den Leichnam seines Herrn verscharrt hat, den er zu Aller Erstaunen und Schmerz nun wieder ausgräbt; denn sie erkennen sogleich in dem Erschlagenen den treuen, von Allen geliebten Auberin, und brechen darüber in lautes Weheklagen aus. Der König aber schwört, nicht eher zu ruhen, bis er den Mörder dieses wackern Vasallen entdeckt habe, und ihn hängen zu lassen, sollte es auch sein Günstling Macayre selbst sein.

Auberins Leiche lässt der König nach Paris bringen, und sie mit allen Ehren und unter vielen Thränen der Umstehenden in geweihter Erde bestatten; dessen Hund aber nimmt er mit sich, und befiehlt ihn wohl zu verpflegen und zu bewachen. Auch den Verräther Macayre lässt der König in gute Gewahrsame bringen; dann aber versammelt er alle seine Vasallen, trägt ihnen die Begebenheit mit Auberin und dessen Hunde vor, macht sie auf den dadurch gegen Macayre entstandenen Verdacht aufmerksam, und fordert sie auf, darüber für Recht zu erkennen. Da treten auf den Vorschlag des Herzogs Jaymes die zwölf Pairs und einige andere der angesehensten Männer unter einem Baume zusammen, um sich zu berathen. Zuerst spricht Galalon, und sucht, allen Verdacht von Macayre abzuwenden, und durch Drohungen die Anderen einzuschüchtern. Auch getraut sich Keiner dem Mächtigen zu widersprechen; da erhebt sich der weise Herzog Jaymes, verweist Galalon seine schlechten Rathschläge und den Anderen ihre Feigheit; dann sucht er ihnen, wie gewichtig das Zeugniss des Hundes, und wie gross die Treue dieser Thiere gegen ihre Herrn sei, durch das Beispiel des berühmten Merlin zu beweisen, der einst von dem Kaiser „Ropta" (soll wohl heissen Kaiser von „Roma") nur unter der Bedingung aus der Gefangenschaft entlassen wurde, dass er seinen Feind, seinen Freund, seinen Lustigmacher und seinen Diener an dessen Hof bringe, und der dann sein Weib als seinen Feind, sein Kind als seinen Lustigmacher, seinen Esel als seinen Diener, seinen Hund aber als seinen Freund dem Kaiser vorstellte [1]), und folgert aus dem Benehmen

[1]) Bekannt ist zwar die Geschichte, wie Merlin, der sich in einen Waldmenschen *(„homme sauluaige")* verwandelt hatte, von der Prinzessin Advenable, verkleidet als Seneschall Grisendoles, gefangen und an den Hof des Kaisers von Rom, *„Julius Cesar"* (auch in unserem Romane wird später der Kaiser *„Cesar"* genannt) gebracht wird, dem er seine Träume auslegen muss. Aber die hier erwähnte Anekdote habe ich vergeblich im „Roman von Mer-

von Auberins Hunde gegen Macayre, dass dieses einer Anklage gleich gelten könne, die so lange einen schweren Verdacht gegen ihn begründe, bis er nicht seine Unschuld vollkommen bewiesen habe. Der Herzog schlägt daher als das beste Mittel, den wahren Hergang dieser geheimnissvollen Begebenheit zu ergründen, das Gottesurtheil durch den gerichtlichen Zweikampf vor; da sich aber gegen den gefürchteten Macayre für Auberins Blutrache kein Kämpfer finden dürfte, so solle der Ankläger selbst, der treue Hund, die Wahrheit seiner Beschuldigung verfechten, um jedoch eine Gleichheit des Kampfes herzustellen, Macayre sich bloss mit einem Schild und einem armlangen Prügel bewaffnen dürfen, und zu Fusse mit ihm kämpfen, mit der Bedingung, dass, wenn Macayre den Hund tödte, er von allem Verdachte freigesprochen werde; wenn er aber unterliege, in die verdiente Strafe, die der König bestimmen wird, als des Mordes schuldig verfalle. Die Übrigen stimmen diesem Vorschlage des Herzogs vollkommen bei, und auch der König, davon benachrichtigt, bestätiget diesen Ausspruch seiner Pairs, lässt Macayre vor sich bringen, und verkündet ihm die Bedingungen des Gottesgerichtskampfes, dem sich der Verräther umsonst zu entziehen sucht.

Noch vor dem Beginne des Kampfes bespricht sich Macayre mit seinen Verwandten, und sie sagen ihm zu, sich wohlbewaffnet auf dem Kampfplatz einzufinden, und ihm, wenn ihn der Hund in Lebensgefahr brächte, zu Hülfe zu eilen; ja Einer dieses treulosen Geschlechtes, mit Namen „M i l d e P i e d r a l a d a,“ schlägt ihm vor,

lin“ und in den unter dessen Namen bekannten P r o p h e z e i h u n g e n („*Les Prophecies de Merlin*;“ gewöhnlich den dritten Theil des Romans ausmachend) gesucht. Vielleicht findet sie sich in der noch unedirten „*Vita Merlini Caledonii*“ des G e o f f r o y von *M o n m o u t h.* (Vgl. *E l l i s, Specimens of early engl. metric. Romances*; Vol. I. p. 76. sqq.) — Über andere Versionen dieses Räthsel-Märchens vgl. der Brüder G r i m m Kinder- und Hausmärchen; Thl. III. S. 176—177. Anmerk.

diese Gelegenheit zu benützen, um den König Karl zu ermorden, und sich selbst auf den Thron von Frankreich zu setzen, welcher Vorschlag Macayres ganzen Beifall erhält. Doch die Verräther haben nicht mehr Zeit zum Ränkeschmieden, die entscheidende Stunde naht.

Schon erscheint der König mit seinem Gefolg auf dem Kampfplatze, befiehlt den Macayre, nachdem einige seiner Verwandten sich mit Leben und Habe für ihn verbürgt hatten, in die Kampfbahn zu entlassen, wohin Augel auch den Hund, ihn beim Halse zurückhaltend, bereits gebracht hat, und verbietet Jedem, bei Verlust eines seiner Glieder, auch nur durch Worte in den Kampf sich zu mischen. Dann erscheint ein Bischof mit den Reliquien des heil. Eustachius und ermahnt Macayre, sie zu küssen und sich dem Schutze Gottes und des Heiligen zu empfehlen; der Verräther aber erwiedert trotzig, er brauche Gottes und des Heiligen Hülfe nicht im Kampfe gegen einen Hund, worauf unter missfälligem Murren und Verwünschungen der Zuschauer gegen den kecken Frevler der Bischof mit den Reliquien sich wieder entfernt. Macayre ruft nun, man möge den Hund loslassen, und vermisst sich in seinem Übermuth, ihn mit dem ersten Streiche niederzustrecken. Aber kaum hat er noch ausgeprahlt, kaum hat ihn der freigelassene Hund erblickt und erkannt, so stürzt das treue Thier sich mit unglaublicher Schnelligkeit und Wuth auf den Verräther, und packt ihn mit seinen scharfen Zähnen bei der Gurgel, bevor er noch sich zur Wehre setzen konnte. Umsonst versetzt Macayre dem Hund einige so gewichtige Streiche, dass er blutend niedersinkt; dieser lässt dennoch seinen Feind nicht los, reisst ihn mit sich zu Boden und zerfleischt ihm mit wüthenden Bissen das Gesicht. Da ruft Macayre in der Todesangst seine Verwandten zu Hülfe, und obwohl die Anderen durch des Königs Drohung, Jeden, der in den Kampf sich mische, auf der Stelle aufhängen zu lassen, zurückgeschreckt werden, so lässt sich doch der mächtige Galalon dadurch nicht abhalten, in der Hoffnung,

den König durch reiche Geschenke zu versöhnen. Er lässt sich schnell waffnen, gibt seinem Pferde die Spornen, und sprengt, sich Bahn brechend durch die Menge der Zuschauer, mit gezücktem Schwert auf den Hund los; doch dieser rettet sich noch durch schleunige Flucht und verbirgt sich unter den Umstehenden. Der König aber, höchlich erzürnt über diese frevelhafte Verletzung seines Gebotes und der Kampfgesetze, ruft laut seinen Leuten und allen Versammelten zu, den Verräther Galalon einzufangen, dem, der ihn einbringen würde, einen Preis von hundert Pfund Silber verheissend. Hei! wie da Bürger, Waffenknechte und Knappen mit Schwertern und anderen Waffen, und selbst Bauern mit Schleudern und Prügeln dem verhassten Galalon hart zusetzten, der umsonst sich wie ein Verzweifelter wehrt, umsonst durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu entkommen hofft, die wüthende Menge versperrt ihm von allen Seiten den Weg, ein rüstiger Bauer schlägt ihn mit seinem Knüttel vom Pferd und man schleppt ihn zum Könige, der den Einbringer reichlich beschenkt. Vergeblich suchen nun die Mainzer sich zu entschuldigen, und den König mit glatten Worten und Versprechungen zu besänftigen, dieser bleibt unerbittlich, lässt den Galalon in sichere Gewahrsame bringen, und befiehlt die Fortsetzung des treulos unterbrochenen Kampfes. Dieser endet mit einem vollkommenen Siege des Hundes, der den Mörder seines Herrn, festgepackt an der Gurgel wie einen Eber, am Boden hält; Macayre fleht nun den König um Gnade und um Schutz vor dem wüthenden Hund, es eilen daher Wilhelm von Schottland, Augel (hier heisst er *»el Auguel de Vardo« ?)*, »Jofre de Vtra,« Almerique de Narbona, der Herzog Jaymes, »Bernaldo de Vstan« und alle zwölf Pairs hinzu, und können ihn nur mit Mühe von dem Hunde losmachen. Der König aber will nichts von Gnade hören; als daher Macayre sieht, dass er dem Tode nicht mehr entrinnen kann, bekennt er seine Unthat und erzählt den wahren Hergang der Begebenheit.

Auf des Königs Befehl werden nun Macayre und Galalon an Rossschweife gebunden und durch ganz Paris geschleift. Der treue Hund aber, nachdem er seinen Herrn also gerächt hatte, kroch zu dessen Grabe, legte sich darauf und starb von Vielen beweint. Der König liess ihn neben dem Kirchhof, auf dem sein Herr begraben lag, einscharren [1]).

[1]) Da hätten wir denn das Original und zugleich den fabelhaften Ursprung der berühmten Geschichte von dem Hunde des *Aubry de Montdidier* aufgefunden, von der Viele behaupteten, dass sie sich wirklich und zwar unter Carl V. (1371) zugetragen habe, wohl durch die aus dieser Zeit stammende Abbildung derselben auf einer Wand des grossen Saales im Schlosse zu Montargis verleitet. (Vgl. z. B. *Olivier de la Marche, Livre des Duels.* Paris, 1586. 8. p. 8 — 9 v°, der sich schon auf „alte Chroniken" beruft; — *J. C. Scaliger, Exotericarum exercitat. lib. XVus de subtilitate, ad Hier. Cardanum.* Paris, 1557. 4to. Exerc. 202, p. 272 v°.; — *Wlson de la Colombière, Théatre d'honneur et de la Chevalerie.* Tom. II. p. 300 — 303, Chap. 23; — *Montfaucon, Monumens de la Monarchie franç.* Vol. III, p. 68 — 72, woselbst ein Kupferstich nach dem Frescogemähl de zu Montargis sich befindet; — *Saint-Foix, Oeuvres complettes.* Paris, 1778. 8. Tom. III., *Essais hist. sur Paris,* p. 181 — 189, der den Hund für einen Zeitgenossen Philipp Augusts oder Ludwigs VII. hält. — *Dulaure, Hist. des Environs de Paris.* Paris, 1828. Tom. VII. p. 40 — 41, begnügt sich bloss im Allgemeinen hinzuzufügen: „*Il est reconnu que ce combat est une fable.*" Aber schon *Legrand d'Aussy, Fabliaux ou Contes etc. . . .* 3ème Éd. Paris, 1829. Tom. I. p. 324, weist, obschon auch noch unbestimmt genug, auf die wahre Quelle hin, indem er sagt: „*Cette historiette qui se trouve répétée sérieusement dans béaucoup de livres, n'est qu'une fiction d'un de nos vieux romans, bien antérieure au temps où on la place, puisqu'il en est parlé dans Alberic de Trois-Fontaines, écrivain du treizième siècle.*" Ich werde später Gelegenheit haben, von dieser für unseren Roman äusserst merkwürdigen Stelle des Albericus ausführlicher zu sprechen. Unseren Tagen war die sublime Idee aufbehalten, diesen famösen Hund zum Helden eines Drama zu machen; aber auch im Mittelalter fehlte es nicht an Nachahmungen dieser pikanten Geschichte, so z. B. im französischen prosai-

Während dieses in Paris vorging, waren die unglückliche Königin Sibille und ihr ungeschlachter, aber treuherziger Begleiter Baruquel schon weit, weit davon entfernt. Sie hatten nämlich ihre Wanderung nach Constantinopel so ununterbrochen fortgesetzt, dass sie bereits Ungarn erreicht hatten, und eben in der „guten Stadt Nuega (?)“ bei einem gastfreundlichen Bürger übernachteten, als die Königin von heftigen Geburtswehen ergriffen wurde, und durch den Beistand der dienstfertigen Hausfrau, aber unter vielen Schmerzen ein wunderschönes Knäblein zur Welt brachte. Man zeigte Baruquel, der sich für den Gatten der Königin ausgab, den Neugebornen, und dieser entdeckte mit freudigem Erstaunen auf dessen rechter Schulter einen Stern, röther als eine Rose, woraus er erkannte, dass dieses Kind einst über Frankreich herrschen würde [1]. Als des andern Morgens die Hausfrau das Kind nach der Kirche zur Taufe trug, begegnete ihr der König von Ungarn, der ihr sehr geneigt war; er erfährt die Ursache ihres frühen Ausgangs und lässt sich sogleich bereit finden, bei dem Kinde Pathenstelle zu vertreten, das nach ihm Ludwig genannt wird. Auch er entdeckt den Stern auf des Kindes Schulter

schen Romane von Milles und Amys, der offenbar unsere Sage geplündert hat, und sie, aber auf eine sehr ungeschickte Weise, noch zu überbieten sucht, indem er statt des Hundes einen Affen als Kämpfer einführt. Auch von dieser Geschichte soll es eine Abbildung an den Wänden des grossen Saals des Schlosses zu Paris gegeben haben. (Vgl. *Gaillard, Hist. de Charlemagne.* Paris, 1782; Tom. III. p. 488—490; *Dunlop, Hist. of Fiction;* Vol. I., p. 437—439.)

[1]) *„Quel segno fu poi chiamato il niello, perchè quanti nascivano della sua generazione (di Costantino) ovvero schiatta (de' Reali della casa di Francia), lo avevano; ma non era in forma di croce, perchè cinque solamente si trovarono li quali ebbero la dritta forma della croce, e tutti gli altri avevano segno di sangue (su la spalla dritta.... tra carne e pelle), ma non in croce, e però si chiamava niello.“ etc... Li Reali di Francia;* Libro II. Cap. I.

und schliesst daraus auf dessen hohe königliche Abkunft; er empfiehlt daher dem Josaran — so hiess nämlich der gastfreundliche Bürger, in dessen Hause die Königin entbunden wurde — für den Knaben alle mögliche Sorge zu tragen, beschenkt ihn reichlich, und trägt ihm auf, denselben, wenn er das gehörige Alter erreicht hätte, an seinen Hof zu bringen, dann wolle er selbst für dessen fernere, ritterliche Erziehung und Ausstattung sorgen [1]).

Die Königin hatte aber durch die schwere Niederkunft so sehr gelitten, wozu sich noch der Schmerz über ihre Verbannung und ihre bedrängte Lage gesellte, dass sie in ein langwieriges Siechthum verfiel, und gegen zwölf Jahre ihr Schmerzenlager nicht verlassen konnte; doch der gastfreundliche Josaran und sein Weib ermüdeten nicht, ihr ihren traurigen Zustand so erträglich zu machen, als sie konnten, wogegen ihnen Baruquel ihre Pferde besorgte, und andere häusliche Dienste verrichtete.

Während dem war der Knabe Ludwig zum reizenden Jüngling herangewachsen, und wurde, wie es der König von Ungarn, sein Taufpathe, angeordnet hatte, nun an dessen Hof gebracht, und einem tüchtigen Lehrmeister

[1]) Mit dem bisher mitgetheilten Inhalt unserer Sage stimmt von der späteren altenglischen metrischen Erzählung von *„Syr Tryamoure,“* die übrigens ihren wälschen Ursprung selbst nicht verläugnet (v. 316: *„And as it is in Romaynes tolde“)*, jener Theil, der von den Ältern des Helden bis zu dessen Geburt handelt, im Wesentlichen so auffallend überein, dass die Nachahmung unverkennbar ist, ja nur durch Veränderung der Personen- und Ortsnamen und einiger Nebenumstände sich von unserm Romau unterscheidet. Bekannt ist dieser Kunstgriff der späteren Dichter des Mittelalters (im 14. u. 15. Jahrhundert), Theile älterer Sagen auf eine neue Weise zu verbinden und zu verarbeiten, charakteristisch hinweisend auf eine Zeit, in der es bereits den Dichtern an Sinn gebrach für die einfache im Volke fortlebende Sage, und die ihre eigene Armuth an Phantasie durch solche Künsteleien schlecht genug zu verhüllen strebten. (S. (Utterson), *Select Pieces of early popular Poetry. London* 1817. 8. Vol. I. p. 1. sqq.; — vgl. den Auszug in *Ellis, Specim. of early engl. met. Rom.* Vol. III. p. 182. sqq.)

übergeben, um ihn in allen ritterlichen Künsten zu unterrichten. Auch wurde er bald durch seine Geschicklichkeit, Gutmüthigkeit und sein zierliches Benehmen nicht nur der Liebling des Königs, sondern aller Damen und Ritter an dessen Hof, und selbst ein so vollkommener Ritter, dass man ihn allgemein bewunderte. Doch besuchte er oft seine leidende Mutter und ihre gastfreundlichen Hauswirthe, deren ältere Tochter sich bei dieser Gelegenheit in ihn verliebte. Diese suchte durch ihre nicht gemeinen Reize ihn zu fesseln, und glaubte durch die Aussicht auf eine reichliche Versorgung den Sohn des armen Baruquel, wofür Ludwig galt, zu bewegen, ihr die Hand zu reichen; aber trotz seiner Armuth wies er standhaft die Anträge des tiefgekränkten Mädchens zurück, wiewohl er betheuerte, der gastfreundlichen Aufnahme und Dienstleistung in dem Haus ihrer Ältern stets dankbar eingedenk zu bleiben.

Endlich genas die Königin, und auf den Rath des Baruquel entschloss sie sich, in seiner und ihres Sohnes Begleitung ihre Reise zu ihrem Vater, dem Kaiser von Constantinopel, fortzusetzen. Sie theilte daher diesen Entschluss ihrem Sohne mit, der sich mit Freuden sogleich zur Reise bereit machte, worauf sie Urlaub von dem gütigen König und ihrem freundlichen Wirthe nahmen, die sie nur ungerne ziehen liessen. Nach einigen Tagreisen kamen sie in einen sieben Meilen langen und eben so breiten Wald; der riesenhafte Baruquel mit einem mächtigen Sonnenhut auf dem Kopf, und einen ungeheuren, mit Eisen beschlagenen Stock schwingend schritt lustig voraus, so dass er fast possirlich anzusehen war. Der Wald war sein Element; und als er von allen Seiten den Gesang der Vögel ertönen hörte, stimmte auch er mit lauter, weithin schallender Stimme fröhlich in ihren Chor ein. Aber in diesem Walde gab es ausser den befiederten, friedlichen Sängern noch andere, im Verborgenen auf Beute lauernde, unbefiederte Raubvögel, nämlich ein Dutzend Wegelagerer, für diese hatte Baruquel zur Unzeit den Lockvogel gemacht; denn durch dessen Gesang herbeigerufen,

schlichen sie den Reisenden nach, und fielen über sie her. Besonders wurde für den Anführer derselben „Patremays“ die Schönheit der Königin ein Antrieb mehr, sich diese reizende Beute zu erkämpfen; aber Ludwig und Baruquel stellten sich tapfer zur Wehre, und Letzterer liess seinen Spazirstock so behend um die Köpfe der Räuber sausen, dass er den lüsternen Anführer nebst fünf seiner Gesellen erschlug. Auch Ludwig hatte mit seinem guten Schwerte fünf dieser Wichte erlegt, und ging eben auf den Letzten los, um auch sein Halbdutzend voll zu machen, als dieser sich vor ihm auf die Knie warf, und mit aufgehobenen Händen um Gnade flehte, indem er ihm seine Dienste anbot und seine Geschicklichkeit anpries, verborgene Schätze zu entdecken. Dadurch bewogen, begnadigte Ludwig, trotz den Einwendungen Baruquels, den Buschritter, der sich „Guiomar“ nannte, und mit dankbarer Ergebenheit schwor, seinem grossmüthigen Sieger treu bis in den Tod zu dienen. Auch suchte Guiomar sogleich die Nützlichkeit seiner Dienste zu bewähren; denn da er die Königin sehr ermattet sah, vier Meilen in der Runde aber kein Schloss noch Ort zu erreichen war, erbot er sich, sie zu einer Einsiedlerhütte zu geleiten, die ein heiliger Mann, der Bruder des Kaisers Richard von Constantinopel, bewohne, der so sichtbar unter Gottes Schutze stehe, dass er und seine Genossen, trotz ihren oftmaligen Versuchen, ihn in seiner Hütte zu überfallen, immer sich gezwungen sahen, unverrichteter Dinge wieder umzukehren.

Kaum konnte die Königin bei dieser überraschenden Nachricht von der Nähe ihres Oheims ihre Bewegung verbergen, und machte sich nebst ihren Begleitern sogleich auf den Weg nach der Hütte desselben. Der fromme Mann, der seit dreissig Jahren keine andere Gesellschaft kannte, als die der wilden Thiere, war nicht wenig betroffen über diesen unerwarteten Besuch, den er anfangs für eine Versuchung des bösen Feindes oder für einen räuberischen Überfall hielt. Er beruhigte sich aber, als er von Ludwig er-

fuhr, dass er und Baruquel, den er ihm als seinen Vater vorstellte, ihn im Gegentheile so eben von seinen gefährlichen Nachbarn befreit hätten, und nur um ein Nachtlager und etwas Nahrung, besonders für die ermüdete Frau, seine Mutter, ihn nun zu bitten kämen. Der Eremit entschuldigte sich mit seinem gänzlichen Mangel an Vorrath und an allen Bequemlichkeiten, und theilte willig das einzige Haberbrot, das er hatte, unter sie. Wie gross war aber das Erstaunen des heiligen Mannes, als Sibille ihn um eine geheime Unterredung bat, sich ihm als seine Nichte zu erkennen gab, ihre bisherigen Schicksale erzählte, und seinen Rath wegen ihres ferneren Benehmens verlangte. Mit schmerzlicher Freude umarmte der gute Mann seine verstossene Nichte, tröstete sie und rieth ihr, hier nur noch so lange zu verweilen, bis sie sich ganz erhohlt hätte; dann wolle er mit ihr und ihren Begleitern sich sogleich auf den Weg nach Rom zu dem heil. Vater machen, ihm ihr unverschuldetes Unglück mittheilen, und ihn bitten, den Kaiser Karl mit dem Banne zu bedrohen, wenn er sie nicht gutwillig wieder als seine rechtmässige Gemahlin zu sich nähme; von da wolle er sich mit ihnen zu seinem Bruder, dem Kaiser von Constantinopel, verfügen, und ihn auffordern, ein mächtiges Heer zu versammeln, um dem hartnäckigen Schwiegersohn ins Land zu fallen, ja ihn selbst aus seinem Reiche zu verjagen, wenn er sein Unrecht gegen seine schuldlose Gemahlin nicht wieder vergüten wolle. „Ich selbst," setzte der wackere Oheim hinzu, „will die Früchte meiner jahrelangen Bussübungen verlieren, in die Welt zurückkehren, um für dich, meine theure Nichte, die Waffen zu ergreifen, und nicht eher ruhen, bis du nicht wieder auf dem Throne von Frankreich sitzest." Doch vor Allem hielt er für das Nöthigste, Lebensmittel herbeizuschaffen; er schlug daher dem Baruquel vor, sich zu diesem Zweck in das nächste Schloss zu verfügen. Baruquel liess sich auch sogleich bereit dazu finden; denn er fühlte durchaus keinen Beruf in sich, es im Fasten dem heiligen Manne gleichzuthun; aber

Guiomar erbat für sich dieses Geschäft, das befriedigend auszurichten, er am Besten geeignet sei.

Guiomar erreichte zwar glücklich das Schloss; fand aber zu seinem Verdrusse, dass er zu wenig Geld bei sich hatte, um die erforderlichen Lebensmittel einkaufen zu können. Doch einen Mann, wie ihn, brachte diese Kleinigkeit nicht aus der Fassung, vielmehr schwor er einen theuren Eid, sich bald mehr, als er brauche, zu verschaffen. Er erkundigt sich nach dem reichsten Bewohner dieser Burg, färbt sich mit zerdrückten Beeren Gesicht und Hals so schwarz, wie Pech, stellt sich einäugig, und mühselig auf seinen Stock sich stützend, hinkt er zu dem bezeichneten Hause. Vor der Thüre desselben sass eben der Eigenthümer mit seinem Weibe und seinen Dienern, diesen bittet er um Gotteswillen, ihn nur über eine Nacht unter seinem Dache zu beherbergen. Anfangs weist ihn der filzige Hausherr barsch und misstrauisch zurück; endlich aber erhört er auf die Bitten seiner mitleidigeren Ehehälfte das Flehen des Bresthaften, und lässt ihm in einem Winkel des Hauses ein elendes Lager anweisen. Aber Guiomar hat andere Dinge zu thun, als zu schlafen; denn sobald er sich überzeugt hat, dass Alles im Hause sich sorglos der Ruhe überlässt, so macht er sich in der Mitternachtsstunde ans Werk, bannt durch seine Zauberformeln Alle in so tiefen Schlaf, dass nichts im Stand ist, sie vor Sonnenaufgang zu erwecken, begibt sich mit brennender Fackel in das Schlafgemach des Hausherrn, öffnet die Schränke — denn Schloss und Riegel mussten vor seinen Zaubersalben weichen — und packt in ein grosses Stück Goldstoff, das er der Königin bestimmt, so viel Geld und Kostbarkeiten, als er zu tragen vermag; dann aber verlässt er eilig das Haus, verbirgt seine gestohlenen Schätze in einer ihm wohlbekannten, abgelegenen Höhle, und nimmt nur so viel davon zu sich, um sich anständige Kleider und die nöthigen Lebensmittel zu kaufen. So wohlgekleidet, mit gewaschenem Gesicht und Hals erscheint er des andern Morgens auf dem Markte, hört mit heim-

licher Schadenfreude den von ihm bestohlenen Geizhals laut jammernd und fluchend, aber wegen seiner bekannten Hartherzigkeit von Niemanden bedauert, sich bei allen Umstehenden nach dem Bettler erkundigen, der ihm diese Nacht seine beste Habe entwendete, und gibt ihm spöttisch den Rath, künftig vorsichtiger und weniger mitleidig zu sein.

Nachdem Guiomar sich mit Wein und Lebensmitteln im Überflusse versehen hatte, hohlte er seine in der Höhle verborgenen Schätze, und eilte, wie ein Lastthier bepackt, so schnell er konnte, dem Walde zu. Unterwegs begegnet er einem Bauern auf einem Esel, diesen ersucht er, ihm das Thier zu verkaufen; als aber der Bauer sich durchaus nicht dazu verstehen will, geht dem Guiomar die Geduld aus, er nähert sich ihm, sagt ihm ein paar Worte ins Ohr, und sogleich verfällt der Bauer in so tiefen Schlaf, dass er wie ein Sack vom Esel stürzt, den Guiomar mit der ihn fast erdrückenden Last beladet und nun hastig vor sich hertreibt. So erreicht er glücklich die Hütte des Einsiedlers, auch war es höchste Zeit; denn Alle erwarteten ihn schon mit höchster Ungeduld, ganz erschöpft vor peinigendem Hunger, und nicht ohne Argwohn über sein langes Ausbleiben; desto grösser war aber ihre Freude, als sie ihn mit dem schwer beladenen Thier ankommen sahen. Sie konnten sich nicht genug verwundern über die vielen kostbaren Sachen und drangen in ihn, zu gestehen, wie er zu dem Allen gekommen sei. Ludwig äusserte den Verdacht, ob er nicht etwa gar ein Kloster ausgeraubt oder einen Menschen erschlagen habe; Guiomar aber betheuerte, er habe weder das Eine noch das Andere jemals gethan, und bat ihn, Alles anzunehmen als ein Geschenk, das ihm durch eine besondere Gunst des Himmels zu Theil geworden sei und das er ihm dankbar darbringe. „Als Solches wollen wir es denn auch annehmen!" rief der Eremit; worauf Guiomar nicht umhin konnte, zu entgegnen, dass ihm noch kein Einsiedler von so gesundem Menschenverstande vorgekom-

men sei. Baruquel aber, der mit seinem Bauernwitze den Nagel auf den Kopf traf, begnügte sich zu bemerken, dass Guiomar ein Spitzbube sei, der sein Handwerk aus dem Grunde verstehe, und machte sich lustig über die Esswaaren her, um das lang ersehnte Mahl zu bereiten, das sich Alle trefflich schmecken liessen, selbst den heiligen Mann nicht ausgenommen, der für seine dreissigjährige Fasten sich entschädigend, sich von diesem Augenblick an wieder als ein Weltkind betrachtete. Auch entdeckte er noch an demselben Abende seinem Grossneffen Ludwig, dass er der Sohn und Erbe des Königs von Frankreich und sein naher Verwandter sei, und theilte ihm den mit der Königin verabredeten Plan zu ihrer Wiedereinsetzung mit.

Gleich des andern Morgens traten sie daher Alle zusammen die Reise nach Rom zu dem hl. Vater an, kamen glücklich dort an und fanden den Papst so bereitwillig zum Beistande der verfolgten Unschuld, dass er selbst sich unverweilt mit ihnen nach Constantinopel einschiffte. Der Kaiser empfing den Papst mit allen, einem so hohen Gaste gebührenden Ehren, umarmte seine Töchter und seinen Enkel mit freudig - schmerzlicher Überraschung, erfuhr von dem hl. Vater die Ursache ihres unverschuldeten Unglücks, und versammelte auf seines Bruders Anrathen sogleich ein mächtiges Heer. Mit diesem segelte der Kaiser selbst nebst dem Papste, der Königin, Ludwig und den Übrigen nach Venedig, zog dann durch die Lombardei und Maurienne nach Frankreich, drang bis Lyon vor, und verheerte Frankreich und Burgund mit solcher Macht, Alles niederbrennend und plündernd, dass keine Stadt und keine Burg mehr Widerstand zu leisten sich getraute. Zwar versuchte Almerique de Narbona mit seinen tapferen Söhnen und tausend Rittern, mit denen sich „Guillen de Orienguna“ *(Guillaume d'Orange?)*, viele kriegerische Mauren aus Spanien, „Gabeloys“ *(Guybelin* der jüngste Sohn des *Aimery de Narbonne?)* und der Graf „Mares“ *(„que era muy pala-*

cin“) vereinigten, das Vordringen der Griechen aufzuhalten; als er aber im Gefecht auf Ludwig traf, und dieser sich ihm zu erkennen gab, stellte er nicht nur sogleich alle Feindseligkeiten ein, sondern huldigte ihm mit allen den Seinen als dem rechtmässigen Erben von Frankreich, und trug ihm sogar seine Tochter Blancaflor zur Gemahlin an, welchen Antrag Ludwig mit Bewilligung seiner Mutter, die sehr erfreut über dieses Zusammentreffen mit ihrem alten Freund Almerique war, auch annahm. Almerique schloss sich nun mit den Seinen an die Griechen an, und das ganze vereinigte Heer lagerte sich in und um die Stadt „Acria“ *(Arc en Barrois?)*.

Da bekam aber auf einmal Baruquel das Heimweh, und konnte nicht länger der Sehnsucht nach Weib und Kindern widerstehen; er bestürmte daher die Königin und seinen Pflegesohn Ludwig so lange mit Bitten, bis sie ihm erlaubten, zu den Seinen nach „Manes“ *(Mans)* zu reisen. Als Pilger verkleidet kömmt er vor seinem eigenen Haus an und findet seine Frau in grosser Armuth. Er ersucht sie um ein Nachtlager, das sie ihm auch, ohne ihn erkannt zu haben, gewährt, jedoch ihre grosse Armuth beklagt, die sie verhindere, ihn gehörig zu bewirthen; denn seit ihr lieber Mann Baruquel sie so plötzlich verlassen habe, den sie beinahe für todt halten müsse, habe sie sehr kümmerlich mit ihren beiden Söhnen sich behelfen müssen. Während dem kehren auch die beiden Söhne heim; der jüngere bringt einige Brotstücke von seiner gewöhnlichen Bettelfahrt mit; der ältere aber treibt des Vaters Esel, mit Holz beladen, vor sich her. Kaum vernimmt das treue Thier die Stimme seines alten Herrn, als es mit Freudengeschrei auf ihn losgeht, ihn liebkost, und gar nicht mehr von ihm weg will, worüber sich die Anderen nicht genug verwundern können. Baruquel ward durch diess Alles bis zu Thränen gerührt, doch bezwang er sich noch, und erst nachdem er sich auch von der Treue seines Weibes überzeugt hatte, gab er sich ihr zu erkennen, die nun zu ihrer Beschämung inne wurde,

dass der treue Esel seinen Herrn auch unter der Verkleidung bloss aus der Stimme erkannt habe, während sie noch nicht ahnte, was für ein theurer Gast unter ihrem Dache sich befände[1]). Nun aber war des gegenseitigen Erzählens und freudigen Umarmens kein Aufhörens, vollends als Baruquel versicherte, jetzt habe alle Noth für sie ein Ende; denn er sei ein wohlhabender, angesehener Mann geworden, zum Beweise dessen sie reichlich beschenkte, und auf eine noch bessere Zukunft vertröstete.

Des andern Morgens schied Baruquel von den Seinen, mit dem Versprechen, sie bald wieder zu sehen, und begab sich in seiner Pilgertracht nach Paris, um die Anschläge der Verräther auszukundschaften. Mit tiefer Betrübniss sah er da die grossen Kriegsrüstungen des Königs Karl, der trotz den versöhnenden Rathschlägen des guten Herzogs Jaymes noch immer den Verräthern glaubte, die nicht aufhörten, ihn durch Verleumdungen gegen die Königin aufzuhetzen. Baruquel drängte sich in die Nähe des königlichen Gezeltes, und hörte eben „Macion,“ einen der Verräther, den guten Ruf der Königin durch schändliche Lügen arg verunglimpfen; da konnte er sich nicht länger zurückhalten, trat kühnlich vor den König, und schalt den Verräther einen schändlichen Verleumder, den er gleich züchtigen würde, wenn des Königs geheiligte Gegenwart ihn nicht davor schützte. Karl konnte sich des Lachens über diesen kecken Kumpan nicht enthalten, und fragte ihn, wer er sei und woher er käme? Baruquel gab sich für einen aus dem gelobten Lande zurückgekehrten Pilger aus; erzählte, dass er eben durch Burgund hergekommen sei, schilderte recht eindringlich die grosse Macht Ludwigs und des Kaisers von Constan-

[1]) So erkennt im „*Buovo di Antona*“ dessen Pferd Rondello ihn eher als dessen Gemahlin Drusiana (*Reali di Francia*, Lib. IV. Cap. 24); und in der „*Spagna*“ das Hündchen Karl den Grossen eher als die Königin (*Ginguené, Hist. litt. d'Italie;* Tom. IV. p. 189—190).

tinopel, ihre Verheerungen und ihre drohende Nähe, und fügte hinzu, dass sie geschworen hätten, nicht eher zu ruhen, bis Karl sein Unrecht wieder gut gemacht haben würde, und dass sie insbesondere seinen verrätherischen Räthen den sicheren Tod angedroht hätten. Karl vernahm nicht ohne Besorgniss diese Kunde; doch fand er Wohlgefallen an dem kühnen Pilger, und nahm ihn gegen die Drohungen der Mainzer, ihn als einen feindlichen Spion sogleich aufzuknüpfen, in Schutz. Auf Karls Frage, was er für eine Kunst verstehe? erwiederte Baruquel, er sei ein Meister in der Reitkunst und ein grosser Pferdekenner. Da beschloss der Kaiser, ihn sogleich auf die Probe zu stellen, und liess sein bestes Leibpferd herbeiführen, das so stolz und unbändig war, dass es nur dem Kaiser selbst gehorchte; dieses befahl er dem prahlenden Pilger in seiner Gegenwart zuzureiten. Baruquel war freilich nicht ganz wohl dabei zu Muthe; denn er war des Reitens unkundig. Doch wünschte er nichts sehnlicher, als dieses Pferd, das der Kaiser über Alles hoch hielt, ihm zu entwenden und seinem geliebten Ludwig zuzuführen. Er nahm sich daher ein Herz, befahl sich Gott und schwang sich getrost hinauf; doch hätte er bald wieder den Boden geküsst, wenn er sich nicht bei Zeiten an den Mähnen festgeklammert hätte. Trotz dem Hohngelächter der Zuschauer tummelte er es nun aber tüchtig herum, und als er bei dem Kaiser vorbeikam, rief er ihm zu: „Ich bin Baruquel mit dem langen Bart, und kehre nun mit diesem Pferde zu Ludwig und zu der Königin Sibille zurück, die ich den Verräthern zum Trotz beschützt habe, und bald wieder auf Frankreichs Thron zu sehen hoffe!" Und mit Blitzesschnelle eilte er davon. Der Kaiser war in Verzweiflung über den Verlust seines trefflichsten Pferdes, und bot hundert Mark Silber dem, der den frechen Rossdieb einhohlen würde. Knappen und Ritter machten sich auf, ihm nachzujagen, selbst der Herzog Jaymes und endlich gar der Kaiser in Person setzten ihm nach; aber umsonst; denn

wenn sie an einem Ort ankamen, war Baruquel schon einige Stunden früher da gewesen und unaufhaltsam weitergeeilt!

So erreichte Baruquel glücklich das Lager der Griechen, übergab triumphirend Ludwig das treffliche Pferd, und forderte ihn auf, nur alsogleich mit den Seinen aufzusitzen; denn der Kaiser Karl folge ihm in einer Entfernung von nur wenigen Meilen nach, so dass er ihn selbst leicht gefangen nehmen könne. Auf diese wichtige Nachricht rufen Ludwig und der Kaiser von Constantinopel eiligst die Ihrigen zu den Waffen; Laien und Geistliche werfen sich auf die Pferde und jagen dem Kaiser Karl entgegen. Dieser wurde erst durch die mächtigen Staubwolken, die sich vor ihm aufthürmten, auf die Nähe der Griechen und die ihm drohende Gefahr aufmerksam, und sah mit Schreck, dass er sich durch den Eifer, sein treffliches Lieblingspferd wieder zu bekommen, zu weit habe verleiten lassen, und dass nun seine eigene Freiheit auf dem Spiele stehe. Zum umkehren war es zu spät, er verzweifelte daher selbst schon an seiner Rettung; da rieth ihm der Herzog Jaymes, sich eiligst mit Allen, die ihm gefolgt seien, in das nahegelegene feste Schloss Hautefeuille (*»Altafoja«*) zu werfen, wenn er nicht eine grössere Niederlage als bei Ronceval erleiden wolle; dieses Schloss aber sei, wie er selbst erfahren habe, als er so lange den widerspenstigen Galalon vergeblich darin belagerte, nur durch Verrath einnehmbar. Dieser Rath wird von Allen als der beste befunden, und Karl eilt, sich mit den Seinen in Hautefeuille einzuschliessen. Auch war es höchste Zeit; denn zugleich mit der Nachhuth der Franzosen erklimmten schon die griechischen Vorposten den Berg, und es entspann sich ein hitziges Gefecht zwischen ihnen, wobei mehrere französische Ritter und unter andern auch zwei von dem Geschlechte der Verräther von den Griechen gefangen wurden. Diese brachte man der Königin, die in ihnen zwei ihrer ärgsten Verleumder, „Justior" und „Macion,"

erkannte. Unterdessen war das ganze griechische Hauptheer nachgerückt und lagerte sich rings um die Feste Hautefeuille. Als nun auch Ludwig die Gefangenen vorgeführt wurden, um über ihr Schicksal zu entscheiden, übergab er die beiden Verräther dem Baruquel, der sie im Angesichte der Feste an einem hohen Galgen aufknüpfen liess, mit dem Schwur, Allen ihres Geschlechts, die in seine Gewalt kämen, gleiches Schicksal zu bereiten. Die übrigen französischen Gefangenen wurden entlassen, um Karl diese Nachricht zu überbringen und zugleich von Seiten seines Sohnes ihn zu bitten, versöhnenden Rathschlägen Gehör zu geben.

Aber Kaiser Karl war noch keineswegs dazu geneigt; vielmehr erzürnte er sich heftig über diesen neuen ihm von dem frechen Pilger zugefügten Schimpf, dessen kühne Entwendung seines Lieblingspferdes, das er ohnehin gar nicht vergessen konnte, ihn in die jetzige missliche Lage gebracht hatte. Es war ihm daher nichts willkommener, als der Vorschlag des Herzogs Jaymes, einen nächtlichen Ausfall zu machen, und er trug ihm vor Allem auf, sich der Person des verhassten Baruquel zu bemächtigen, den er durchaus gehängt wissen wollte.

Der Ausfall gelang wenigstens in so weit, dass die Franzosen wirklich den armen Baruquel gefangen nahmen, und als sie ihn vor den Kaiser Karl brachten, erkannte ihn der Verräther „Alorines, der Bruder des Galalon,“ sogleich, und fachte des Kaisers Zorn nur noch mehr an, so dass dieser befahl, den verhassten Rossdieb unverzüglich aufzuhängen. Schon stand der Galgen, geflissentlich so aufgerichtet, dass die Griechen ihn bequem bemerken konnten, bereit, sein Opfer zu empfangen, schon murmelte Baruquel seinen letzten Stossseufzer, als der gute Herzog Jaymes und „Ojel der Alte“ (wohl ebenfalls Ogier von Dänemark?) hinzukamen. Diesen rief Baruquel zu, ihm zu helfen, erzählte ihnen, wie nur durch seine Verwendung die Königin aus allen Gefahren gerettet worden sei, wie er an

Karls Sohne Vaterstelle vertreten, und darüber sein Weib und seine eigenen Kinder der grössten Noth preisgegeben habe, dass beide im feindlichen Lager sich befänden und ihnen für seine Rettung gewiss Dank wissen würden; denn er habe selbst an Kaiser Karl einen besseren Lohn verdient, der nur von den Verräthern irregeleitet werde. Diese Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht auf das Mitleid der beiden guten Greise, die selbst die Mainzer und ihre bösen Rathschläge von Herzen hassten, und nichts sehnlicher wünschten, als eine Versöhnung des Kaisers mit seiner Gemahlin und seinem Sohne; sie befahlen daher den Schergen, Baruquels Hinrichtung aufzuschieben. Als sie sich aber zum Kaiser begaben, um sich desshalb zu rechtfertigen und ihn zur Gnade zu bewegen, fanden sie ihn bereits durch die Klagen der Mainzer gegen sich so eingenommen, dass er sie gar nicht anhören wollte, und neuerdings den armen Baruquel den Verräthern „Corate," „Galud" und Wilhelm überlieferte, mit dem unabänderlichen Befehl, ihn bis zum Anbruch des morgenden Tags wohl zu bewachen, und mit dem Frühesten aufzuhängen.

Im Lager der Griechen war Niemand betrübter über Baruquels Gefangennehmung als der Prinz Ludwig, der sich das Unglück seines geliebten Pflegevaters so zu Herzen nahm, dass selbst der Papst ihn nicht zu trösten vermochte. Als aber Guiomar den Schmerz seines Herrn sah, und die Ursache desselben erfuhr, bat er ihn, gutes Muths zu sein, und versprach, ihm noch vor Anbruch des nächsten Tages Baruquel frei und wohlbehalten zuzuführen. Er begab sich daher sogleich nach der Feste, wusste durch Anwendung seiner bekannten Zaubermittel sich alle Thore zu öffnen und die Wachen einzuschläfern[1]), erspähte Baruquels Gefängniss und löste

[1]) Auf dieselbe Weise sucht im Fierabras der Spitzbube Malpi den Gürtel der Floripar zu entwenden (V. 2756—2762):

Lo layre (Malpi) esperet tro miega nueyt passada.
Vengutz es al fossat, pres de la tor cayrada.

seine Fesseln, den Hochverwunderten auffordernd, ihn in Kaiser Karls Schlafgemach zu begleiten. Da er aber sah, dass Baruquel vor Verwunderung, Freude und Angst sich gar nicht zu fassen wusste, hiess er ihn seine Rückkunft erwarten, über dessen Bitten und Vorstellungen, die Wachen könnten indess sich ermuntern, nur lachend, und begab sich allein in des Kaisers Schlafgemach, dem er unter dem Haupte sein gutes Schwert „Giosa" *(Joyeuse)* entwendete. Mit diesem und dem zitternden Baruquel machte er sich dann auf den Rückweg, erreichte glücklich, als es kaum noch tagte, das griechische Lager, und übergab den befreiten Baruquel und das treffliche Schwert dem freudig erstaunten Ludwig.

Durch das fröhliche Geräusch und den freudigen Jubel über Baruquels Befreiung im griechischen Lager wurden auch die Franzosen in der Feste aus ihrem Zauberschlaf endlich erweckt, und bemerkten mit Schreck, dass die Thore offen, und der Gefangene entronnen sei. Alles rief: Zu den Waffen! wir sind verrathen! Auch der Kaiser sprang hastig auf und griff nach seinem guten Schwert; wie gross war aber sein Erstaunen, als er es vergeblich suchte, und Alle, die er befragte, sich nicht erklären konnten, wie es unter seinem Haupte habe entwendet werden können. Unterdessen schlossen die Griechen die Feste immer enger ein, so dass die Sorge nach Entsatz immer dringender wurde. Es begaben sich daher der Herzog Jaymes und Ojel nach Paris, um die Bürger anzutreiben, zur Befreiung des Kaisers herbeizueilen; dann reisten sie auch nach Como zum Herzoge von der Lombardie, um auch ihn aufzumahnen, mit allen seinen streitbaren Mannen dem sehr bedrängten Kaiser eiligst zu Hülfe zu ziehen. Doch verstand sich dieser, der den Verrä-

Tantost intret dedins cuendamens a celada.
Venc a l'us de la cambra: si la trobet tancada.
Et a dit son conjur: tota s'es desfermada.
Li bar dormiro tuh perla sala listrada.
Mantenent ac lo layre nostra gen encantada.

thern sehr abgeneigt und im Herzen der unschuldigen Königin und Ludwig, dem rechtmässigen Erben des Reiches, mehr zugethan war, als dem halsstarrigen Kaiser, nur unter der Bedingung dazu, dass der Kaiser endlich versöhnenden Massregeln Gehör gebe, und das Heer, das er ihm zuführen werde, zur Erlangung eines ehrenvollen Friedens benütze. Zu diesem Zwecke versammelte der Herzog von der Lombardie auch wirklich bald ein bedeutendes Heer und zog mit demselben so schnell als möglich nach Hautefeuille; doch konnte er nicht verhindern, dass bei seiner Ankunft daselbst zwischen den Franzosen, die ihm entgegenzogen, und den Griechen ein neuer hitziger Kampf entstand, der aber durch die einbrechende Nacht und die Vermittelung des Papstes beigelegt wurde, worauf es Letzterem auch gelang zwischen den Belagerten und den Belagerern einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Diesen benützte der Papst, um die Gemüther der Streitenden zur Versöhnung und zum Frieden zu stimmen. Er schlug daher den Verbündeten der Königin vor, es zu versuchen, statt durch den ungewissen, blutigen Kampf durch demüthiges Flehen den Stolz ihres irregeleiteten, aber hochsinnigen Gemahls zu besiegen. Es sollten nämlich voraus alle Männer des Heeres im blossen Hemde, hinter ihnen die Frauen bis auf den Gürtel entkleidet und nur mit einem Schleier bedeckt wie in einer Bussprocession zu dem Kaiser sich begeben, sich vor ihm auf die Knie werfen, einstimmig seine Gerechtigkeit und seine Grossmuth anflehen, und ihn durch Bitten zu bewegen suchen, seine unschuldig verstossene Gemahlin wieder in Ehren zu sich zu nehmen. Dieser Rath des heiligen Vaters erhielt auch in der That den Beifall aller versammelten Heeresfürsten, und man schritt sogleich zur Ausführung desselben. Als nun der erstaunte Kaiser so das ganze griechische Heer, an der Spitze desselben den heiligen Vater selbst, den Kaiser Richard von Constantinopel, seinen Sohn Ludwig, und seine verstossene Gemahlin nahen sah, als er ihr einstimmiges, de-

müthiges Flehen vernahm, wurde er tief erschüttert, er fühlte seinen trotzigen Stolz besiegt durch solche Demuth, und vermochte den besseren Regungen seines Herzens, der Grossmuth, dem Mitleid nicht länger zu widerstehen. Er löste seinen eigenen Purpurmantel, um die Blösse seiner Gemahlin damit zu verhüllen, umarmte sie zärtlich, sie wieder in alle ihre Rechte einsetzend, drückte seinen geliebten Sohn ans Herz, und versöhnte sich selbst mit Baruquel, als er vernahm, dass die Seinigen ihm ihre Erhaltung und Rettung zu verdanken hätten. Nun vollkommen von der Unschuld seiner Gemahlin überzeugt, glaubte er es ihr schuldig zu sein, sie an ihren Verleumdern zu rächen, durch deren böse Rathschläge er selbst so lange verblendet wurde; er befahl daher dem Herzoge Jaymes, Ojel, und „Galoer de Tolosa“ *(Gautier le Tolosan?)* die Verräther ergreifen, an Rossschweife gebunden durch das Lager schleifen und dann aufhängen zu lassen.

Unter grossem Jubel zogen nun Franzosen und Griechen wie Brüder nach Paris, wo man ihnen auf diese Freudennachricht den festlichsten Empfang bereitet hatte.

Noch fehlte Karls Einwilligung zu der Vermählung seines Sohnes mit Blancaflor, der Tochter des Almerique de Narbona; aber nicht nur der Papst und der Kaiser von Constantinopel, sondern auch die einflussreichsten Grossen des Reiches, Salamon von Bretagne, der Herzog von London, der Herzog Jaymes, „der treffliche Olumena“ *(el muy buen Olumena?)*, der Graf „Morante“ *(Morans)*, „Wilhelm von Tenga“ *(Guillermo de Tenga?)*, und die beiden Admirals *(Almirantes)* »Aernalte« (Arnald von Bellanda?) und »Oriel de las Marchas« (von Comarchis?) verwendeten sich dafür bei Karl, so dass dieser nicht länger seine Zustimmung verweigerte, und die Vermählung mit der grössten Pracht in Paris feiern liess [1]).

[1]) Ludwigs des Frommen erste Gemahlin hiess bekanntlich Irmengard, und war nach Albericus (ad an. 779) die Toch-

Ludwig, nun am Ziele seiner Wünsche, vergass aber nicht über seinem jetzigen Glücke die Pflicht der Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter und treuen Gefährten im Unglücke. Baruquel wurde auf dessen Vorbitte von dem Kaiser Karl zum Oberstthofmeister („*Mayordomo mayor*") ernannt, und mit der Burg und dem Gebiete von „Malete" (*Malines*, Mecheln?) belehnt, von dem Kaiser von Constantinopel eigenhändig zum Ritter geschlagen, und von Allen reichlich beschenkt. Den treuen Schelm Guiomar ernannte Ludwig zu seinem Obermundschenken („*Copero mayor*") und gab ihm eine reiche Braut. Aber auch der gastfreundliche Josaran und dessen Familie wurden von Ludwig und der Königin Sibille nicht vergessen; sie sendeten nach Ungarn und liessen sie zu sich entbieten, empfingen sie mit grossen Ehren, und der Kaiser Karl ernannte Josaran auf ihre Bitten zu seinem Obersilberkämmerer („*Repostero mayor*"); die Königin aber verheurathete dessen Töchter mit angesehenen Männern und gab ihnen eine reiche Ausstattung.

Den einzigen Schmerz bei so allgemeiner Freude verursachte der Abschied des Papstes und des Kaisers von Constantinopel, die endlich in ihre Länder zurückkehren mussten; doch hatten sie den Trost, den Kaiser Karl in vollkommener Eintracht mit seiner Gemahlin und seinem Sohne zu verlassen, in deren Gesellschaft er noch viele frohe Tage verlebte; nach seinem Tode aber regierte Ludwig das Reich mit Milde und Gerechtigkeit.

Diese Sage trägt auch in dieser späteren Umarbeitung wohl noch unverkennbar den Stempel der Ächtheit und ihres inneren, wesentlichen Zusammenhanges mit dem

ter des „Nemericus" (Aimery) von Narbonne, d. i. des Almerique de Narbona unseres Romans. Im Romane von *Guillaume d'Orange* oder *au-Cornés*, dem berühmten Sohne dieses Aimery de Narbonne, heisst aber dessen Schwester ebenfalls Blanchefleur, und ist, wie hier, mit Ludwig dem Frommen vermählt. (*Catel, Mémoires de l'hist. de Languedoc.* Tolose, 1633. Fol.; p. 568).

karolingischen Cyclus; in ihr treten uns die bekannten Personen in ihrem altherkömmlichen Charakter entgegen. Besonders ist auch hier der Kaiser Karl ganz so gezeichnet, wie in allen Romanen, die dessen Verhältniss zu seinen Vasallen schildern: aufbrausend, oft eigensinnig und sehr leichtgläubig; denn trotz hundertfachen Witzigungen lässt er sich immer wieder von den Verräthern leiten; die aber dann, wenn er durch die äusserste Noth gedrängt zur Nachgiebigkeit gezwungen wird, die Zeche bezahlen müssen. Doch fehlt es unserer Sage auch nicht an eigenthümlichen Zügen und Charakteren, wozu man besonders das durch Baruquel und Guiomar, der an Maugis erinnert, repräsentirte komische Element rechnen muss.

Aber abgesehen von diesem inneren Beweise für die Ächtheit dieser Sage, hat uns ein glücklicher Zufall in einer Stelle der Chronik des Cisterciensermönchs Albericus von Trois-Fontaines, der bekanntlich in der Mitte des 13ten Jahrh. schrieb, auch den äussern Beweis erhalten, welche Stelle nicht nur für die historische Grundlage und das Alter dieser Sage zeugt, sondern uns auch, indem sie den Hauptinhalt derselben kurz mittheilt, die erfreuliche Gewissheit gewährt, dass sie auch durch die späteren Überarbeitungen nicht bedeutend verändert worden sei. Diese Stelle findet sich in der Chronik des Albericus ad annum 770 (in Leibnitz, *Accessiones hist.* Tom. II. Pars I. p. 105—106), und ist zu wichtig, als dass sie nicht ganz hier mitgetheilt werden sollte; sie lautet, wie folgt:

„*Sequitur secundum Alcwinum: Cum matris hortatu filiam Desiderii Longobardorum regis Karolus magnus duxisset uxorem, incertum qua de causa, post annum repudiavit, et Hildegardem Alemannam duxit de genere Suevorum praecipuae nobilitatis foeminam, de qua tres filios genuit; Karolum, Pipinum et Ludovicum et filias tres. Super repudiatione praedictae reginae, quae dicta est Sibilia, a cantoribus gallicis pulcherrima contexta est fabula: de quodam nano turpissimo, cujus occasione dicta regina fuit expulsa;*

de Alberico milite Montis-Desiderii, qui eam debuit conducere, a Machario proditore occiso; de cane venatico ejusdem Albrici, qui dictum Macharium in praesentia Karoli Parisiis duello mirabili devicit. De Gallerano, de Bachare, et eodem Machario tractis turpiter et patibulo affixis; de rustico asinario Warochero (Baruquel) nomine, qui dictam reginam mirabiliter reduxit in terram suam; de latrone famoso Girimardo (Guiomar) in itinere invento; de heremita et fratre ejus Richero Constantinopolitano Imperatore dictae reginae patre, de expeditione in Franciam ejusdem Imperatoris cum Graecis; et de filio ejusdem Sibiliae Ludovico nomine, cui Dux Naâman filiam suam Blancafloram in uxorem dedit, et de Karolo magno in monte Widomari (Hautefeuille) a dicto Ludovico et Graecis obsesso; de reconciliatione ejusdem reginae cum Karolo, quod omnino falsum est; de sex proditoribus de genere Ganalonis occisis, quorum duo supra dicti Macharius et Galerannus perierunt Parisiis, duo ante portam montis Wimari, quorum unus fuit Almagius (Macion), et duo in ipso castro, et caetera isti fabulae annexa ex parte magna falsissima. Quae omnia, quamvis delectent, et ad risum moveant audientes, vel etiam ad lacrimas, tamen a veritate historiae comprobantur nimis recedere, lucri gratia ita composita [1].«

[1]) Überhaupt ist die Chronik des Albericus eine der wichtigsten für die Sagengeschichte, zum Beweise dessen ich die Stellen, in denen von fränkisch-karolingischen Sagen die Rede ist, hier nachweisen will: ad an. 763 (l. c. I. p. 100) von den beiden Bastardsöhnen Pipins, und der Flucht Karls d. Gr. zum König Galafer von Toledo; — ad an. 774 (I. 108 — 110) von Amicus und Amelius; — ad an. 777 (I. 113) von Karls Zug gegen Agolant; — ad an. 778 (I. 114), ad an. 784 (I. 118), ad an. 790 (I. 121), ad an. 795 (I. 125 — 126), ad an. 798 (I. 127), ad an. 805 (I. 143 — 146), ad an. 806 (I. 147 — 150), ad an. 814 (I. 159 — 160) über Karls Zug nach Spanien, die Roncevalschlacht, des Kaisers Tod u. s. w. nach Turpin, aber mit Zusätzen, vorzüglich über die Genealogie der Helden; — ad an. 779 (I. 115 — 116) über das Geschlecht des Aimery von Narbonne (*genus Nemerici*), die Sagen von Aiol und von Ourson de Beau-

Diese Stelle spricht ganz klar von wälschen Gedichten, den Originalen unseres Romans, der selbst oft genug darauf hinweist (*»dice la historia, dice el cuento«*) und hin und wieder den lebhafteren, poetischen Vortrag unverkennbar beibehalten hat (z. B.: *»O quien viera descender burgeses etc..... »y alli vierades fazer por el muy gran duelo etc.....«)*, wiewohl es sehr wahrscheinlich ist, dass der spanische zunächst nach einem französischen Romane in Prosa bearbeitet wurde; doch fand ich nirgends einen solchen erwähnt [1]).

Möchten doch durch diese Auszüge aus Bearbeitungen der zweiten Hand die französischen Gelehrten veranlasst werden, den ächten Quellen derselben nachzuspüren, und sie bekannt zu machen! —

vais; — ad an. 788 (I. 120) Karl als Dieb (Karl und Elegast); — ad an. 802 (I. 134 — 136), ad an. 803 (I. 137 — 141) von Karls fabelhaftem Zuge nach Constantinopel und Jerusalem; — ad an. 806 (I. 146 — 147) von der Mönchwerdung des *Guillaume d'Orange*, und von den Thaten des Guy von Burgund (im *Roman de Guion de Borgogne)*; ad an. 810 (I. 154) über die Sage von Huon von Bordeau und Oberon; ad an. 837 (I. 175) über den Roman von dem jüngeren Aimery *(le chetif)* von Narbonne; — ad an. 866 (I. 194 — 195) von den Fehden des Gérard de Vienne mit Karl dem Kahlen; ad an. 1210 (II. 456) von der Wiedererscheinung Ogiers von Dänemark im hohen Greisenalter.

[1]) Ich vermuthete, dass das bei Roquefort *(Glossaire;* Tom. II., *Table alphabét. des Anonymes*, p. 780, s. v. Sibille) angeführte Gedicht das Original unseres Romans enthalten dürfte, und ersuchte desshalb Herrn Franç. Michel zu Paris um Auskunft. Dieser war auch so gütig, die Handschrift einzusehen und mit meinen Angaben zu vergleichen, und wiewohl ich mich dadurch in meinen Hoffnungen getäuscht sah, so glaube ich doch, dass es Manchem willkommen sein dürfte, etwas Bestimmteres über dieses von Roquefort nur ganz beiläufig erwähnte Gedicht zu erfahren; ich will daher die Nachricht meines ebenso gefälligen als gelehrten Freundes, mit dessen Erlaubniss, hier mittheilen:

„Le manuscrit qui le (ce poëme) contient se trouve à la Bibliothèque Royale et est actuellement rangé dans le fonds de Notre-

Dame sous le No. 277 (in 4°·, Vélin, fin du XIII°· siècle). *Tel en est le sujet:*

Après le prologue qui contient le nom des dix Sibylles, le lieu de leur séjour et de leur naissance et qui se termine par cette stance:

Li reis Tracianus
Empereres de Dius
A Rome la cité,
Od grant nobilité
La (la Sibylle Tiburtina) fist à lui venir
Pur oïr sun pleisir.
Ele lur dist prophecie
Del fiz Seinte Marie,
Par un soinge briefment
Tut lur avenement
Emut apertement
Del jur de jugement,
Cum ore poez oïr,
Si vous vient à pleisir.
Volez, bien le sai
C'ore le vus dirrai.

Après le prologue, dis-je, on lit en rouge: **hic incipit liber regine Sibille**, *puis cette stance:*

En une nuit cent home
Tut del cene de Rome
Sungèrent veirement
El ciel, el firmament
Noef soleilz colorez
De diverse clartez.

La Sibylle explique tout cela par la vie de Jésus-Christ, des événemens postérieurs et le jugement dernier, qu'elle prédit en vers anglo-normands, comme me le prouve le style et l'écriture du Manuscrit."



Zu diesen ächten Quellen, den *Chansons de Geste*, wollen auch wir nun wieder zurückkehren und noch den *Roman de Roncevaux*, den wir durch die Eingangs erwähnte verdienstliche Abhandlung des Herrn Monin endlich genauer kennen lernen, näher betrachten.

Die Abhandlung des Herrn Monin zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste eine Übersicht des Inhalts nebst bedeutenden Auszügen im Original enthält[1]; die andere aber den Inhalt, die Form und das Verhältniss des Gedichtes zur Geschichte und Sage kritisch prüft, und daraus einige für die Geschichte des altfranzösischen Epos wichtige Resultate abzuleiten und festzustellen sucht.

Ich kann mir ersparen, den Inhalt des französischen

[1]) Ausser Ducange und Lelong hat in neuerer Zeit ein gewisser Herr Louis de Musset in seinem Aufsatze: „*Legende du bienheureux Roland*" (in den „*Mémoires et Dissert..... publ. par la Soc. roy. des Antiq. de France.* Tom. 1. p. 145 — 171) auch diesen „*Roman de Roncevaux*" erwähnt und ein paar Stellen im Originale daraus mitgetheilt (ibid. p. 151 — 154); aber gleich die Art, wie er den ersten Vers des Gedichtes anführt:

Charles li Rois à la barbe grisaigne,

und wie er z. B. die folgende Stelle übersetzt (p. 166):

Li cons Rolant a la chiere hardie.
„*C'est à dire, le comte ou consul(!)*
Roland a (!) le coeur généreux(!!)"

mag genügen, um von den Kenntnissen und der Verlässlichkeit desselben einen Begriff zu geben. Übrigens ist diese seinsollende Legende durch einen übelangebrachten ironischen Ton ebenso widerlich, als die angehängten Bemerkungen, trotz ihres gelehrten Aussehens, seicht und oberflächlich sind.

Romans ebenfalls mitzutheilen, da er im Wesentlichen mit dem unserer beiden deutschen Gedichte auf die Roncevalschlacht vom Pfaffen Konrad und vom Stricker genau übereinstimmt[1]).

Auch das Verhältniss der Sage zur Geschichte wurde schon so oft besprochen, und jüngst erst von dem gelehrten Raynouard (im *Journal des Savans; 1832, Juillet,* p. 387—390) so gründlich erörtert, dass es überflüssig und anmassend wäre, diesen Gegenstand nochmals abzuhandeln, ohne etwas Neues hinzufügen zu können[2]). Aber über den Ursprung, die Ausbildung und Fortpflanzung der Sage, die Form des vorliegenden nord-französischen Romans, und dessen Verhältniss zu den älteren Traditionen und Bearbeitungen, und den späteren Nachahmungen Herrn Monin's Ansichten mitzutheilen, sie mit denen anderer neuerer Kritiker zu vergleichen, und die Resultate zu prüfen, scheint mir um so unerlässlicher und wichtiger, als durch diese Untersuchung die Geschichte der Entstehung, Ausbildung und Weiterverbreitung des fränkisch-karolingischen Epos überhaupt einige bedeutende Aufklärungen erhält.

[1]) Wem unter uns die Originale selbst (in Schilter's *Thesaurus;* Tom. II.) noch unbekannt sein sollten, der vgl. den Auszug in: Rosenkranz, Gesch. der deutschen Poesie im Mittelalter, S. 228—230. — Möchte uns doch bald der treffliche Wilh. Grimm durch die versprochene neue Ausgabe derselben erfreuen! —

[2]) Herr Monin hat auch eine Vergleichung der Hauptpersonen der Sage mit ihren historischen Namensverwandten, insbesondere des Olivier und Ogier (p. 80—84) versucht. Wer diesen Gegenstand weiter verfolgen will, vgl. Panizzi (l. c. p. 86 — 130); und über Ogier von Dänemark insbesondere: Schmidt (in den Wiener Jahrbüchern der Lit., Bd. 31. S. 126); — *Vedel Simonsen (Udsigt over Nationalhistoriens aeldste og maerkeligste Perioder. Deel II. Haeft II. S.* 42—46); Reiffenberg *(Nouvelles Archives hist. des Pays-Bas.* Tom. VI. p. 26—30); und Leo (Zwölf Bücher niederländischer Geschichten. Thl. I. S. 385 Anm.).

Was zuvörderst den Ursprung, die erste Ausbildung (künstlerische Gestaltung) und Fortpflanzung der Sage betrifft, so habe ich bereits oben (S. 23 — 27) bemerkt, dass alle neueren Kritiker durch unwiderlegliche Gründe bewiesen haben, dass nicht, wie man früher allgemein annahm, die lateinische Mönchscompilation des Pseudo-Turpin die Basis aller späteren Bearbeitungen dieses Gegenstandes in den Vulgarsprachen sein könne, sondern dass vielmehr diese Chronik selbst so wie die ältesten romantischen Gedichte unmittelbar auf Volkssagen und Volksliedern beruhen, unabhängig von einander sich daraus entwickelt, und die Gedichte sogar die ursprüngliche Tradition viel reiner aufgefasst und objectiver dargestellt haben, was Alles noch viel anschaulicher werden wird, wenn wir die Form des vorliegenden nord-französischen Romans betrachten werden.

Das Vaterland dieser Volkssagen sind unbezweifelt die dem historisch beglaubigten Schauplatze der Begebenheit zunächst gelegenen Gegenden, d. i. die vaskischen Provinzen diesseits und jenseits der Pyrenäen, wo schon seit dem frühesten Mittelalter bis auf den heutigen Tag mehrere Plätze und Stellen bezeichnende Namen von dem Haupthelden der Fabel (wie z. B. die Rolandsbresche u. s. w.) tragen, wo so wie in den ältesten Zeiten noch gegenwärtig die Sage im Munde des Volkes lebt [1]), und die natürlich am meisten von dem

[1]) Wenn auch die Bemerkung des scharfsinnigen und gelehrten P. E. Müller (Sagabibliothek, Bd. II. S. 11—12) im Allgemeinen wahr ist, dass die Localbenennungen nach Sagen nicht immer ein sicheres Kriterium für das Heimathland derselben abgeben, so kann sie doch auf die Rolandssage nicht angewendet werden; denn die Geschichte selbst bestätigt die Heimath der Sage, Blumen und Felsen tragen noch in den Thälern der Pyrenäen Rolands Namen, und sonst ganz unwissende Vasken wissen noch viel von Roland, Karl dem Grossen u. s. w. zu erzählen. (Vgl. James, *France in the lives of her great men.* Vol. I. Charlemagne; p. 231—232; — v. Lüdemann, Züge durch die

für sie so bedeutsamen und ausserordentlichen Ereigniss aufgeregt werden mussten. Die ursprünglichen Sagen der **Vasken**, jenes Volkes, das mit gerechtem Stolze seinen Ruhm, eine auserlesene Schaar des siegreich zurückkehrenden grossen Frankenkönigs vernichtet und dadurch seine Freiheit bewahrt zu haben, besingen konnte, sind wohl nie schriftlich aufgezeichnet oder weiter ausgebildet worden; denn der uralte Stamm der Celt-Iberier bewahrte wohl seine Sprache und vermittelst derselben seine heimischen, mündlich fortgepflanzten Traditionen; brachte es aber nie zu einer Literatur im eigentlichen Sinne. Statt dessen eigneten sich einerseits die **Castilianer** den Ruhm der Vasken zu, und verewigten diese Begebenheit in ihren Romanzen, aber nicht ohne Vermischung mit andern, ihnen eigenthümlichen Volkssagen (von Bernardo del Carpio) [1]); andererseits machte dieses

Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen, im J. 1822. Berlin, 1825. 8. S. 158; — und Fauriel, l. c. Tom. VIII. p. 172.) Solche vielleicht noch jetzt im Munde der Bewohner dieser Gebirge lebende Gesänge könnten allerdings der Marquis de Paulmy (*Delaborde, Essai sur la Musique*, Tom. II. Chap. XII. p. 117—119) und der Graf Tressan (*Corps d'extraits de Romans de Chevalerie*, Tom. I. p. 356) vernommen und nachgebildet, und sie, freilich etwas zu sanguinisch, für das berühmte Rolandslied selbst gehalten haben.

[1]) Schon Rodericus Toletanus (Lib. IV. cap. 9—11) gedenkt dieser Sagen (*Fabulosae narrationes*) und die *Coronica general de España* (*Valladolid*, 1604. Fol.) bezieht sich noch bezeichnender darauf (so z. B. IIIa Parte, fol. 30 v°: „*Cantares de gesta dicen*" etc.... fol. 33 v°.: „*e sabed que maguer que los juglares cantan en sus cantares, e dizen en sus fabras*" etc.) So hat sich z. B. noch in einer spanischen Romanze der ahnungsvolle Traum der Alda (*Aude*) von dem unglücklichen Ende ihres Bräutigams (Rolands) erhalten, der schon zu Anfang des 13ten Jahrh. zum Sprichworte geworden war. (S. Fauriel, l. c. Tom. VIII. p. 446.) In Duran's *Romancero de Romances caball. é hist.* Part. I. p. 136—165 finden sich die ächten Romanzen des spanischen Sagenkreises über die Roncevalschlacht, Alda, Guarinos und Bernardo del Carpio zusammengestellt. Auch Herr Monin

Ereigniss auf die zunächst betheiligten Völker des karolingischen Reiches, die romanisirten Walen (Provenzalen) und Franken (Nordfranzosen), einen zu tiefen Eindruck, um nicht auch unter ihnen fortzuleben, natürlich ebenfalls mit eigenthümlichen Zusätzen [1]), und als sich später auch in ihren Nationalsprachen eine selbstständige Literatur ausbildete, hatte dieser Gegenstand schon eine solche Berühmtheit erlangt, dass er wohl einer der zuerst besungenen und am allgemeinsten verbreiteten wurde.

Ob nun die Provenzalen früher als die Nordfranzosen diese Volkssagen zu grösseren epischen Gedichten verarbeiteten, oder umgekehrt, darüber streiten sich,

(p. 78—79, und besonders Note III.) gedenkt dieser spanischen Bearbeitungen des karolingischen Sagenkreises, und theilt (ebenda) als eine der ältesten Spuren des Volksgesanges in Spanien eine Stelle aus der lateinischen Chronik des Isidorus Pacensis (st. 754) über die berühmte Schlacht bei Tours (i. J. 732) mit. (Vgl. auch: Sarmiento, *Memorias para la hist. de la Poesia y Poetas Esp.*; p. 242.) — Ausser diesen finden sich in den Sammlungen noch andere Romanzen von Roland u. s. w., die aber offenbar erst im 15ten und 16ten Jahrh. entstanden und durch die italienischen Heldengedichte jener Zeit veranlasst worden sind (in Duran's obengenanntem Romancero mit Recht von den ächten abgesondert und p. 166—176 zusammengestellt). Ebenfalls ganz den italienischen Mustern nachgebildet, die vaterländische Tradition durch fremdartige Zusätze bis zur Unkenntlichkeit verstümmelnd, sind die spanischen Heldengedichte auf Bernardo del Carpio von Balbuena und Agustin Alonso, und auf die Roncevalschlacht von Franc. Garrido de Villena und Nicolas Espinosa.

[1]) So scheint z. B. die Rache Karls d. Gr. ein Zusatz der Nationaleitelkeit der Franzosen; denn Einhard sagt ausdrücklich: „*Neque hoc factum* (die Niederlage durch die Vasken) *ad praesens vindicare poterat.*" — Wohl aber musste dafür der unschuldige Herzog von Aquitanien, Lupus, Waifar's Sohn (vielleicht das Vorbild des Ganelon der Sage), büssen (vgl. Aschbach, Gesch. d. Ommajaden in Spanien. Frankfurt a. M., 1829. 8. Thl. I. S. 176).

wie einst über den Vorrang der Troubadours oder Trouvères, gegenwärtig die französischen Gelehrten. Herr Fauriel sucht in seinem oft angeführten Aufsatze: »*Sur l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen-âge*« (im VIIen und VIIIen Bande der »*Revue des deux mondes*«) mit vielem Scharfsinn und vielleicht nur mit zu grosser Künstlichkeit und Systematik zu beweisen, dass die romantische Epopöe den Provenzalen ihren Ursprung verdanke, und von diesen die Nordfranzosen ebenso unbezweifelt, wie in der lyrischen Poesie, auch in der epischen Stoff und Form überkommen, und sie daher nur nachgeahmt hätten. Für den Primat der Letzteren ist vorzüglich Herr Paris in seiner geharnischten Vorrede zum ersten Bande seiner Ausgabe des *Romans de Garin le Loherain* [1]) als Champion aufgetreten, und hat seinen Gegner *à fer émolu* angegriffen. Ohne mich, als hier zu weit führend, auf diesen Streit überhaupt einzulassen, so scheint mir doch in Bezug auf die Sage von der Roncevalschlacht die Vermuthung sehr wahrscheinlich, dass wenigstens dieser Gegenstand von den Provenzalen eben so früh, wo nicht früher als von den Nordfranzosen in grösseren epischen Gedichten *(Chanson de Geste)* besungen wurde. Denn trotz dem, dass unser Rolandslied vom Pfaffen Konrad nicht, wie der gelehrte Raynouard vermuthet, unmittelbar einem provenzalischen Gedichte nachgebildet wurde [2]), so ist es

[1]) *Li Romans de Garin le Loherain, publié pour la première fois et précédé de l'examen du système de M. Fauriel sur les romans carlovingiens. Par M. P. Paris.* Tom. I. Paris, 1833. 8.

[2]) Denn Konrad sagt selbst ausdrücklich am Ende:

Also iz an dem Buochen gescribin stat
In franczischer Zungen,
So han ich iz in die latinen bedvungen,
Dånnen in di tutisken gekeret,
Ich nehan der nicht an gemeret u. s. w.
(Wilken, Gesch. d. Heidelb. Bibliothek; S. 347.)

Überhaupt dürften wohl wenige deutsche Gedichte unmittelbar aus

doch älter (1173—1177) als die beiden auf uns gekommenen Redactionen des *Roman de Roncevaux* (die ältere Handschrift scheint aus dem Ende des 13ten Jahrh. zu sein. S. Monin, p. 63); die aber, wie wir gleich sehen werden, eben auch unverkennbare Spuren eines älteren Textes an sich tragen. Diese früheste nordfranzösische Bearbeitung, das Original unseres deutschen Liedes, scheint aber noch viele provenzalische Wortformen, vorzüglich für die Eigennamen, beibehalten zu haben, und dadurch selbst auf ein provenzalisches Vorbild hinzuweisen; denn wie wären sie sonst in Konrads Gedicht gekommen?[1]) — Ferner schreibt der mehrerwähnte Geoffroy, Prior zu Vigeois (vor d. J. 1200), bei Übersendung der Chronik des Pseudo-Turpin an den Clerus seines Sprengels, also ein Provenzale an Provenzalen: »*Egregios invicti Regis Caroli triumphos ac praecelsi Comitis Rotholandi praedicandos agones in Ispania gestos nuper ad nos ex Esperia delatos gratanter excepi et ingenti studio corrigens scribere feci, maxime quod apud nos ista latuerant hactenus, nisi quae joculatores in suis praeferebant cantilenis*[2]).« Endlich

dem Provenzalischen übertragen worden sein, wie so eben der gelehrte und scharfsinnige Herr Prof. K. Lachmann selbst an dem bisher so allgemein für einen provenzalischen Roman gehaltenen Perceval des Guiot gezeigt hat. (Wolfram v. Eschenbach, hgg. von Karl Lachmann. Berlin, 1833. 8. Vorrede, S. XXIV.)

[1]) Raynouard (im *Journal des Savans* 1832, *Juillet*, p. 394) führt als Belege des provenzalischen Ursprunges aus Konrads Gedichte nur die provenzalischen Wortformen: Monsoy und Presciosa an; deren finden sich aber noch viele, z. B. Blanscandiz, Venerat, Durendart (so auch im *Rom. de Roncevaux)*, Velenthih, Ainmirat von Palvir, Murlana, von Valtia Antoir, Altecler, u. s. w.

[2]) S. Oihenartus, *Notitia utriusque Vasconiae*; p. 397; — vgl. oben S. 24; — Monin, p. 74. Man hat bisher die Ausdrücke „*joculatores*“ und „*in suis .... cantilenis*“ nur auf Volkslieder bezogen: allein ich glaube nicht, dass der Sprachgebrauch

kommen bei ungefähr dreissig Troubadours, worunter mehrere aus sehr früher Zeit (spätestens aus dem Ende des 12. Jahrh.), häufige Beziehungen auf die Sage von der Roncevalschlacht vor, die nicht nur in den Namen der Hauptpersonen, sondern auch in den Grundzügen der Fabel mit dem *Roman de Roncevaux* im Wesentlichen genau übereinstimmen [1]). Und waren denn nicht die Provenzalen viel näher dem Heimathlande der Sage als die Nordfranzosen, und entwickelten sich nicht ihre Sprache und Literatur früher als die der Trouvères?

Aus diesen Daten, verglichen mit dem, was ich früher über den vorliegenden Roman insbesondere und über die bis jetzt bekannt gewordenen Gedichte des fränkisch-karolingischen Sagenkreises überhaupt bemerkt habe (s. oben, S. 18 u. 28), lässt sich auch ungefähr auf die Zeit der ersten Aufzeichnung und Verarbeitung der Volkslieder und Volkssagen von der Roncevalschlacht zu einem grösseren epischen Gedichte (*Roman* oder *Chanson de Geste*) schliessen, nämlich auf die erste Hälfte oder die Mitte des 12. Jahrh. [2]).

Dieser Roman, also schon durch sein hohes Alterthum wichtig [3]), wird es noch mehr durch die ursprüngliche Form der Abfassung und die später damit vorgenommenen Änderungen, deren Spu-

des Mittelalters der Ansicht entgegenstehe, auch grössere, epische Gedichte, von den umherziehenden Jongleurs stellenweise häufig vorgetragen, darunter zu verstehen. (Vgl. Raynouard, l. c. p. 391 u. 396; und Schmidt in den Wiener Jahrb. d. Lit., Bd. 31. S. 141.)

[1]) S. Raynouard, l. c. p. 394 — 395; — vgl. Fauriel, l. c. Tom. VIII. p. 157 — 158.

[2]) Vgl. Monin, p. 63 — 64.

[3]) Für das hohe Alter desselben spricht auch, wie Raynouard (l. c. p. 395 — 396) bemerkt, die Form des Artikels: *lo* für das *Sujet* und *Régime* des Singular, die aus dem älteren Texte in die späteren überging und abermals auf ein provenzalisches Vorbild hinweist.

ren sich noch in den beiden auf uns gekommenen Redactionen erhalten haben. Denn nicht nur weichen beide Handschriften in Einzelnheiten oft bedeutend von einander ab, so dass man sie als zwei verschiedene Redactionen eines ältern Urtextes betrachten kann, sondern in derselben Handschrift werden mehrmals dieselben Situationen zwei-, ja dreimal hinter einander nur mit anderen Worten und einigen neuen Zügen wiederhohlt, und das gerade an solchen Stellen, die durch ihr inneres Interesse und ihren poetischen Moment besonders anziehend und zum Gesange begeisternd waren.

Herr Monin hat sich die dankenswerthe Mühe gegeben, in der Note I. (p. 95 — 110) mehrere Beispiele sowohl von diesen Varianten einer und derselben Handschrift, als auch von den Abweichungen der beiden Handschriften von einander zu verzeichnen. Um dieses anschaulicher zu machen, und zugleich auch eine Probe von dem vorliegenden Romane zu geben, will ich die Stelle hieher setzen, die den Abschied des sterbenden Roland von seinem guten Schwerte Durandart enthält [1]), und zwar zuerst nach der ältern Handschrift (*Biblioth. roy.* 7227), da die jüngere (*Biblioth. roy.* 254), die überhaupt mehr eine Paraphrase der ersteren ist, diese Stelle nur in einer Version gibt:

1.

Quant Rollans voit que la mors si l'argüe
De son visaige a la coulor perdue.
Il esgarda. Une bousne a véue.
Durandart hauce, si l'a dedens ferue,
Et li espée l'a par mi lieu fandue.
Rollans l'en trait, à cui la mors argüe.

[1]) Auch Herr Fauriel hat dieselbe Stelle, in die heutige Sprache übertragen, mitgetheilt (l. c. Tom. VII. p. 562 — 564), und ebenfalls auf das Charakteristische der Form in dieser dreifachen Darstellung derselben Situation aufmerksam gemacht.

Quant la voit sainne, tous li sans li remue.
En une pierre de griez si la ferue,
Si la porfend jusqu'en l'erbe menue,
Si bien ne la tenist jamais ne fust véue.
„Dex, dist li cuens, sainte Marie ajue.
Hé! Durandart, de bonne connéue,
Quant je voz laisse grans dolors m'est créue.
Tante bataille aurai de voz vaincue
Et tantes terres en aurai aissaillue,
Que or tient Karlles à la barbe chenue.
Ja Deu ne place qui se mist en la nue,
Que mauvais hom voz ait au flanc pandue.
A mon vivant ne me serez tolue,
Qu' an mon vivant voz ai lons tans éue.
Tex n'iert jamais en France l'absolue.“

2.

Li dus Rollans voit la mort qui l'engraigne.
Tint Durandart, pas ne li fu estraingne,
Grant cop en fiert ou perron de Sartaingne,
Tout le porfent et depiece et degraingne,
Quant Durandart ne ploie, ne mehaingne.
Sa dolor tote li espant et engraingne:
„Hé! Durandart, com ies de bonne ouvraingne,
Dex ne consent que mauvais hom la teingne!“
Rollans estoit enz el val de Moraingne;
L'angres li dist, sans nule demoraingne,
Qu' il la donnast au prince de Chastaingne.
Il l'a mé ceinst, n'est drois que il s'en plaingne.
Et dist Rollans, à la chiere grifaigne:
„J'en ai conquis Anjou et Alemaigne;
S'en ai conquis et Poitou et Bretaigne,
Puille et Calabre, et la terre d'Espaingne;
S'en ai conquise et Hongrie et Poulaingne,
Constantinnoble qui siet en son demaingne,
Et Monberine qui siet en la montaingne,
Et Bierlande, prins je et ma compaingne.
Ja Deu ne place (qui tout a en son reingne),
De ceste espée que mauvais hom la ceingne.
Mieus voil morir, qu' entre paiens remaingne,
Et France en ait et dolor et souffraingne,
Ja Deu ne place qu'en ce lor en avaingne.“

3.

Quant Rollans voit que la mors si l'aigrie,
Tint Durandart où li ors reflambie.
Fiert el perron que ne l'espargne mie,
Tesqu'en milieu a la pierre tranchie,
Forst est l'espée, n'est frainte ne brisie.
Or la regrete et raconte sa vie:
„Hé Durandars de grant sainté garnie,
Dedens ton poing a moult grant seignorie:
Un dent saint Pierre et dou sanc saint Denise,
Dou vestiment i a sainte Marie.
Il n' est pas drois paiens t'ait en baillie.
De crestiens dois iestre bien servie.
Mainte bataille aura de toi fornie,
Et mainte terre conquise et agastie,
Que or tient Karlles à la barbe florie.
Li empereres en a grant manandie.
Homs qui te porte ne face coardie.
Dex ne consente, que France en soit honnie [1].“

[1]) Das dänische Volksbuch von Kaiser Karl und dessen zwölf Pairs *(Krönike om Keiser Carl Magnus)*, das überhaupt unter den encyklischen Bearbeitungen des karolingischen Sagenkreises eine der vollständigsten und beachtenswerthesten ist, gibt diese Stelle, ein paar in Nr. 2 und 3 vorkommende Züge verbindend, also:
Siden gik Roland til et Bjerg, og vilde hugge sit Sverd Dyrendal itu paa det; da han kunde ikke faae det sönder, sagde han: „Dyrendal! du est et got Sverd, i mange Stride haver jeg havt dig, nu skal vi skilles ad, thi beder jeg Gud, at ingen faaer dig efter mig, som er blödagtig.“ — Siden hug han paa Bjerget, og kunde ikke bryde det sönder. Da sagde han: „du est et got Sverd, Dyrendal! og mange Lande haver jeg vundet med dig. Gud give at Greven af Cantuaria havde dig, thi han er en aedel kjempe. Disse Lande haver jeg vundet med dig, som Keiseren er Herre over, Engelland, Tydskland, Peyton, Britanien, Province, Aquitanien, Tusiania, Lombardien, Ibern og Skotland; thi var det Skade, at nogen Dravels Mand skulle baere dig efter min Död. I din Hjerte er af St. Peders Tand, St. Blasii Blod, og St. Dionysi Haar.“ (Dansk og Norsk Nationalvaerk, eller almind. aeldgammel Morskabslaesning. Udg. . . . af Rahbek. D. I. H. I. S. 179.) — Ist nicht auch hierin noch das Aneinanderreihen zweier Versionen

Die andere Handschrift gibt diese Stelle also [1]):

4.

Quant voit Rollans que la mors l'entreprend,
(Car par les els li cervals li descent;
Par les oreilles n' ot il mais, ne n'entent.)
Tinst Durandart al poin d'or et d'argent,
Fiert en la pierre, bote pié, et estent.
Ne la pot faindre, que Dex ne li consent.
Quant voit Rollans, ne li forfait nient,
Sor dextre garde, contre demi arpent,
Si a coisi un fontenil rovent
Plein de venin et plein d'intoschement.
Dex ne fist home, dès le tans Moisent,
S'il en bevoit, ne fust mort errament.
Moult est hardos, si parfont et pulent.
Là vient Rollans coroceux et dolent;
Entor lui garde, n'a scoisi nule gent.
Durandal prist par lo fier hardiment,
Dedenz la gete, car la mort l'entreprent.
La gent del reigne en trai voz à garent;
Cil noz ont dit, se l'estoire ne ment,
Qu' encore i est por voir certainement,
Et i sera deci au finement. [2])

desselben Themas erkennbar? — Man beachte die beiden mit „*Siden*“ beginnenden Absätze, von denen der erste das Skelett des zweiten ist. Ja man könnte den ersten mit Nr. 1 des französischen Romans vergleichen, während der zweite Nr. 2 und 3 zusammenfasst.

[1]) Herr Monin gibt in seinem Auszuge (p. 43 — 44) aus der älteren Handschrift, deren Text er in der Regel folgt, nur Nr. 1, und schaltet dann die folgende Stelle (Nr. 4) aus der jüngeren Handschrift ein; Nr. 2 und 3 hingegen theilt er unter den Varianten (p. 96 — 98) mit (s. ebenda, p. 103).

[2]) Da in dem gedruckten Texte von dem Gedichte unsers Konrad gerade diese interessanteste Partie fehlt, so muss man sich vor der Hand begnügen, dessen Paraphrasten Stricker hierüber zu vergleichen. (S. Cap. VIII. Sect. 28 — 29.) Nach dessen Erzählung behält der „todte Roland“ sein gutes Schwert Durandart in seiner rechten Hand, und hält es so fest umklammert, dass Niemand es ihm entwinden konnte, bis der Kaiser selbst hinzutrat, und es versuchte:

„Do strachte sich di tode haut.“

Unmittelbar darauf folgen über die letzten Augenblicke Rolands ebenfalls drei nur in den Ausdrücken und in einzelnen Zügen verschiedene Versionen desselben Themas (S. Monin; p. 44 — 45, und p. 98); so enthält die Handschrift 254 zwei solche Versionen von dem Streite zwischen Ganelon und Roland (*ibid.* p. 95); so enthalten beide Handschriften eine ähnliche Variante der zweiten jener Strophen, die Rolands anfängliche Weigerung, in sein Horn zu stossen, erzählen (*ibid.*; p. 14 — 15 und

Später erfahren wir, dass der Kaiser seine Halbbrüder, Wineman und Rapot mit Rolands Horn und Schwert beschenkt (*ibid.*; Cap. IX. Sect. 3; und Cap. X. Sect. 18). — Vielleicht dürfte auf den späteren Zusatz (im französischen Roman nach der Handschrift 254) von der Versenkung Durandart's in einen vergifteten Brunnen die Sage von Excalibur, dem berühmten Schwerte des Königs Artus, nicht ohne Einfluss gewesen sein. (S. *History of Prince Arthur etc.... London* 1816. Vol. II. p. 471 — 474.) — Das dänische Volksbuch von Karl d. Gr. (l. c. S. 181) erzählt noch ausführlicher, als Stricker, wie es endlich nur dem Kaiser selbst gelang, Durandart den Händen des todten Roland zu entwinden, und verbindet damit den erstangeführten Zug aus dem französischen Roman, indem es hinzufügt: „*Han (Keiseren) tog Sverdet og bröd Hjerten og Kloden deraf og havde dem for en Helligdom, men Bladet saenkte han i en Sö.*“ — In dem altitalienischen Gedichte: *la Spagna* erhebt sich die Leiche Rolands, und reicht das grosse Schwert mit heiterm Blick dem Kaiser:

E parlò umile, e come corpo umano:
„Re Carlo Mano, tua spada ti rendo!“

(Vgl. Schmidt, Rolands Abentheuer; Thl. III. S. 95 — 96.) — Es musste also noch andere in den beiden Handschriften des *Roman de Roncevaux* nicht aufgenommene Versionen dieses Themas gegeben haben. — Die Sorge der Helden wegen des Schicksals ihrer Lieblingswaffen auch noch nach ihrem Tode findet sich übrigens in vielen Sagen wiederhohlt; man vgl. z. B. die serbische Heldensage von dem Tode des Königssohnes Marko in: *Talvj* (Fräulein v. Jakob) Volkslieder der Serben; Th. I. S. 242 — 243.

95—96); so wird in der Handschrift 7227 von jenen Strophen, die Oliviers Tod beschreiben, die zweite ebenfalls auf diese Weise wiederhohlt *(ibid.;* p. 28 und 96); so mochte wohl auch mehr als eine solche Version von dem verrätherischen Rath, den Ganelon dem Könige Marsilius ertheilt, sich vorfinden (Herr Monin gibt hievon nur einen Auszug), da unser Konrad (v. 1465), wie schon Mone (Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa; Thl. II. S. 376) mit Recht bemerkt hat, diesen Theil der Erzählung mit einem eigenen Namen *»ther Pinrat«* bezeichnet hat.

Selbst eine flüchtige Ansicht des oben gegebenen Beispiels wird Jeden überzeugen, dass ein Dichter, der diesen Gegenstand in einem Gusse neu und selbstständig behandelt hätte, sich schwerlich die unnütze Mühe gegeben haben würde, dasselbe Thema drei- bis viermal mit geringen Änderungen zu wiederhohlen, ja er hätte bei einigem Tacte die Unzweckmässigkeit eines solchen Verfahrens bald erkennen müssen, abgesehen davon, dass Wenigen eine solche Leichtigkeit des Reimens und Erfindens neuer Wendungen eigen sein mochte. So haben denn auch in der That die späteren Überarbeiter, wie z. B. unser Konrad und der Stricker, entweder nur eine dieser Versionen aufgenommen, oder die besonderen Züge derselben in ein Ganzes verschmolzen. Mir scheint daher Herrn Monin's Meinung (p. 69 — 71 *et passim)* wohl begründet, dass eben diese Eigenthümlichkeit über die erste Abfassung dieser Romane Aufschluss gebe; dass nämlich diese verschiedenen Versionen eben so viele Volkslieder über denselben Moment der Sage waren, dass eben die frühesten Aufzeichner, gleich den Diaskeuasten der Griechen, nichts anders thaten, als diese Volkslieder der mündlichen Tradition nachzuschreiben, zu ordnen und zu einem grösseren Ganzen zu verbinden, und dass erst die späteren Überarbeiter durch Weglassen, Abrunden, kurz durch eine mehr künstlerische Umgestaltung diese Spu-

ren des ursprünglichen, ganz volksmässigen Charakters nach und nach verwischten [1]).

Sehen wir noch einmal auf das oben gegebene Beispiel zurück, so wird eine etwas aufmerksamere Vergleichung uns noch bemerken lassen, dass Nro. 1 die älteste dieser Versionen (oder mit anderen Worten dieser Volkslieder) ist; denn in dieser ist das Thema in seinen Grundzügen einfach und kräftig dargestellt, die Sprache und selbst der Reim scheinen alterthümlicher, und die Wiederhohlung desselben Ausganges im ersten und sechsten Vers ist ächt episch, den Grundton der Situation anschlagend. Nr. 2 und 3 haben einige neue Züge und Einzelnheiten, sind aber im Ganzen schon schleppender und mehr paraphrasirend, und daher unbezweifelt spätere Umbildungen. Noch mehr gilt diess von Nr. 4; charakteristisch ist aber hier der Zusatz von dem endlichen Schicksale Durandarts, über das die älteren Versionen noch bedeutsam schweigen, daher es schon nöthig wird, sich desshalb auf Zeugen zu berufen, mit dem bedenklichen Zusatz:

„— — — — *se l'estoire ne ment!*" —

Noch evidenter wird dieser ganze Bildungsprocess durch eine Vergleichung mit den spanischen Romanzen. So nehme man z. B. die Romanzen von Don Gayferos in Duran's oft angeführter Sammlung (Vol. I. p. 115 — 131); da erzählt Nr. 4, offenbar die älteste, ganz einfach und schlicht, aber kräftig und anschaulich die Fahrt des Helden nach Sansueña, um seine von den Mauren gefangene Gemahlin, Melisendra, zu befreien, Nr. 3, 6, 7, 8 schildern sehr ausführlich einzelne Situationen dieser Erzählung, und beurkunden eben durch ihre para-

[1]) Herr Fauriel dreht freilich, behufs seines Systems, Alles auf das Provenzalische zurückzuführen, die Sache etwas anders, indem er in diesen verschiedenen Versionen eine Überarbeitung mehrerer älterer (provenzalischer) Romane sieht; aber gründeten sich diese nicht zuletzt abermals auf Volkslieder, und ist es nicht viel wahrscheinlicher, gerade bei ihnen diese Art der ersten Abfassung anzunehmen?

phrastische Manier ihren spätern Ursprung, der von Nr. 5, als von dem berühmten Miguel Sanchez, einem Dichter des 17. Jahrh., herrührend, bestimmt angegeben wird. Wenn nun ein Sammler, Nr. 4 zu Grunde legend, die späteren Nachbildungen an den betreffenden Stellen der Erzählung einschalten möchte, so würde er eine mit der im *Roman de Roncevaux* so eben bemerkten analoge Form erzeugen [1]).

Noch hat Herr Monin (p. 70) auf eine andere Eigenthümlichkeit des vorliegenden Romans aufmerksam gemacht. Bekanntlich haben die epischen Gedichte des Mittelalters, besonders aus dem karolingischen Sagenkreise, meist einen Eingang (Prolog), in dem der Dichter sich nennt, seine alten, unverfälschten Quellen rühmt, die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung betheuert, und zu deren grösserer Bekräftigung auf seine Vorgänger, „die lügenhaften, neuen *Jongleurs*" u. s. w. wacker schimpft [2]). In dem *Roman de Roncevaux* kömmt aber nichts von alle dem vor; er beginnt unmittelbar mit der Erzählung von Karls Kriegsthaten in Spanien [3]). Deutet das nicht abermals auf seine frühe Abfassung hin, noch bevor es Mode geworden war, sich der Volkssagen und

[1]) Aber nicht bloss im *Roman de Roncevaux*, auch in andern Romanen des karolingischen Kreises trifft man auf ähnliche Formen, wie Herr Fauriel, z. B. vom „*Roman d'Aiol de Saint-Gilles*" (l. c. Tom. VII. p. 565 — 567) vom „*Roman de Gérard de Roussillon*" und zwar gerade von der ältesten, provenzalischen Redaction desselben (l. c. p. 570), und von den Romanen, die den besonderen Sagenkreis von *Aimery de Narbonne* und *Guillaume d'Orange* umfassen (l. c. p. 568 — 569 und p. 572 — 574) bemerkt und durch Beispiele belegt, wodurch in Beziehung auf den *Guillaume au Cornés* Lachmann's Vermuthung (Wolfram v. Eschenbach. Vorr. S. XLII.) bestätiget wird.

[2]) Vgl. Uhland, l. c. S. 96 — 99; — und Fauriel; l. c. Tom. VII. p. 553 — 556.

[3]) „*Il commence avec une sorte de brusquerie guerrière*," sagt Herr Monin (p. 3).

Volkslieder als Quellen zu schämen, und durch Berufung auf wirklich vorhandene oder erdichtete Chroniken und Urkunden sich ein gelehrtes Ansehen und der Erzählung Authenticität zu geben? Denn erst in jener Zeit, als der Stand der Gelehrten *(Clercs)* sich herabliess, die bisher nur den Jongleurs überlassenen heimischen Heldensagen zu verarbeiten, musste das volksthümliche Interesse dem Anscheine von Gelehrsamkeit weichen, und um diesen zu retten, wurden die in Einzelnheiten sich oft widersprechenden Volkslieder als fabelhafte Neuerungen der Jongleurs verächtlich abgelehnt, aber desshalb nicht minder benützt; die hingegen von den frühesten, noch bloss sammelnden Aufzeichnern mit gewissenhafter Treue an einander gereiht wurden, etwa so wie in den vorliegenden Redactionen des *Roman de Roncevaux.*

Zwar beruft sich auch der *Roman de Roncevaux* im Verlaufe der Erzählung mehrmals auf solche Autoritäten, und diese Stellen finden sich in beiden Handschriften; z. B.

En vieille geste le treuve l'on lisant...
Il est escrit as Set-Sains en Bretagne....
Il est escrit au Saint-Denis monstier....
Li ber saint Gilles [1]*)... en fist l'estoire....*

Ja einmal stösst man sogar auf eine Berufung auf das Leben des Julius Caesar, mit dem Beisatze:

El Capitoile de Romme est-il lisant.... [2])

[1]) Vgl. Stricker, Cap. IX. Sect. I.; — und die Weihenstephaner Chronik bei v. Aretin, Älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Grossen; S. 88. Hiezu bemerkt v. Aretin (S. 99.): „In der Legende des heil. Egidius, welche in den *Actis Sanctorum* abgedruckt ist, steht nichts davon (von dessen angeblicher Geschichte der Roncevalschlacht).“ — Dem sei aber, wie ihm wolle, so ist doch immer diese Hinweisung auf den heil. Aegidius, den Patron der Provence *(Provincia S. Aegidii;* vgl. v. d. Hagen Einleit. zum Rother, S. VII.), sehr merkwürdig, und deutet abermals auf ein provenzalisches Original.

[2]) S. Monin; p. 67—68. Dieser sucht das Vorkommen dieser Be-

Man könnte den Knoten zerhauen, wenn man kurzweg diese Stellen als Interpolationen eines späteren Copisten erklärte, da sie dem Geiste des eigentlichen Volksgesanges widersprechen. Allein auch ohne dieses allerdings bequeme Auskunftsmittel werden dadurch die obigen Behauptungen und Resultate nicht gefährdet; denn wenn wir in den verschiedenen Versionen wahre Volkslieder erblickten, so ist damit noch nicht gesagt, dass der ganze *Roman de Roncevaux* bloss aus solchen bestehe, es konnte vielmehr in der That die Erzählung aus Legenden und Chroniken ergänzt worden sein; wenn wir die ersten Sammler und Aufzeichner von den späteren Überarbeitern (den Clercs) unterschieden, so wird dadurch nicht behauptet, dass sie ohne alle gelehrte Kenntnisse waren, vielmehr waren auch sie höchst wahrscheinlich Mönche, als damals fast noch allein des Schreibens Kundige, und es ist daher eben nicht auffallend, wenn auch sie durch Berufung auf Klosterchroniken und Legenden der Erzählung mehr Autorität zu verleihen suchten; aber dass sie in einem anderen Geiste gearbeitet haben, als die späteren Clercs, scheint ausser der in der Natur der Sache selbst liegenden allmäligen Umgestaltung, eben auch aus dem Umstande hervorzugehen, dass sie trotz diesen gelehrt aussehenden Anführungen es noch nicht für nöthig hielten, auf die Volksdichter verächtlich herabzusehen, ihre Berichte als neuerfundene Lügen zu verschreien, und ihre gelehrten Autoritäten an die Spitze zu stellen, ja sich nicht einmal die Mühe gaben, die, wie wir gesehen haben, in Einzelnheiten von einander abweichenden Darstellungen der verschiedenen Versionen auszugleichen oder gar zu verschmelzen, sondern sie ganz einfach und unverändert neben einander stellten. Wenn wir endlich in den vorliegenden Redactionen des *Roman de Roncevaux* unverkennbare Spuren der ursprüng-

rufungen in den Volksliedern selbst glaublich zu machen, was mir jedoch nicht sehr wahrscheinlich scheint.

lichen Form der ersten Abfassung zu sehen glaubten, so haben wir dadurch keineswegs ihre durchgängige Identität mit derselben behauptet, ja sogar ausdrücklich auf einen älteren (etwa provenzalischen) Grundtext hingewiesen. Auf jeden Fall scheint mir daher der *Roman de Roncevaux* eben durch seine Form für die Geschichte des altfranzösischen Epos überhaupt höchst merkwürdige Resultate zu liefern, und ich stimme ganz Herrn Fauriel bei, wenn er von der successiven Ausbildung der Sage von der Roncevalschlacht sagt (l. c. Tom. VII. p. 536):

»*Cette fameuse déroute (de Roncevaux) laissa, dans l'imagination des populations de la Gaule, des impressions dont la poésie populaire s'empara de bonne heure. De tous les argumens épiques du moyen-âge, c'est celui dans lequel on peut observer le mieux les formes diverses sous lesquelles la plupart de ces argumens se sont produits successivement. On peut reconnaître qu'il n'y eut d'abord, sur ce sujet, que de simples chants populaires: on trouve plus tard des légendes dans lesquelles ces chants ont été liés par de nouvelles fictions, et à la fin de vraies épopées, où tous ces chants primitifs et ces dernières fictions sont développés, remaniés, arrondis, avec plus ou moins d'imagination et d'art, parfois altérés et gâtés.*«

Aber auch in Beziehung auf die späteren Nachbildungen der Sage ausserhalb Frankreichs (Hr. Monin hat dieses Verhältniss nicht berührt) ist, besonders für uns Deutsche, dieser französische Roman von Wichtigkeit. Denn ich habe schon oben bemerkt, dass unsere deutschen Gedichte von Konrad und dem Stricker mit dem vorliegenden Auszuge des französischen Romans in dem ganzen Gange der Erzählung so sehr übereinstimmen, dass man diesen unbezweifelt für ihr Original halten muss, und dadurch die Vermuthungen Scherz's (in der Vorrede zum Stricker, in Schilter's *Thesaur.* Tom. II.) und Uhland's (l. c. S. 77—79) zur Gewissheit werden. In den Einzelnheiten finden sich freilich einige Abweichungen, so dass unsere deutschen Gedichte bald mit der

einen, bald mit der anderen Redaction des französischen Romans, bald auch nur mit einer der verschiedenen Versionen derselben Handschrift darin zusammenstimmen; manchmal drängen sie (vorzüglich gegen das Ende) die Erzählung so zusammen, dass sie ganze kleine Episoden des Originals weglassen (die bedeutendste Auslassung der Art ist die Übergehung der verschiedenen Vorschläge der Pairs über die für den Verräther Ganelon zu bestimmende Todesart); manchmal haben sie aber auch wieder, wie es scheint, beiden Redactionen fehlende Züge, die sich wenigstens in dem vorliegenden Auszuge nicht angegeben finden. Doch eine erschöpfende und zuverlässige Vergleichung dieser Einzelnheiten wird sich erst dann anstellen lassen, wenn wir vollständige und kritische Ausgaben des französischen Romans und des deutschen Gedichtes vom Pfaffen Konrad werden erhalten haben. Mit diesen deutschen Gedichten und daher mittelbar mit dem französischen Romane stimmen auch die Berichte von der Roncevalschlacht in der Weihenstephaner Chronik und im dänischen Volksbuche von Karl Magnus in der Hauptsache überein, ja sie könnten vielleicht unmittelbar aus einer nordfranzösischen oder niederländischen Bearbeitung geschöpft sein; der Pseudo-Turpin lag ihnen wenigstens nicht zu Grunde [1]).

[1]) Vgl. v. Aretin, l. c. S. 11—12, 85—89, und 97—99; der aber irrt, wenn er die *Chroniques de St. Denis* für eine der möglichen französischen Quellen hält; denn der hieher gehörige Abschnitt derselben ist bekanntlich nur eine Paraphrase des Pseudo-Turpin (vgl. auch Note II. bei Monin). Auch hat Herr v. Aretin den auffallenden Irrthum begangen, das Thal *Roncesvalles* immer mit den „Roncalischen Feldern" zu verwechseln! — Das dänische Volksbuch (l. c. S. 162 — 182) folgt ebenfalls offenbar dem *Roman de Roncevaux*, oder einer demselben nachgebildeten Bearbeitung; doch nimmt es zuletzt auch auf den Pseudo-Turpin Rücksicht, und sucht besonders beide Berichte über das Schicksal des ehrwürdigen Prälaten selbst auf eine fast komische Weise zu vereinen; denn nachdem es den Erzbischof, wie in dem *Roman de Roncevaux* tapfer die Schlacht mitkämpfen und zuletzt

So hält schon Schmidt (Rolands Abentheuer, III. S. 101) das „Buch" *(libro)*, auf welches sich das altitalienische Gedicht: *La Spagna* wiederhohlt beruft, für „ein französisches oder provenzalisches Gedicht;" und soviel ich nach der Vergleichung des ebenda (S. 83 — 96) befindlichen Auszuges (leider hatte ich kein Exemplar der *Spagna* zur Hand) mit dem aus dem *Roman de Roncevaux* beurtheilen kann, scheint mir dieser auch die Quelle des altitalienischen Gedichtes zu sein. Wenigstens ist die Behauptung Ginguené's (l. c. Tom. IV. p. 185 — 186, und p. 199), die Chronik des Pseudo-Turpin sei unter dem „Buche" zu verstehen, durchaus falsch, wie ebenfalls schon Schmidt (l. c.) bemerkt hat[1]).

todwund auf dem Schlachtfelde liegen gelassen hat, erzählt es uns auf einmal (S. 181 — 182): *„Siden lod han (Keiseren) baere de christne Liig fra Hedningenes, og fandt da, hvor Erkebispen laae maallös. Keiseren lod forbinde hans Saar, og han bekom en god Laege; han blev laegt, men gik paa to Krykker, saalaenge han levede, og betjente alleneste sit Erkebiskops Embede."* (Vgl. Rahbek's Vorrede über Christen Pedersen's Quellen; besonders S. VII — VIII. — Doch wäre eine neue kritische Prüfung derselben höchst wünschenswerth, die aber erst nach Herausgabe der *Chansons de Geste* genügend vorgenommen werden kann, und die Ächtheit und verhältnissmässige Vollständigkeit der in dem dänischen Volksbuch enthaltenen Sagen erst recht klar machen wird.)

[1]) So nennt nach Ginguené's eigener Angabe (l. c. 199) die Spagna den Turpin niemals als eine ihrer Quellen, wie es doch bekanntlich alle späteren italienischen Heldengedichte dieses Kreises, wenn auch meist nur im Scherze, zu thun pflegten; so lässt auch die Spagna den Erzbischof Turpin in der Roncevalschlacht mitkämpfen und umkommen (ein Hauptkriterium!); so sagt Pulci im *Morgante Maggiore*, der, wie bekannt, häufig die Spagna parodirt, gerade in Bezug auf diese Stelle (Canto 27, St. 79; — eine Strophe, die übrigens Ginguené selbst citirt und übersetzt l. c. p. 209 — 210, Note):

E s'alcun (die Spagna wird hier gemeint) *dice che Turpin morisse*
In Roncisvalle, c'mente per la strozza; etc....

Es ist daher aus dem bisher Gesagten wohl Jedem einleuchtend, wie wichtig der *Roman de Roncevaux*, abgesehen von seinem inneren, selbstständigen Werthe, für die Literaturgeschichte des Mittelalters überhaupt sei; möchte doch recht bald Herr Bourdillon sein Vorhaben ausführen, eine vollständige und kritische Ausgabe davon zu veranstalten! —

Auf jeden Fall aber hat sich schon Herr Monin durch das, was er in der so eben besprochenen von vielem Fleiss und Scharfsinn zeugenden Abhandlung für eine genauere Kenntniss dieses Romans geleistet hat, um alle Freunde dieses Literaturzweiges sehr verdient gemacht.

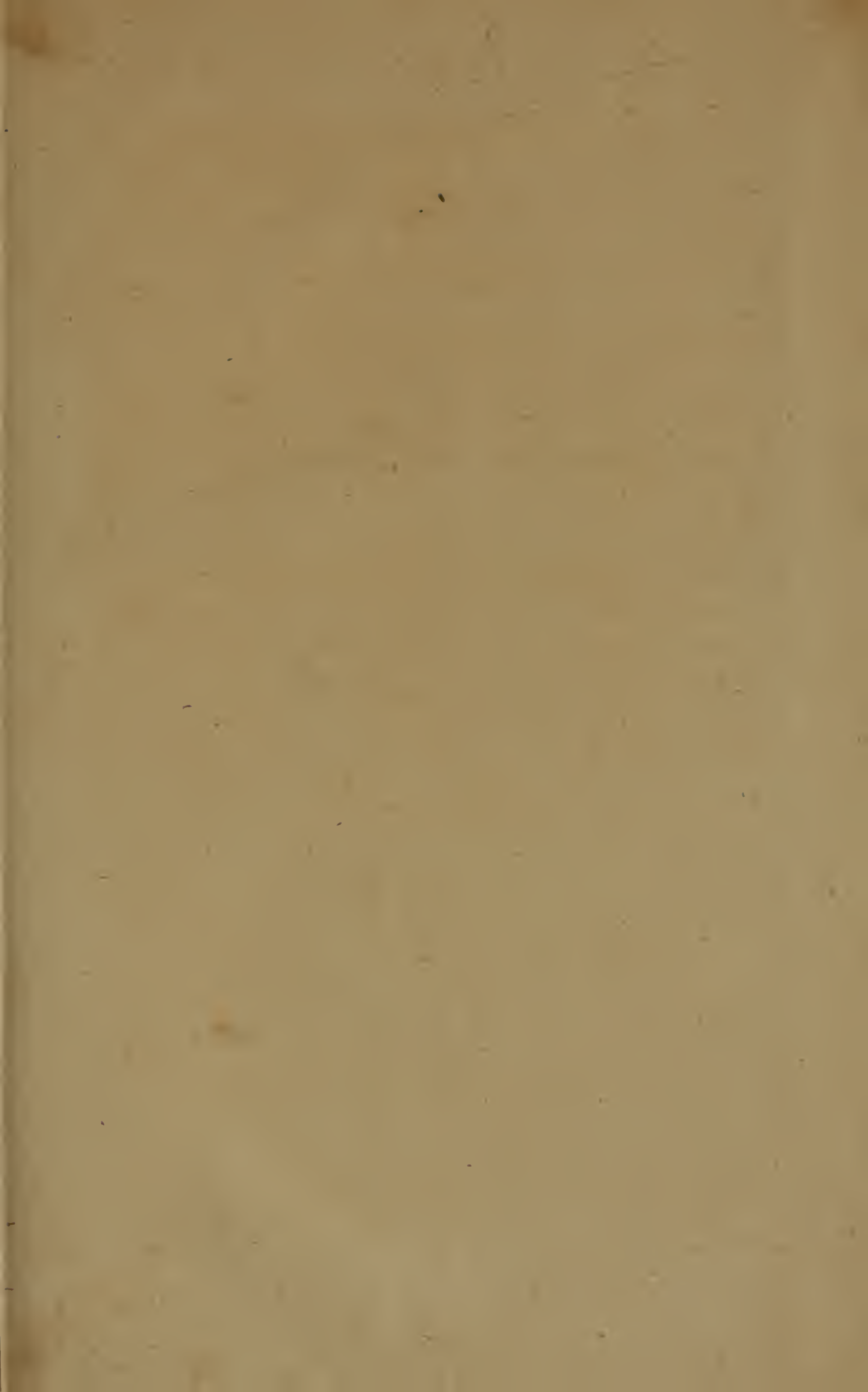
Aus der Spagna lässt sich auch z. B. die Herrn Monin (p. 23 und 102) im *Roman de Roncevaux* unverständlich gebliebene Stelle, in der Ganelon auf Rolands eigenmächtige Eroberung der Festung Nobile *(Noble)* anspielt, erklären. (Vgl. Schmidt l. c. S. 87—88.)

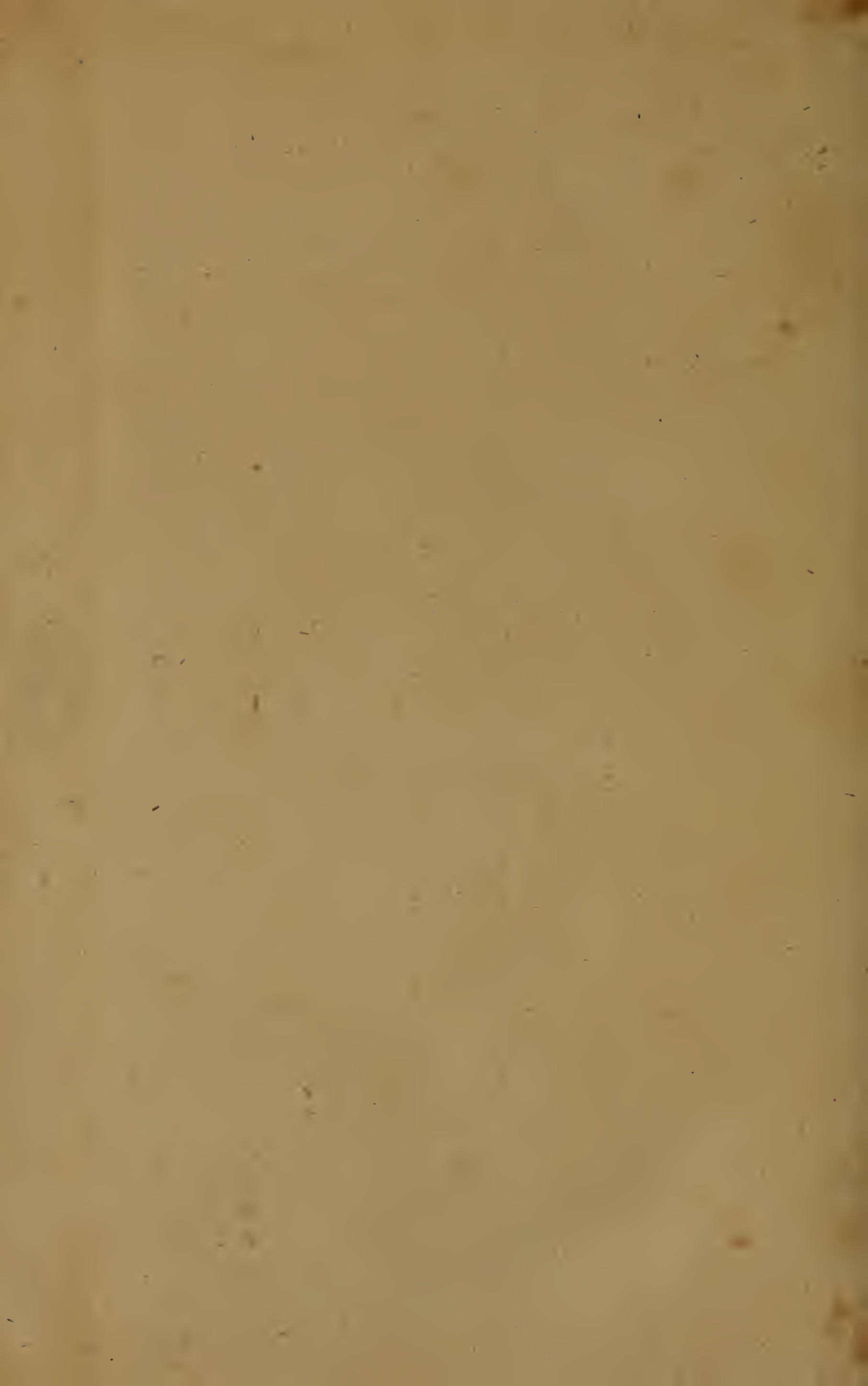


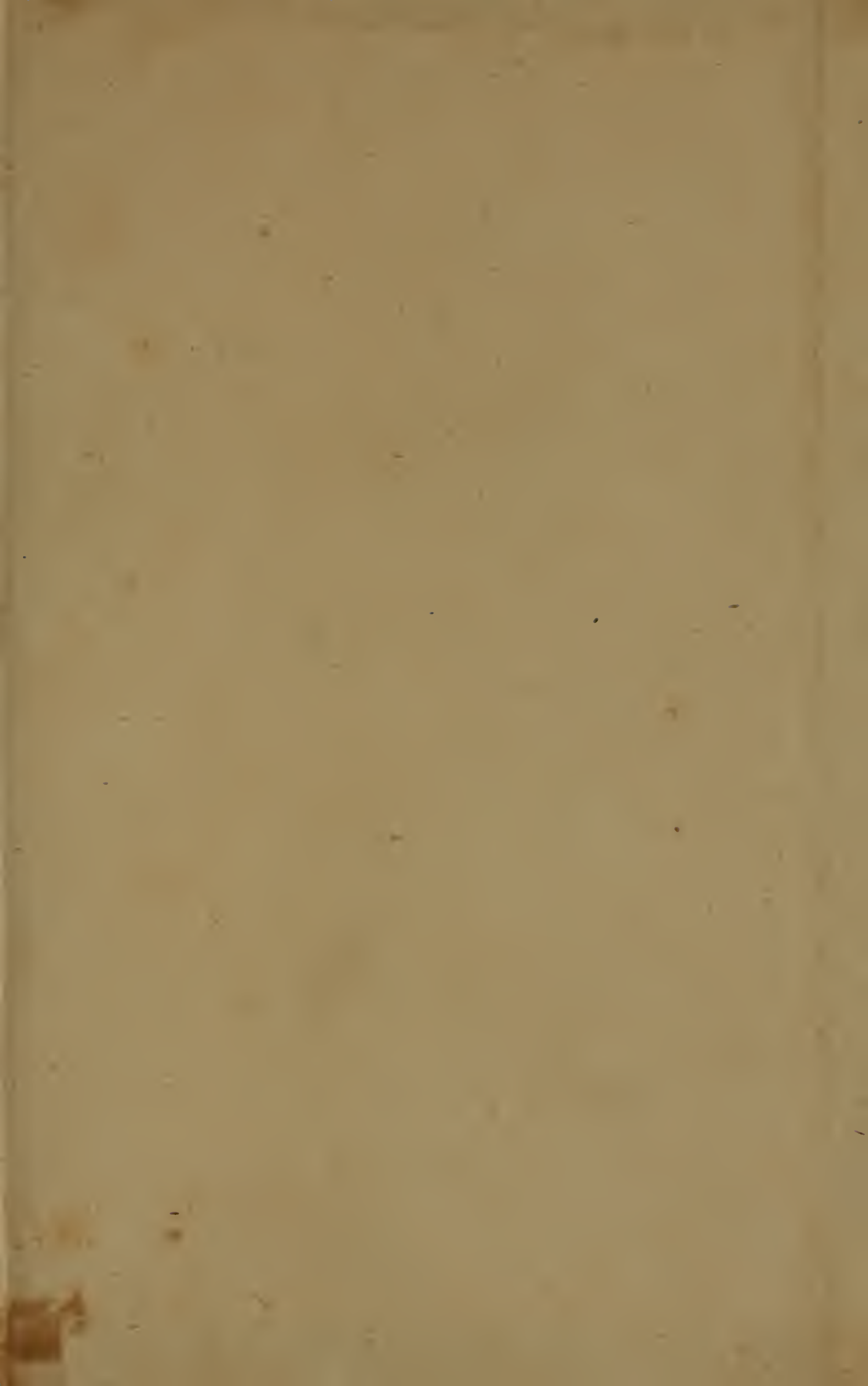
Inhalt.

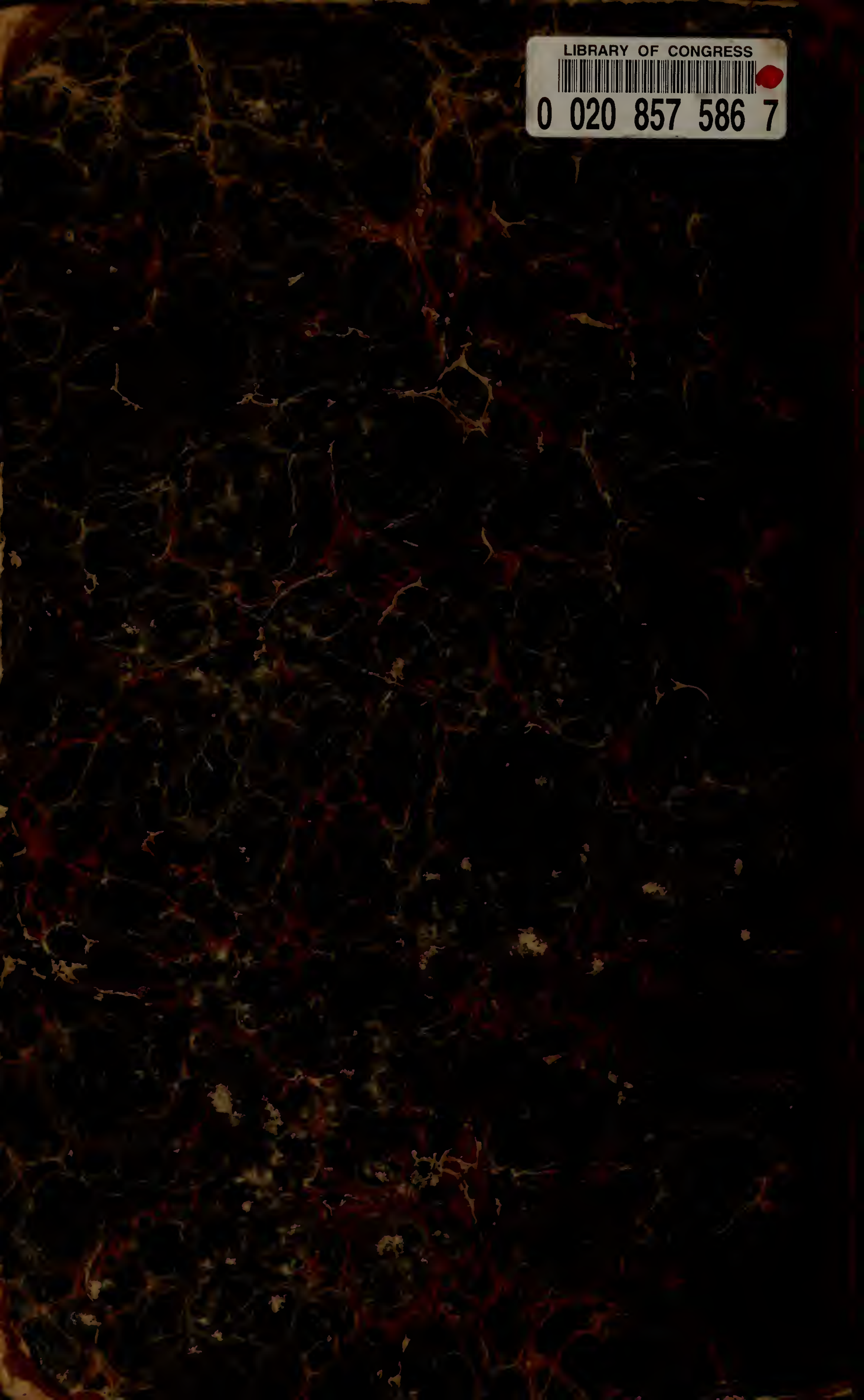
Verbesserungen.

Seite	Zeile	Statt	Lies
41	letzte v. u.	*Li*	*Si*
—	—	*Wandre*	*Wandro*
44	4 —	*Borgona*	*Borgoña*
60	9 —	*sagitta*	*sagittat*
77	8 v. ob.	ein Mann	ihr Mann
86	13 v. u.	fasst	fast
103	15 v. ob.	hätten	hatten
—	17 —	Gewahrsam	Gewahrsame
108	18 —	erscheinen	scheinen
113	16 —	Schicksal	Schicksale
137	10 v. u.	*béaucoup*	*beaucoup*
147	5 v. ob.	Aufhörens	Aufhören
152	13 v. u.	nach Entsatz	für Entsatz
156	14 —	sei	ist








LIBRARY OF CONGRESS
0 020 857 586 7